BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Purmann, Johann Georg, 1733-1813

Sitten und Meinungen der Wilden in America

Bd.: 4

Frankfurth am Mayn (1781)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7569 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249512-7
VD18 80095631-001

Ex Libr: Ios: Ant: Imhof de
Spielberg Coll: Ecc: S: Petri
Præp: et S: Maurit: Dec: A.V:

Gs 7569

[Johann Georg Zimmann]

Sitten und Meinungen

der Wilden

in America.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Mit Kupfern.

Vierter und lezter Theil.

Mores hominum multorum vidit et urbes.

Frankfurth am Mayn,
bey Johann Gottlieb Garbe.
1781.

BIBLIOTECA

Verzeichniß der Kupfertafeln zum vierten Theil.

Nr. 1. Ein Californier, und eine Californierinn . . Seite 46.

Nr. 2. Privatwohnung eines vornehmen Mannes in Otaheite . . 137.

Nr. 3. Ein Mann von Stand auf der Insel Otaheite . . 150.

Nr. 4. Eine Frau vom gemeinen Volk daselbst . . . 152.

Nr. 5. Ein junger Mensch in Otaheitischer Tracht . . . 149.

Nr. 6. Ein Einwohner von Neu-Seeland . . . 216.

Nr. 7. Ein Zweig eines Brodfruchtbaums . . . 157.

Nr. 8. Vorstellung eines Tupawow oder Verwesungshauses auf Otaheite . 193.

Wir haben uns bisher mit denjenigen Wilden beschäfftigt, die auf dem festen Lande von America ihre Wohnsitze haben; nunmehr wollen wir auch diejenigen kennen lernen, die wir auf den Inseln in der Südsee, oder dem sogenannten stillen Meere antreffen. In diesem ungeheuern Raum, der sich von den westlichen Küsten von America bis nach China und Japan, und fast von einem Pol bis zum andern erstreckt, sind eine sehr große Menge Inseln, deren Einwohner von den Einwohnern der übrigen bekannten Welt eben so sehr unterschieden sind, als unter sich selbsten. Durch die vielen Seefahrer, die die Welt umsegelt haben, sind wir mit vielen von diesen bekannt worden; allein es ist auch ohne Zweifel noch vieles zu entdecken übrig, das vielleicht den künftigen Zeiten vorbehalten ist. Es ist dem Forscher der Menschengeschichte allerdings daran gelegen, die Erscheinungen zu sammeln, die er hernach vergleichen,

und unter allgemeine Regeln bringen kan. So lange man noch nicht hinreichende Data hat, so läst sich vom Allgemeinen nicht viel sagen; oder man müsie von Grundsätzen, die man einstweilen angenommen hat, beständig Ausnahmen machen. Es ist dieses aber immer um so viel viel schwerer, je mehr man Verschiedenheiten antrifft. Unsre Väter haben von den wenigen ihnen bekannten Wilden sogleich eine allgemeine Idee gegeben, und nach ihren Einsichten den Stand der Wildheit geschildert; aber wie wenig paßt solches auf viele von denjenigen Wilden, die wir in der neuern Zeit haben kennen lernen.

Wir finden unter den sogenannten Wilden so mannichfaltige Abweichungen und Verschiedenheiten in den Leibern und Seelen derselben, daß man wirklich mehr Räthsel und unaufklärliche Probleme, als bestimmte Gewißheit antrifft. Von der rohen Natur, die man von den wilden Jägern und menschenfreßenden Fischern, bis zu denjenigen Völkern antrifft, die sich der gesitteten Gesellschaft und bürgerlichen Cultur einigermaßen nähern, findet man eine unendliche Verschiedenheit der Gewohnheiten, Meinungen, Verhältniße, so daß keine Art von Geschöpfen so viele Arten von Varietäten unter

sich

sich hat, als das Menschengeschlecht. Je mehr wir diese kennen lernen, desto mehr vortheilhafte Schlüsse können wir in Absicht auf das Ganze ziehen. Wir wollen nunmehr sogleich zu unsrer Hauptsache schreiten, und an der westlichen Küste von America anfangen, und sodann immer weiter fortfahren.

Von den Wilden in Californien.

Man hielt Californien, welches zuerst vom Franz Drake entdeckt wurde, lange Zeit für eine Insel; bis man endlich gefunden hat, daß es nur eine Halbinsel sey, die von der nördlichen Küste von America ihren Anfang nimmt, und sich vom 43° 30′ bis 22° 38′ nördlicher Breite erstreckt, und also über dreyhundert deutsche Meilen lang ist. Von Mexico wird dieses Land durch eine Meerenge getrennt, ihre Breite aber ist sehr ungleich; an einigen Orten setzt man sie auf achtzig, an andern nur auf zwanzig deutsche Meilen.

Die ältern Nachrichten von Californien laufen sehr widereinander. Einige Reisende be-

schreiben die Küsten dieses Landes sehr nachtheilig; sie sollen an einigen Gegenden, wegen der entsetzlichen Kälte, und an andern, wegen der unerträglichen Hitze ganz unbewohnt seyn. Einige stellen das Innere des Landes als ein unfruchtbares Land vor, welches wegen des Mangels am Wasser gar nicht gebauet werden könnte; andere hingegen beschreiben es als ein fettes und fruchtbares Land, das sehr viele schöne Flüsse habe; einige beschreiben die Küsten, wegen der vielen Klippen und Untiefen sehr gefährlich; andere hingegen mahlen die Seeseite als ein sehr angenehmes Land ab. Die Missionarien der Jesuiten machen uns insonderheit eine sehr klägliche Beschreibung von diesem Lande. Sie nennen es einen langen aus dem Meere hervorragenden, mit ausserordentlichen Dornbüschen überwachsenen, von Gras, Wiesen, Wald, Schatten, Flüssen und Regen entblösten Felsen; wenn man nur ein wenig grabe, sagen sie, so komme man gar bald auf den unter dem wenigen Erdreich verborgenen Felsen, kurz, es verlohne sich die Mühe nicht, die man auf die Eroberung dieses Landes wenden wollte. Andere beschuldigen die Jesuiten hierinnen einer Partheylichkeit, welche aus besondern Ursachen dieses Land so erbärmlich beschrieben hätten; das Land könne allerdings gut gebauet werden,

und

und man könne insonderheit von der Perlenfischerey ansehnliche Vortheile ziehen. In Ansehung der Einwohner dieses Landes sind die Nachrichten gleichfalls widersprechend. Einige mahlen solche, als unwissende, grobe und ungesittete Menschen ab; andere beschreiben sie, als höfliche, muntere, tapfere und gastfreye Menschen. Beyde Partheyen können nach der Verschiedenheit der Umstände und nach der Lage der Orte Recht haben. Wir werden uns bemühen, die Erzählungen der Reisenden so gut mit einander zu vergleichen, als es möglich ist.

Das Land, von dessen Einwohnern wir zu handeln anfangen, wird mit verschiedenen Namen belegt; es hieß Neu-Albion, die Carolingische Insel, und Californien. Den ersten Namen hat ihm der Entdecker dieses Landes, Franz Drake, beygelegt; den andern bekam es von den Spaniern zur Ehre des Königs Carls des Zweyten, als sie dieses Land mit einer ansehnlichen Macht erobern wollten. Der gewöhnlichste Name, womit man es bezeichnet, ist Californien, ein Name, dessen Bedeutung und Ursprung gänzlich unbekannt ist. Die Missionarien haben in den verschiedenen Mundarten der Einwohner nicht die geringste Spur

finden können, warum man diesen Namen dem Lande, oder einer Gegend desselben gegeben habe. Es haben zwar einige geglaubt, dieser Name wäre dem Lande von den Spaniern, wegen der großen Hitze gegeben worden, den sie bey ihrer ersten Landung daselbst auszustehen gehabt hätten, und sollte soviel heißen, als calida fornax; allein es ist nicht wahrscheinlich, vielmehr scheint es, daß dieser Name entweder von einem Zufall, oder einigen indianischen Worten entstanden ist, deren Verstand die Spanier nicht einsahen, so wie es bekanntlich mit mehrern Namen von indianischen Ländern gegangen ist.

Aller Vermuthung nach ist dieses Land zuerst aus Asien von Norden her bevölkert worden. Es gränzet näher an diesen Welttheil, als alle bisher in America entdeckte Länder, und ist nur durch die bisher sogenannte Meerenge Anian von dem festen Lande abgesondert. Der berühmte Cook hat diese Meerenge wirklich gefunden, und ist durch dieselbe hingefahren; daher einige diese Straße nunmehr die Straße Cook wollen genennt haben. Cook bemerkte bey dieser Fahrt, daß beide Erdtheile, Asia und America, hier ein niedriges nackendes Land zeigten. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß

dieser

dieser Theil von America ursprünglich aus dem asiatischen Siberien bevölkert worden ist; denn wenn man auch annimmt, daß America und Asien nie wirklich zusammengehängt haben, so liegen doch beide Erdtheile hier einander so nahe, daß man es wenigstens nicht für unmöglich ausgeben kan, daß Asiater nach America hinüber gegangen sind, besonders, da die vielen dazwischen liegenden Inseln den Uebergang erleichtern konnten. Und hiemit stimmen auch ihre mündliche Sagen überein. Obgleich diese äusserst ungewiß und dunkel sind; so sagen sie dennoch, daß ihre Vorfahren aus Norden hergekommen wären, ohne doch das Land eigentlich angeben zu können, aus welchem sie ausgegangen wären, noch die Zeit zu bestimmen, wenn solches geschehen sey. Bey einer gewißen Feyerlichkeit, wobey sich die Anführer der verschiedenen Nationen befanden, soll sich eine Streitigkeit ereignet haben, die endlich in ein blutiges Treffen ausgefallen wäre; die Ueberwundenen hätten sich nach Süden gezogen, und da sie von den Siegern immer wären verfolgt worden, so hätten sie sich in den Wäldern und auf den Bergen dieser Halbinsel in Sicherheit gesetzt. Andere sagen, diese Streitigkeit hätte nur zwischen den beiden Anführern statt gehabt; diese hätten die Nation in verschiedene

Partheyen getheilt, wovon die eine von der andern durch ein blutiges Treffen genöthigt worden wäre, ihre Sicherheit auf den Inseln und Bergen zu suchen. Weiter haben die Missionarien nichts von dem Ursprung der Californier erfahren können. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dieser Zufall sich in dem frühesten Jahren zugetragen haben muß, wo die nördlich-asiatischen Völker noch keine Kenntnis von der Schreibkunst gehabt haben. Denn wäre diese unter ihnen schon bekannt gewesen, so würden sich doch wenigstens einige Züge oder Denkmäler erhalten haben, woraus sich einige Vermuthung ziehen lies; da wir die Charaktere der meisten asiatischen Völker, der Japanen, Chinesen, Mugalen und anderer Tatarn und anderer Nationen bis an die Bay von Kamtschatka kennen. Oder man müste annehmen, daß die Californier ehemals einige Erfindung ihr Andenken fortzupflanzen gehabt, solche aber wieder völlig verlohren hätten. Man mag eine von beiden Meinungen annehmen, welche man will, so erhellet, daß der Ursprung der Californier in das spätcste Alterthum hinaufsteige.

Alle Reisebeschreiber sind darinnen einig, daß Californien heut zu Tage von verschiedenen indischen Nationen bewohnt sey; aber es

ist

ist schwer, ja beynahe unmöglich, solche genau zu bestimmen. Denn da sie, wie wir weiter unten zeigen werden, weder von einer Theilung des Landes, noch von einem Privateigenthum, noch von der Unterwürfigkeit unter ein allgemeines Oberhaupt einige Begriffe haben; so können wir auch hiedurch die Nationen nicht von einander unterscheiden. Es bleibt also kein anderer Unterschied der californischen Nationen übrig, als die Sprache. Nun sagen einige Missionarien, daß in Californien, so weit die Missionarien solches kennen, sechs Sprachen geredet würden, andere sagen es wären nur fünf, noch andere setzen sie auf drey herunter. Dieser Unterschied kommt ohne Zweifel daher, weil einige Sprachen für unterschieden halten, von denen andere bey genauerer Untersuchung gefunden haben, daß es nur Mundarten einer und eben derselbigen Sprachen sind. Dieses vorausgesetzt, nimmt man am wahrscheinlichsten an, daß drey Hauptsprachen in Californien geredet werden, eine von den Cochimiern, die andern von den Pericuern, und die von den Loretanern; die letzte zertheilt sich wieder in zwey Dialecte, nemlich in den zu Guaycura und die zu Uchiti. Diese drey Sprachen reden die vornehmsten Nationen auf der Halbinsel. Die eine wohnet gegen Mittag von dem Vorgebürg

St. Lucas bis ein wenig über den Hafen de la Paz; dieses sind die Pericuer: die andere, welche Monquis genennt wird, wohnt von Paz an bis an Loreta: die dritte, die Cochimier, wohnen von da bis gegen Norden. Eine jede von diesen Nationen theilet sich wieder in Zünfte und Familien. Jeder Vater ist Fürst seiner Familie, seine Gewalt aber hört auf, so bald seine Kinder sich selbst zu versorgen im Stande sind. Eine jede von diesen Nationen hat mehrerley Namen, die oft von gewißen zufälligen Begebenheiten hergenommen werden: z. E. die Indianer, die auf der Mittagseite von Loreto-Concho wohnen, heißen mit dem allgemeinen Namen Monquis, sie werden aber auch Edu genennt, so wie diejenigen von eben dieser Nation, die etwas weiter gegen Norden wohnen, Laymones genennt werden. Außer diesen Nationen, die die Spanier genauer als die andern haben kennen lernen, giebt es noch einige andere, wovon uns die Missionarien nur die Namen mittheilen. Sie nennen solche die Bagiopas, Heabonomas, Iguanas, und Cutguanas; die erste von diesen Nationen setzen sie an die Mündung des Flußes Colorado, die zweyte etwas weiter hinauf an das östliche Ufer dieses Flußes. Weiter hinauf, wo der Fluß Gila und Colorado zusammen kommt, setzt man die Nation

tion der Allchemas, auf der andern Seite die Nation der Cucullatos. Die übrigen Nationen, die zwischen dem Fluße Colorado, Monte-Rey, dem Vorgebürge Mondezino und dem übrigen Lande längst der Küste hin wohnen, sind völlig unbekannt, so daß man nichts davon mit Gewißheit sagen kan. Freylich haben uns die Missionarien mit vielen Namen Californischer Völkerschaften beschenkt, sie reden von den Paurus, Atschemes, Mitschirikutameis, Mitschirikuteurus, Mitschirikutaruanajeres, und so weiter; aber was helfen uns die Namen, wenn sie nichts mehreres davon sagen.

Was die Gestalt der Californier anbelangt, so sind sie in der Bildung den Mexicanern ähnlich. Ihre Farbe ist vom Kopf bis auf die Füße braunroth, bey einigen fällt sie in das Castanienbraune, bey andern in Kupferfarbe. Diese Farbe aber ist ihnen nicht angebohren, sondern, wenn die Kinder auf die Welt kommen, so haben sie eben eine solche Farbe, als diejenigen, die von weißen Eltern gebohren werden; aber in kurzer Zeit fangen sie an sich zu färben, wozu dieses ungemein viel beyträgt, daß sie die zarten Kinder mit Farbe beschmieren. Ihre Haare sind schwarz und strack; die Männer haben keine Bärte, sondern wenn sich

Häar-

Häbrchen an Kiene zeigen, so reißen sie solche mit der Wurzel heraus, weil sie einen Bart, wie die meisten andern Americaner, für etwas unanständiges halten. So gar an den Augenbraunen haben sie wenige Hahre. Ihre Zähne sind, ob sie gleich solche niemals säubern, dennoch so weiß, wie Elfenbein. Die Augenwinkel gegen die Nase zu, sind nicht zugespitzt, sondern rund. Uebrigens aber sind sie wohlproportionirt, geschwind an ihren Gliedmasen, hurtig und stark. Sie gewöhnen sich von Jugend auf mit ihren Fußzehen allerhand Dinge vom Boden aufzuheben. Man trifft nicht leicht Personen unter ihnen an, welche besonders dick vom Leibe wären, welches ohnfehlbar von ihrer herumschweifenden Lebensart herkommt.

Was ihren Verstand und Gemüths-Character anbelangt, so haben sie mit den übrigen americanischen Wilden beynahe einerley Fähigkeit, einerley Neigungen, und einerley Sitten. Das Hervorstechende in ihrem Character ist Dummheit und Unempfindlichkeit, der Mangel der Einsicht und des Nachdenkens, die Unbeständigkeit, Wuth, blinde Begierde, Faulheit und Abneigung vor aller Arbeit, Liebe zum Vergnügen und Lustbarkeiten, so dumm und

abge-

abgeschmackt sie auch seyn mögen; Kleinmüthigkeit, und überhaupt ein Mangel von alle dem, was den Menschen vernünftig, gefällig und gesellig machen kan. Dieses sind die allgemeinen Züge ihres Characters; nun wollen wir ihn auch insbesondere kennen lernen. Alle Reisebeschreiber sind darinnen einig, daß man sich nicht leicht eine so dumme, so eingeschränkte, und an Leib und Seele so schwache Nation einbilden könne, als die Californier sind. Ihr Verstand geht nicht weiter als sie sehen; abgezogene Begriffe und verwickelte Urtheile sind ganz wider ihren Verstand. Man mag ihnen die Vortheile, die sie erlangen könnten, wenn sie auf eine gewiße Art verführen, vorstellen, wie man will, so richtet man nichts bey ihnen aus. Sie wißen gar nicht, was das heiße, sich ein Gut verschaffen, oder gewiße Mittel anwenden, wodurch man zum Besitz eines Gutes gelangen kan: der bloße zufällige sinnliche Genuß ist alles, worauf sich ihre Denkkraft einschränkt. Es kan seyn, daß sie in der ersten Anlage Geisteskräfte haben, die, wenn sie von Jugend auf gehörig bearbeitet würden, auf eine vortheilhafte Art sich entwickeln könnten: allein, wenn auch etwas gutes in ihnen ist, so verrostet es gleichsam und kommt niemals zur Wirksamkeit. Sie haben zwar eine Geschicklichkeit,

Dinge, die sie sehen, nachzuahmen: aber diese Sinnlichkeit ist auch das einzige, welches sich bey ihnen äußert. Nachdenken, und wenn es auch noch so gering wäre, ist nicht bey ihnen zu finden. Ihre Dummheit äußert sich insonderheit beym Zählen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die abstrakten Begriffe der Zahlen schon eine geübte Denkungskraft erfordern; je weniger diese cultivirt ist, einen desto größern Mangel wird man in jenem gewahr. Man beobachte unsre Kinder; mit zunehmenden Gebrauch der Vernunft wird auch die Vorstellung der Zahlen erleichtert. Nun wollen wir die Californier ansehen; nicht einmal unsern kleinen Kindern können sie es hierinnen gleich thun. Bey ihnen geht die Kunst zu zählen, nicht weiter, als bis sechs, bey einigen gar nur auf drey, so daß sie nicht einmal sagen können, wie viel Finger sie haben. Sie wißen nicht, was ein Jahr sey, noch wo sich dasselbe anfangen oder endigen soll. Wenn sie daher sagen wollen, daß ein Jahr vorbey sey, so benennen sie solches von den Früchten, die um jede Zeit reif werden. Die gewöhnlichste Frucht bey ihnen ist, die Pitahaja, eine Art indianischer Feigen. Anstatt also zu sagen: es ist ein Jahr vorbey, sagen sie: es ist eine Pitahaja vorbey. Es ist ihnen einerley, ob etwas vor einem Jahre oder

vor

vor zwanzig Jahren geschehen sey. Bey dieser Anlage der Seele läst sich leicht begreifen, was sich durch Vorstellungen der Bewegungsgründe von zukünftigen Belohnungen und Bestrafungen ausrichten läst. Ihre Kenntniß von Tugend und Lastern ist so gering, daß sie ohne alles Nachdenken ihre Handlungen verrichten. Der natürliche Menschenverstand ist so schwach, daß sie ohne einige Achtung für den Wohlstand kein anderes Ziel ihrer Handlungen wißen, als das unmittelbare Vergnügen und sinnlichen Nutzen. In dieser Absicht handeln sie blos nach einem thierischen Instinkt.

Ihre moralische Eigenschaften sind eben so schlecht, als ihre physischen. Sie haben nicht die geringste Empfindung von Ehrliebe, ihr ganzes Bestreben geht auf cörperliche Stärke, von der wahren Tapferkeit der Seele aber wißen sie gar nichts. Was Ehre, guter Name, Vorzug vor andern sey, davon haben sie nicht die geringste Idee; daher auch der Ehrgeiz, diese mächtige Triebfeder menschlicher Handlungen, gar keine Gewalt über sie hat. Dennoch findet man eine gewiße Eifersucht unter ihnen. Wenn man einem unter ihnen Lobeserhebungen oder Belohnungen ertheilt, so werden die andern empfindlich; und dieses ist das einzige

Mittel,

Mittel, sie aus ihrer natürlichen Trägheit zu erwecken. Eben so weit sind sie auch vom Geiz befreyt, einem Laster, welches bey gesitteten Völkern so vieles Unheil anrichtet. Ihre Bedürfniße sind sehr eingeschränkt, und die Mittel, solche zu befriedigen, sind auch gering; daher ist es nicht zu verwundern, wenn diese schädliche Neigung keine tiefe Wurzeln bey ihnen schlagen kan. Ihr Leichtsinn und Sorglosigkeit für die Zukunft, ist eine andere Ursache, woraus sich ihre Abneigung gegen zeitliche Güter erklären läst. Wenn sie nur so viel haben, als jederzeit hinreichend ist, ihre Begierde durch Genuß zu befriedigen, so sind sie um die Zukunft ganz unbekümmert. Wenn die Californier also dem Geiz feind sind, so geschieht solches nicht aus Tugend, sondern aus bloser Trägheit der Seele. Ihre Begierden schränken sich blos in dasjenige ein, was sie von einem Tage zum andern brauchen, für den andern morgen sind sie ganz unbekümmert. Und wie kan Geiz bey einem Volk entstehen, welches kein Privateigenthum kennt, daß weder Häußer noch Aecker hat, bey denen alles gemein ist, wo niemand ein anderes Recht hat, als dieses, die Früchte der Erden, die er nöthig hat, zuerst einzusammeln. Diese Beschaffenheit des Geistes macht sie faul, unempfindlich, unthätig;

thätig, und der Arbeit feind. Aus eben dieser Ursache aber fallen sie mit einer wilden Hitze über den ersten Gegenstand her, der sich ihnen darstellt, blos weil er ihnen gefällt, oder andere ein Vergnügen daran finden. Wenn man ihnen Gefälligkeiten erweiset, so sehen sie solche mit der grösten Gleichgültigkeit von der Welt an. Die Missionarien haben verschiedenemal versucht, sie durch Geschenke zu gewinnen; allein ihr Geschenk war verlohren, ohne daß sie ihre Absicht erreichten. Sie nahmen sie an, zeigten ihren Wohlthätern den Rücken, und giengen davon. Eben so wenig Begriffe haben sie von Ehrerbietigkeit gegen Vorgesetzte, oder Höflichkeit gegen andere. Leichtsinnig versprechen sie alles, ohne im geringsten ihr Wort zu halten. In einem Athem sagen sie sechsmal ja, und eben so vielmal nein, ohne zu merken, daß sie sich widersprechen. Bey dem allen aber haben sie eine starke Neigung zum Stehlen. Gold und Silber hat zwar gute Ruhe von ihnen, aber Eßwaaren, sie mögen von einer Art seyn, von welcher sie wollen, sind desto mehr Gefahr bey ihnen ausgesetzt. Da sie blos instinktmäßig leben, so gerathen sie einer Kleinigkeit wegen in den heftigsten Zorn, beruhigen sich aber auch den Augenblick wieder, so bald man ihnen die Spitze bietet, ohne daß

sie die geringste Vergütung des angethanen Unrechts fordern. Ihr Zorn dauert nur so lange, als sie keinen Widerstand finden; fangen sie einmal an nachzugeben, so ist keine Niederträchtigkeit so groß, die sie nicht begehen. Im Gegentheil giebt man ihnen nach, so ist ihr Stolz unerträglich. Sie sind im eigentlichen Verstand, wie die Kinder, und ihre Leidenschaften zeigen in allen Stücken die Schwäche ihrer Vernunft. Unter sich leben sie ohne Zänkereyen, und worüber sollten sie entstehen, da die zwey fruchtbare Mütter der Streitigkeiten, Ehrgeiz, und das Mein und Dein, bey ihnen nicht angetroffen werden? Sie wissen auch nichts von Argwohn, welcher bey ihrer sehr eingeschränkten Vernunft nicht statt haben kan. Man findet auch keine Hartnäckigkeit bey ihnen, sondern aus Leichtsinn sind sie zum Güten eben so gelenksam, als zum Bösen. Man findet auch bey ihnen nicht eine solche Neigung zu starken Getränken, als wie bey andern Wilden, außer daß sie sich bey ihren Festtagen mit dem Rauchen des wilden Tobacks berauschen.

So sehen die Californier überhaupt aus. Nun wollen wir ihre Sitten und Meinungen insonderheit kennen lernen, und den Anfang mit

mit ihrer Religion machen. Wir bedauern aber, daß wir unsern Lesern keine völlige Genugthuung hierinnen verschaffen können, indem die Nachrichten hievon so sehr wider einander sind, daß es fast unmöglich ist, sie miteinander zu vereinigen. Wir wollen sie so geben, wie wir sie empfangen haben. So viel ist gewiß, daß, als die Spanier das erstemal in dieses Land kamen, sie nicht die geringste Spur von einer unter den andern Americanern ausgebreiteten Abgötterey antrafen. Sie verehrten keine Geschöpfe oder Bilder von falschen Gottheiten. Sie wusten nichts von Gebeten oder andern eigentlichen Religionsübungen; sie wandten sich weder öffentlich noch insgeheim an eine Gottheit, indem sie von derselben gar keine Begriffe hatten. Einer von den neuesten Missionarien macht von seinen gemachten Entdeckungen folgende Beschreibung: Ich habe mich, sagt er, bey denen, unter welchen ich wohnte, fleißig erkundigt und nachgeforscht, ob sie nicht eine Erkenntnis von Gott, von einem zukünftigen Leben, oder der Seele hätten; ich habe aber mit aller meiner Mühe keine Spur einer solchen Erkenntnis entdecken können. Sie haben in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort, welches Gott, oder die Seele anzeigt, sondern, wenn die Missionarien von beiden mit ihnen

reden wollten, so musten sie die spanischen Worte, Dios und alma, in die californische Sprache übertragen. Sie sahen Sonne, Mond und Sterne nicht anders, als das Vieh an, ohne die geringste Reflexion darüber zu machen. Fragt man sie über etwas, was mit dem Essen und Trinken in keiner Verbindung steht, so ist ihre Antwort: aipekeriri, d. i. wer weiß das? Fragt man sie, ob sie denn niemals nachgedacht hätten, wo die Sonne, der Mond, und übrige Theile der Welt hergekommen wären? so ist ihre Antwort: nein. Man mag sich so viele Mühe geben, als man will, so kann man nichts von ihnen heraus bringen. Es scheint also, daß dieses vielleicht das einzige Volk unter der Sonne ist, welches von Gott und deßen Verehrung keinen Begriff hat."

Indeßen versichern uns doch andere, daß nicht nur diese Beschreibung übertrieben sey, sondern sie machen uns einige Lehren bekannt, die unter ihnen angetroffen würden. Aber vielleicht ist auch diese Nachricht auf der andern Seite übertrieben. Wir wollen sie hören. Die Californier hatten, so lauten diese Nachrichten, nicht nur einen Begriff von der Ewigkeit und Natur Gottes, als einem blosen Geiste, und von andern geistigen Wesen, sondern auch

eine

eine schwache Erkenntnis von der Dreyeinigkeit, von der ewigen Zeugung des Worts und von vielen andern Artickeln der christlichen Religion, die aber mit vielen abgeschmackten Possen vermengt waren. Sie hatten davon so klare Begriffe, daß einige Missionarien auf die Gedanken kamen, sie stammten ursprünglich von einem christlichen Volk her. Andere aber erklären dieses Räthsel, mit mehr Wahrscheinlichkeit, auf folgende Art. Sie glauben, die getauften und in der christlichen Religion bereits unterrichteten Californier hätten den Missionarien weiß gemacht, daß sie bereits vorher einige von diesen Begriffen gehabt hätten, und diese hätten sich durch diese Vorspiegelungen hintergehen laßen, und diese californische Lügen als Wahrheit in die Welt hineingeschrieben; Es ließ sich allerdings hören. Denn wie sollten Menschen, die ihre Tage in einer viehischen Sinnlichkeit hinbringen, die sich kaum abgezogene und allgemeine Begriffe, aus Dingen, welche in die Sinne fallen, formiren können, so weit erheben, daß sie auf solche geistige Begriffe kommen könnten? Daß sie solche aus einem christlichen Lande ursprünglich sollten mitgebracht haben, ist eben so unwahrscheinlich, da wir in dem ganzen Character dieser Nation

nicht die geringste Spur in andern Dingen hievon finden können.

Inzwischen wird es nicht unangenehm seyn, die besondern Nachrichten, die uns die Missionarien davon geben, zu lesen. Einer macht uns von der Religion der Eduer, oder südlichen Pericuer, folgende Schilderung. Es giebt, sagen die Californier, nach ihrer Erzählung, einen Himmel, und einen sehr mächtigen Herrn, der den Himmel und die Erde erschaffen hat. Er heist Niparaya, und sorgt für die Fortdauer aller Geschöpfe; er hat die Bäume und alles, was wir sehen, erschaffen, und thut alles, was er will. Wir können ihn nicht sehen, weil er keinen solchen Cörper hat, wie wir. Dieser Niparaya hat eine Frau, Anapicondi genannt, und ob er sich ihrer gleich nicht bedient, weil er nicht cörperlich ist, so hat er doch mit ihr drey Söhne gehabt. Der eine heißt: Quaayayp, d. i. Mensch, und Anayoondi gebahr ihn auf den Bergen Acarayui, oder wie andere wollen, auf gewißen rothen Bergen, die sich bey San Jago de los Coras finden, die sie Cunimniici nennen. Quaayayp schlug seine Wohnung bey den südlichen Indianern auf, um sie zu unterrichten. Er war sehr mächtig und hatte viele Leute in seinem Gefolg,

die

die er mit sich in dem Laude herumführte. Endlich tödeten ihn die Judianer aus Zorn, und setzten ihm eine Dornenkrone auf den Kopf. Er ist todt bis auf den heutigen Tag, aber er behält seine ganze Schönheit, da die Verwesung keine Gewalt über ihn hat. Er giebt beständig Blut von sich, redet aber nicht, weil er todt ist, er hat aber eine Eule, die mit ihm redet. Sie sagen ferner, der Himmel sey unendlich mehr bevölkert als die Erde, und es hätten sonst unter den daselbst wohnenden Menschen viele Kriege gegeben. Eine sehr mächtige Person, die einige Wac, andere aber Tuperan nennen, empörte sich wider den Niparaya, und wagte es, ihm an der Spitze seiner Parthey ein Treffen zu liefern. Nachdem er aber völlig geschlagen worden, so nahm Niparaya dem Wac oder Tuperan seine ganze Macht, seine Pitahayas und allen Vorrath, jagte ihn aus dem Himmel, und sperrte ihn mit seinen Anhängern in eine große Höhle unter der Erde, wo er ihnen die Walfische zu Wächtern gab. Ferner, sagen sie, sehe es Niparaya nicht gerne, daß sich die Menschen schlagen, und diejenigen, die an einer Verwundung vom Pfeile oder Schwerdt sterben, kommen nicht in den Himmel. Im Gegentheil ist es des Wac oder Tuparan grösstes Vergnügen, wenn er sieht, daß

alle Menschen im Kriege gegen einander sind, weil alle im Treffen Gebliebene in seine Höle kommen. Es giebt bey diesen Indianern zwey Partheyen. Die, welche dem Niparaya folgen, sind weise, klug, gelehrig, leicht zu überzeugen, und hören die christlichen Wahrheiten gerne. Aber bey den Anhängern des Wac Tapuran ist es ganz anders. Es sind böse Leute und der Zauberey ergeben, und ihre Anzahl ist sehr groß. Sie haben viele besondere und ganz abgeschmackte Meinungen, z. E. daß die Sterne von glüenden Metall, daß der Mond von dem Cucunumic, der Mond aber von dem Purubutai erschaffen worden.

Von dem Lehrbegriff der Loymoner, Monquier, Vehitier und Guacurer, die in der Gegend von Loretto wohnen, geben sie folgende Nachricht. Sie haben in ihrer Sprache kein Wort das den Himmel anzeigt, sondern sie bemerken ihn mit dem allgemeinen Namen Notu, welches so viel als erhaben bedeutet. Das Haupt der Geister, das sie Cumongo nennen, hat nach ihrer Sage seine Wohnung in dem mitternächtlichen Theile des Himmels, und schickt von da Pest und Krankheiten unter die Menschen. In den ersten Zeiten schickte er einen andern Geist unter die Menschen, den sie

Gayia-

Guyiachia nennen. So bald dieser auf der Erde angekommen war, säete er Pitahayas, eine in Californien sehr gewöhnliche Frucht, machte Häfen an der Küste, und hielte an einem großem Stein, den die Spanier jetzo Puerto-Escandido nennen, lange Zeit auf. Indessen brachten ihm die andern kleinen Geister, die unter ihm stunden, Pitahayas und Fische, die sie in dem Hafen fiengen, zu eßen. Der Guyiachui verfertigte für seine Priester, die sie in ihrer Sprache Dicuinochos nennen, Kleider von Thierhäuten. Einige Zeit hernach setzte Guyiachai seine Reise fort, säete Pitahayas, und zu seinem Andenken lies er ein gemahltes Täfelgen zurück, dessen sich die Dicuinochos oder Priester bey ihren Festen bedienen. Ferner sagen sie, Sonne, Mond, und die Morgen- und Abendsterne wären Männer und Weiber, die sich alle Abend in dem Meere eintauchten, und des morgens wieder auf der andern Seite zum Vorschein kämen, nachdem sie die Nacht durch das Meer durchschwömmen.

Die Cochimier, welche die zahlreichste und weitläuftigste Nation ausmachen, sollen in ihren Lehren und Meinungen bey weitem nicht so unvernünftig und ausschweifend seyn. Sie glauben, sagt ein Missionär, einen Gott im

Himmel, dessen Namen in ihrer Sprache den, der da lebet, anzeigt, welcher ohne geheyrathet zu haben, einen Sohn gehabt hat, dem sie zween Namen beylegen, davon der eine so viel, als das Ende oder die Vollkommenheit der Erde, der andere aber so viel, als der Leichte, bedeutet. Es ist auch noch ein anderer, dessen Name ist, der die Götter erschafft, und ob sie gleich diesen Namen allen dreyen beylegen, so geben sie doch auf die Frage, wie viel Götter wären, zur Antwort, nur einer, der den Himmel, die Erde, die Thiere, Bäume, Früchte, Mann und Weib erschaffen habe. Sie haben auch einigen Begriff von bösen Geistern, und sagen, der große Gott, nemlich der da lebet, erschuf gewiße unsichtbare Wesen, die sich wider ihn empörten und seine Feinde waren; diese nennen sie Lügner, Betrüger und Verführer. Wenn die Menschen sterben, so werden sie von diesen Geistern begraben, damit sie den lebendigen Gott nicht zu sehen bekommen.

Ob alle diese Nachrichten glaubwürdig sind, können wir aus Mangel näherer Zeugen nicht bestimmen. Es kann seyn, daß schon in ältern Zeiten Europäer da gewesen sind, von denen sie einige Lehren bekommen haben, die sie hernach durch abgeschmackte Zusätze dermaßen verdorben,

haben

haben, daß man jetzt von ihrem ersten Ursprung kaum noch einige Spuren entdeckt. Im Ganzen bleibt die Nachricht von der innern Religion der Californier noch immer zweifelhaft und ungewiß.

Man kan sich leicht einbilden, daß die äussere Religion bey den Californiern nicht beßer, als die innere seyn werde. Sie haben zwar eine Gattung von Priestern, aber es sind dieses mehr Zauberer und Gauckler, als Diener der Religion. Sie theilen sich in verschiedene Secten; einige nennen sie Dicuinahos, andere mas oder Geosnias. Wenn man sie der Zauberey beschuldigt, so darf man nicht glauben, daß sie mit den bösen Geistern in einem Bündnis stünden, oder geheime und wundervolle Kräfte besäßen; nein, es sind Betrüger, die einen Umgang mit denjenigen unsichtbaren Geistern, deren Daseyn die Californier zugeben, behaupten, um sich bey dem gemeinen Volk einige Hochachtung zu verschaffen. Um diese Absicht zu erreichen, bedienen sie sich allerhand wunderlicher Geberden und Ceremonien. Sie kriechen zuweilen in eine Höle, und reden mit veränderter Stimme, und machen alsdenn das Volk glauben, sie hätten sich mit diesen oder jenen unsichtbaren Wesen unterhalten. Wenn

sie

sie zusammen einen feyerlichen Umgang halten, so erscheinen sie in einem langen aus lauter Menschenhaaren verfertigten Mantel. Die Absicht einer solchen Feyerlichkeit aber ist nichts anders, als von den Californiern das beste von ihren Früchten zu bekommen, ohne solche selbsten mühsam im Felde zu suchen, das gemeine Volk aber glaubt, daß sie die Kraft hätten, Krankheiten zu vertreiben, oder ihnen viel Pitahajas zu verschaffen. Uebrigens ist ihr Ansehen unter der Nation von gar keiner Erheblichkeit; blos das Intereße kommt ihnen zu statten, weil sich der dumme Indianer einbildet, es wäre zum guten Ausgang ihrer Unternehmungen, und zur Vermeidung des ihnen drohenden Unglücks genug, wenn sie ihnen das Beste ihrer Früchte, Fische und Vögel brächten. Und die Betrüger laßen auch das Volk nicht nur in ihrem Irrthum, sondern drohen ihnen auch, wenn sie dieses nicht thun würden, Krankheit, Unglück und Hunger über sie zu bringen; denn so wenig auch die Californier von einer unsichtbaren Welt Kenntnis haben, so glauben sie doch, daß ihre Priester und Zauberer mit gewißen unsichtbaren Wesen einen Umgang hätten. Hiezu kommt auch noch dieses, daß sie wie bey andern indianischen Völkern, auch ihre Aerzte seyn. Sie mögen so wenig verstehen,

als sie immer wollen, so hat doch das gemeine Volk ein großes Vertrauen auf sie; denn sie glauben, was ihnen an Kunst abgienge, würde durch den geheimen Umgang mit den Geistern ersetzt. Um ihren Arzneymitteln einen besondern Werth beyzulegen, bedienen sie sich bey dem Gebrauch derselben, vielerley Ceremonien. Wir wollen zum Beyspiel nur eines anführen. Sie legen z. E. auf den kranken Theil eine Röhre, und ziehen mit dem Munde so stark daran, als sie können, um die Krankheit in die äußern Theile zu ziehen; oder sie füllen diese Röhre mit angezündeten Toback, und blasen gegen den Kranken. Es fällt ihnen gar nicht schwer, ein Volk zu betrügen, dessen Furchsamkeit und Aberglaube seiner Unwissenheit und Dummheit völlig gleich ist. Damit auch ihr Geschlecht nicht aussterben möge, so nehmen sie junge Knaben und führen sie mit sich in unterirrdische Hölen und entlegene Oerter in den Wäldern, wo sie sie in ihrer Kunst, sie mag so schlecht seyn, als sie will, unterrichten.

Sieht man auf das Aeussere der Religion, so wird dasjenige, was wir von den Californier oben gesagt haben, daß sie nemlich entweder gar keinen, oder doch einen sehr schwachen Begriff

griff von der Gottheit haben, dadurch bestätigt. Sie haben weder Opfer noch sonst eine Ceremonie, woraus man schließen könnte, daß sie eine Art des Gottesdienstes hätten. Sie haben zwar öffentliche Feste, aber man kan nicht sagen, daß sie gottesdienstliche Handlungen, sie möchten auch so abgeschmackt seyn als sie wollen, dabey vornehmen; sondern es lauft bey ihnen alles auf Eßen, Trinken, Tanzen und Lachen hinaus. Das einzige, was diesen Festen ein gewißes ehrwürdiges Ansehen geben könnte, ist die Gegenwart ihrer Priester, welche nicht nur die vornehmste Rolle dabey spielen, sondern auch in ihren oben beschriebenen haarenen Ceremonien-Mantel dabey erscheinen. Auf dem Kopf tragen die Priester alsdenn einen Busch von Falkenfedern, in der Hand aber einen Wedel von größern Federn. Wenn sie keine Federn bekommen können, so zieren sie ihren Kopf an deren statt mit den Schwänzen von wilden Thieren, um den Hals und den Leib binden sie Sehnen von diesen anstatt eines Halsbandes und Gürtels. Um sich noch mehr auszuzeichnen, so mahlen sie ihren Cörper roth, schwarz, und mit andern Farben. In dieser Tracht erscheinen sie bey ihren Festen.

Sie

Sie stellen oftmals Festtage an, ohne eine andere Ursache dazu zu haben, als um sich einmal recht von Herzensgrund nach ihrer Art lustig zu machen. Die Priester eröffnen das Fest mit Tobackrauchen, welches sie mit solchen Ausschweifungen thun, daß sie der Tobacksrauch ganz dumm und rasend macht. Wenn sie sich den Kopf verwirrt gemacht haben, so fangen sie an zu schwätzen, und nehmen dabey solche Geberden und einen solchen Ton der Stimme an, daß den Zuschauern angst und bange dabey wird. Die Californier glauben, ihre Priester wären alsdenn von denenjenigen Geistern, von welchen sie eine schwache Idee haben, besetzen, und die Priester bequemen sich nach diesen Meinungen des Volks, und kündigen ihnen in ihrem Namen alles dasjenige an, was ihnen ihr Eigensinn, Thorheit oder Interesse eingiebt: Ja, sie gehen in ihrem Unsinn so weit, daß sie sich zuweilen für diese Geister selbst ausgeben; zuweilen geben sie vor, sie wären in dem Himmel gewesen, und hätten mit diesem oder jenem Geist einen besondern Umgang gehabt. Sie zeigen dem Volke Fleisch oder Felle von wilden Thieren, das sie ihrem Vorgeben nach von diesen Geistern bekommen hätten, durch dessen Hülfe sie ohne Mühe alle diejenigen ums Leben bringen könnten, die sie nur wollten. Sie

haben

haben auch gewiße hölzerne Täfelgen bey sich, auf welchen allerhand Charactere gezeichnet sind, die sie zu ihren magischen Künsten gebrauchen. Sie erhitzen sich durch Springen und Tanzen, und treiben alsdenn solche Unanständigkeiten, die die Schamhaftigkeit zu nennen verbietet.

Unter ihren Festen zeigen sich drey insonderheit aus. Das eine ist ihr Erntefest, das andere dasjenige, welches die Hausväter alsdenn begehen, wenn sie ihren Kindern die Nasen und Ohren durchbohren, das dritte feyern sie, wenn sie jährlich ihren Weibern die Thierhäute zu ihrer Kleidung austheilen. Das erste fällt gegen das Ende unsres Heumonaths, wenn die Frucht Pitahaya zu ihrer Reife kommt. Es ist dieses eine Frucht, die unter einer grünen, dicken und stachelichten Schale ein weißes Fleisch hat, welches den Feigen gleich kommt, außer daß es weicher und saftiger ist. Es ist dieses die beste Leckerspeise der Californier, daher sie auch deren Einerntung mit besondern Feyerlichkeiten begehen. An diesem Feste überlaßen sie sich allen Arten des Wohllebens. Sie verlieren alsdenn das bisgen Vernunft, welches sie haben, völlig. Sie stellen Gauckelspiele

spiele und Tänze an, die die ganze Nacht währen. Sie haben dabey eine Art von Comödien, welche, so elend sie auch immer sind, die Zuschauer dennoch auf eine herrliche Art ergötzen.

Das andere Fest ist dasjenige, wenn sie ihren Kindern Nasen und Ohren durchbohren. Alle erwachsene Personen, welche in der Nähe sind, begeben sich an den Ort, wo diese Ceremonie vor sich geht. Sie durchstechen alsdenn den neugebohrnen Kindern männlichen Geschlechts den Knorpel an der Nase und die beiden Ohrläppgen mit einem spitzigen Holz. Weil aber diese Arbeit nicht ohne das Geschrey der Kinder abgehen kan, so brauchen die Eltern die Vorsicht, noch weit ärger zu schreyen als die Kinder selbst, um das Mitleiden zu ersticken, das vielleicht in ihnen entstehen könnte. Die Priester unterlaßen nicht, bey dieser Gelegenheit ihr Ansehen zu zeigen. Einige loben sie wegen ihrer Herzhaftigkeit, daß sie des Weinens und Schreyens der Kinder ohnerachtet, diese schmerzhafte Operation an ihren Kindern vornehmen; andere, die etwas zurückhaltend sind, tadeln sie wegen ihrer Zaghaftigkeit. Wenn sich jemand weigert, den Kindern diese schmerzhafte Empfindung zu verursachen, so legen ihnen die

Priester zur Strafe auf, entweder sich eine Zeitlang des Eßens ganz zu enthalten, oder eine Zeitlang diese oder jene Frucht, Fische oder Vögel nicht zu eßen. Bisweilen erstreckt sich das Fasten auf eine ganze Familie, die miteinander im Fasten abwechseln müßen. Zuweilen befehlen ihnen die Priester, Wege auf die höchsten Berge zu machen, damit der sie besuchende Geist desto leichter zu ihnen kommen könnte; oder Steinhaufen in gewißen Entfernungen aufzurichten, damit er unterwegens ausruhen könnte. Oft gehen die Priester in ihrem Unsinn so weit, daß sie den armen Indianern befehlen, sich von einer steilen Höhe herabzustürzen. Neuere Nachrichten sagen, daß diese Ceremonie sehr abgenommen habe.

Das dritte Fest ist, wenn sie ihren Weibern Felle zu Kleidungen austheilen. Es ist dieses eines von den grösten Festen bey den südlichen Californiern. Alle benachbarte Zünfte begeben sich alsdenn an einen bestimmten Ort, und errichten daselbst einen Cirkel von Dornen und Aesten der Bäume, und von demselben wird eine Laufbahn zurecht gemacht. Die Felle aller derjenigen Thiere, die sie in einem Jahre getödet haben, tragen sie hieher, und breiten sie als Teppiche auf die Erde. Die Hausväter

und

und Vorsteher der Familien gehen hierauf in den Cirkel, und halten einen Schmaus von Wildpret, Früchten und Fischen. Hierauf stellt sich ein Priester in seiner Ceremonienkleidung vor den Eingang des Cirkels, und rühmt diejenigen öffentlich, die am fleißigsten auf der Jagd waren. Während dieser Zeit laufen die Indianer wie Besessene auf den Fellen hin und her, und die Weiber singen und tanzen aus allen Kräften. Dieses dauert so lang, bis sie alle mit einander aus dem Athem kommen. Die Vorsteher gehen hierauf aus dem Cirkel heraus, und theilen die Felle unter die Weiber aus, welche sie dieses Jahr zur Kleidung nöthig haben.

Dieses ist alles, was einen Schein von Religion hat, welches wir bey den Californiern gefunden haben. Im Grunde betrachtet, ist es ein Volk, bey denen eigentliche Religionsübungen ganz fremde sind; denn ihre Feste haben nichts weniger, als die Verehrung der Gottheit zur Absicht. Etwas mehr von Religionshandlungen finden wir auf einigen auf der Abendseite dieser Halbinsel gelegenen Insel. Der P. Torquemada erzählt von einer, die er die St. Catharineninsel nennet, folgendes.

Es giebt auf dieser Insel viele Gemeinheiten, und unter denselben einen Tempel mit einem großen Hofe, wo sie ihre Opfer verrichten. In einem andern, in welchem sich ein Altar befindet, findet man eine große runde Mauer, die mit einer aus verschiedenen Federn verfertigten Einfaßung umgeben ist. In der Mitte steht ein mit verschiedenen Farben beschmiertes Götzenbild, welches einen Dämon nach mexicanischer Art vorstellt, der in der Hand die Figur der Sonne und des Mondes hält. Als die Spanier im Jahr 1738 auf diese Insel kamen, so trafen sie in diesem Tempel zwey Raben von mehr als gewöhnlicher Größe an, welche sogleich vor ihnen flohen, und sich auf die nahe dabey liegenden Berge setzten. Die Spanier schoßen die Raben zum großen Verdruß der Indianer; denn diese glaubten, ihr Dämon redete durch diese Raben mit ihren Priestern. Auf diesen Inseln fanden sie auch Priester, oder Zauberer, die unter einem Oberpriester stunden. Ihre Hauptsätze der Religion beschreiben die Spanier in folgenden Punkten: sie durften nichts von ihrer ersten Jagd oder Fischfang eßen, bey Strafe inskünftig für unfähig zum fischen und jagen zu werden; sie durften gewiße Fische nicht eßen; auch

nicht

nicht gewiße Theile von Vögeln, die die besten und fettesten waren, denn sie sagten, dies Fett wäre von verstorbenen Greisen, und die so es äßen, würden in kurzer Zeit alt; sie durften gewiße Früchte nicht eßen, auch große Fische nicht fangen, (es waren dieses die besten und für ihre Priester gut genug,) wenn sie einen Hirsch von aufferordentlicher Größe fiengen, so musten sie den Zauberern damit ein Geschenke machen; sie durften das Siebengestirn nicht ansehen, weil der Anblick dieses Gestirns ihnen allerhand Unglück zuziehe; sie sollten nicht nach den nördlichen Inseln sehen, weil sie sonst krank werden und ohne alle Hülfe sterwürden; in den warmen Tagen sollten sie die Sonne grüßen, die ihre Unternehmung beglücken, und ihnen weder auf der Jagd noch bey den Fischfang beschwerlich seyn würde ꝛc. Wenn man diese Sätze mit demjenigen vergleicht, was wir oben von der mexicanischen Religion gesagt haben, so sollte man auf die Gedanken kommen, die Religion dieser Insulaner sey nach jener geformt, oder, daß diese Völker aus jenem Reiche ausgegangen seyn und sich hier niedergelaßen haben. So viel von der Religion.

Von der bürgerlichen Verfaßung, Regierungsform und Policey der Californier werden wir nicht viel zu sagen haben; denn von allen diesen trifft man nicht einen Schatten bey ihnen an. Sie leben in dem Stand der vollkommenen natürlichen Gleichheit, keiner hat mehr als der andere, niemand hat etwas für sich, als seinen Leib, Seele, und küpfrige Haut. Ein jeder thut, was er will, keiner fragt nach dem andern, keiner bekümmert sich um den andern, thut einer dem andern Unrecht, so schafft er sich durch seine eigene Faust Genugthuung. Ihre Völkerschaften oder Gemeinheiten sind nichts weniger, als ein gemeines Wesen; heut sind sie beysammen und morgen laufen sie auseinander, und nur diejenigen halten beysammen, die durch die nahen Bande des Bluts miteinander verbunden sind. Ihre ganze äußerliche Verfaßung richtet sich nach den Gränzen ihrer Fähigkeit. Sie wißen nichts von einer Theilung der Güter, nichts von unbeweglichen Gütern, nichts von Gesetzen, nichts von positiven Rechten. Jede Nation, ist in viele Gesellschaften, die nach der größern oder geringern Fruchtbarkeit des Bodens bald mehr, bald weniger zahlreich sind, eingetheilt; jede Gesellschaft bestehet aus einer, oder mehrern

Familien,

Familien, die die Bande des Bluts mit einander verbunden haben. Als die Missionarien das erstemal zu ihnen kamen, so hatte weder die ganze Nation, noch die einzelnen Zünfte Anführer, oder Obere, denen sie gehorchten, oder deren Ansehen sie erkannten. Jede Familie beherrschte sich selbst nach ihrer Phantasie, jeder Vater war Fürst über seine Kinder, und diese gehorchten ihm nur so lang, als sie seiner Hülfe nöthig hatten. Wenn jemand eine Art von Herrschaft unter ihnen ausübte, so waren es ihre Wahrsager und Zauberer; diese Herrschaft aber dauerte nur so lange, als ihre Feste, Krankheiten und andere Zufälle währeten, die ihre Furcht oder Aberglaube erregt hatten. Doch waren bey jedem Stamm eine oder etliche Personen, die die Befehle zur Einsammlung deßen, was die Erde hervorbrachte, gaben, den Fischfang anordneten, und im Fall eines Bruchs mit einem benachbarten Stamm, die Truppen anführten, oder die entstandenen Zänkereyen beylegten. Weder Verwandtschaft noch Geburt, noch Alter, noch Stimmen, noch Wahl, hatten auf die Vergebung dieser Würde einen Einfluß; sondern sie war die natürliche Folge der Nothwendigkeit, gewiße erfahrne Personen in dringenden

Fällen, darinnen man sich befand, um Rath zu fragen, und es war ganz natürlich, daß man demjenigen das Commando auftrug, der sich durch seine Tapferkeit, Erfahrung und Einsicht, von andern unterschied. Doch war sein Ansehen durch den Eigensinn derjenigen, die sich ihm unterworfen hatten, eingeschränkt. Dieser nur für gewiße Fälle bestimmte Anführer begleitete sie, wenn sie in die Wälder oder an die Küsten giengen, um Nahrungsmittel zu holen; er schickte Boischaften an die benachbarten Nationen und empfieng sie von ihnen; er gab Nachricht von einer bevorstehenden Gefahr; er ermunterte seinen Stamm, Beleidigungen zu rächen, und ordnete die wirkliche Ausübung der Rache an. Diese Fälle allein ausgenommen, hatte ein jeder die Freyheit zu thun, was ihm gut deuchte.

Bey einer solchen Einrichtung und Lebensart kan es so wohl an Privat- als öffentlichen Streitigkeiten niemals fehlen, und Krieg, Aufruhr und Feindschaften sind unter den Landeseinwohnern sehr gewöhnlich. Sie haben zwar niemals die Absicht bey ihren Kriegen Eroberungen zu machen, auch nicht durch die Stärke ihrer Waffen Ruhm zu erlangen, sondern ihre Krie-

ge

ge sind, wie bey allen americanischen Völkerschaften, im eigentlichen Verstand Rach-Kriege, wodurch sie sich für das angethane Unrecht und Beschimpfung zu rächen suchen. Oft hat sich eine Zunft eine Zeitlang an einem Ort aufgehalten, und nun kommt eine andere und glaubt gleiches Recht zu haben, daselbst Fische zu fangen, zu jagen, oder Früchte einzusammeln. Und dieses ist Ursache genug zum Krieg. Oder zwey Zünfte kommen aus einerley Absichten in einer Gegend zusammen; keine von beiden will weichen: und so ist auch dieses eine Ursache, aus welcher Krieg entsteht. Ferner, empfängt oft einer eine blose Privatbeleidigung; seine Verwandte sind ihm behülflich, es schlagen sich andere Zünfte dazu, so daß daraus ein allgemeiner Krieg entsteht. Glaubt nun eine Zunft von der andern beleidigt zu seyn, so besteht ihre Rache darinnen, daß sie an der andern eben die Feindseligkeiten begehet, die sie von jener empfangen hat. Ist es eine Privatangelegenheit, so greifen sie den Urheber der Beleidigung an; können sie dies nicht, so fügen sie seinen Verwandten und Freunden eben den Schaden zu, den er ihnen verursachet hat. Nun wird der Streit allgemein. Sind sie nicht stark genug ihren Feinden die Spitze zu bieten, so wenden sie sich an andere Zünfte,

mit denen sie in Freundschaft stehen, und suchen Hülfe und Beystand bey ihnen. Da die Californier insgesammt keine wahre Herzhaftigkeit haben, sondern im eigentlichen Verstand Poltrons sind; so zeigen sie dieses besonders bey ihren Kriegen. Sie kündigen ihren Feinden den Krieg mit einem fürchterlichen Lermen an, und rufen sich einander zu, sich mit vielen Pfeilen und Steinen zu versehen. Sie machen dieses Geschrey bey ihren Feinden so nahe als es möglich ist, um sie dadurch zu erschrecken, und zu überwinden. Oft erreichen sie ihre Absicht, und ihre Feinde weichen ihnen, ohne daß es zu wirklichen Thätigkeiten kommt. Bleiben sie aber stehen, so gehen beide Theile mit einem fürchterlichen Geschrey in das Treffen. Aber sie haben dabey nicht die geringste Kriegszucht, sondern sie greifen einander an, wie sie einander finden. Sind die förderſten ermüdet, oder haben sie ihre Pfeile verschoßen, so kommen die hintersten herbey. Tragen sie den Sieg davon, so haben sie solchen nicht ihrer Geschicklichkeit, Muth und guten Betragen zu verdanken, sondern vielmehr der Sorgfalt, die sie anwenden, ihre eigene natürliche Furchtsamkeit zu überwinden, und den Muth ihrer Feinde niederzuschlagen. Aus solchen Privatuneinigkeiten

keiten entstehen allgemeine Kriege, die viele Personen wegraffen, und wodurch oft ganze Gemeinheiten zu Grunde gerichtet worden sind.

Die Waffen, deren sie sich bedienen, sind Bogen, Pfeile, und hölzerne Degen. Ihre Bogen sind etwas über eine Klaffter lang, wenig krumm, und gemeiniglich aus der Wurzel wilder Weiden gemacht; in der Mitte sind sie fünf Finger dick, und gegen das Ende werden sie dünner. Die Sehne ist aus Därmen vom Vieh gemacht. Ihre Pfeile sind aus gemeinen Rohr, welches sie beym Feuer schnur gerade machen. Sie sind insgemein sechs gute Spannen lang, haben unten an dem einen Ende einen Ausschnitt, die Schnur zu faßen, und drey oder vier nicht weit hervorstechende fingerlange Federn in den zu dem Ende gemachten Ritzen. An dem andern Ende stehet ein anderthalb Spannen langes, in das Rohr eingeschobenes, spitziges, schweres Holz, auf dessen Spitze sie gemeiniglich noch einen Feuerstein, wie eine Schlangenzunge dreyspitzig, und wie die Zähne an einer Säge eingekerbet, fest machen Bey ihnen trifft man keine vergiftete Pfeile an, wie bey andern nordamericanischen Völkern, entweder weil sie nicht boshaft genug dazu sind, oder

weil

weil ihr Land keine giftigen Kräuter hervorbringt. Sie üben sich von Kindheit an im Pfeilschießen, daher es auch sehr gute Schützen unter ihnen giebt. Ihre Degen sind an Gestalt den unsrigen gleich, sie sind von Holz, und ihre Spitzen sind am Feuer gehärtet. Mitten im stärksten Handgemenge bedienen sie sich derselben mit vieler Geschwindigkeit. Die südlichen Californier sind weit mehr zum Krieg und Rache geneigt, als die nördlichen; sie sind auch viel rachsüchtiger und argwöhnischer, als diese. Daher auch ihre Gegenden vergleichungsweise weniger bevölkert sind, als die nördlichen, weil sie sich durch ihre häufigen Kriege, wenn sie gleich unerheblich sind, selbsten schaden.

Nach den eingeschränkten Bedürfnißen dieses Volks, und nach der elenden Beschaffenheit des Landes, welches sie bewohnen, richtet sich auch ihre häusliche Lebensart, die so armselig ist, als man sich nur einbilden kan. Ihre Häußer, wann sie deren haben, sind nichts anders, als elende Hütten, die sie nahe an den Flüßen erbauen, deren aber in diesem Lande sehr wenig sind. Sie bringen sie von einem Ort zum andern, so oft sie ausgehen müßen,

um

um ihren Unterhalt zu suchen. Halten sie sich an einem Orte auf, so setzen sie sich unter die Bäume, um sich am Tage für der Sonnenhitze, und des Nachts vor der Kälte und Luft zu bedecken. Im Winter begeben sie sich in unterirrdische Hölen, die sie selbst graben, oder die die Natur in die Berge gemacht hat. Sonsten leben sie grösstentheils unter freyem Himmel, in offenem Felde, und auf der blosen Erde. Im Winter, wenn sie nicht in die Hölen kriechen wollen, machen sie, wenn der Wind etwas scharf bläst, um sich herum von der Seite, wo der Wind herkommt, einen zwey Spannen hohen halben Mond von Reisern, hinter welchem sie sich, als einer Wand, vor dem Wind schützen. Aus dieser Ursache fällt es ihnen gar nicht schwer, den Ort ihres Aufenthalts so oft zu verändern, als es ihnen gefällt. Sie haben nicht nöthig, ihre Häußer, die sie verlaßen, zu bedauern, und brauchen auch nicht viele Mühe, neue zu bauen, wenn sie nicht auf der blosen Erde in freyen Luft liegen wollen. Der Mangel der Nahrungsmittel nöthigt sie, beständig im Lande herum zu ziehen. Sie können nicht lange an einem Orte bleiben, weil ein kleiner Strich Landes nicht hinlänglich ist, so wenig ihrer auch an der Zahl sind,

zu ernähren. Sie haben im eigentlichen Verstand auf der Welt keine bleibende Stätte. Mancher Californier, der sechzig und mehr Jahre in der Welt gelebt hat, ist wohl etliche tausend Meilen gereist, bis er sein Grab findet. Man wird nicht zu viel thun, wenn man sagt, daß mancher das Jahr über sein Nachtquartier mehr als hundertmal verändert, und kaum dreymal nach einander auf dem nemlichen Platz geschlafen hat. Wenn sie die Nacht überfällt, so werfen sie sich an dem ersten besten Ort nieder und sind um das schädliche Ungeziefer oder um die Unsauberkeit des Bodens ganz und gar nicht bekümmert. Diejenigen, die um das Vorgebürg St. Lucas herum wohnen, bauen sich Hütten von den Aesten der Bäume, etwa wie unsre Hirten. An einigen Orten schließen sie einen kleinen viereckigten Platz mit Steinen ein, die sie ohngefähr anderthalb Schuh hoch übereinander setzen, der aber keine andere Decke, als den Himmel hat. Dieser Platz aber ist so enge, daß sie sich nicht der Länge nach darinnen ausstrecken können, sondern zusammengekrümmt darinnen liegen müßen. Einige haben, besonders den Missionarien zu Gefallen, Häußer von getrockneten Ziegelsteinen, mit Binsen gedeckt, gebauet; sie selbst aber bedienen sich derselben nicht, man kan sie auch

nicht

nicht

nicht dazu nöthigen, weil ihnen nichts so beschwerlich ist, als unter einem bedeckten Ort zu leben. Wenn sie einen Kranken haben, so machen sie zuweilen, um ihn gegen Hitze und Frost zu schützen, eine bedeckte Hütte; allein der Eingang ist so niedrig, daß man auf Händen und Füßen hinein kriechen muß, und der Raum so enge, daß man weder darinnen aufrecht stehen, noch sich neben den Kranken stellen kan. Und dennoch sind sie vergnügt dabey, zum deutlichen Beweiß, wie weit es die Gewohnheit bringen kan, und daß der gröste Theil von dem, was man Bequemlichkeit des Lebens nennt, von dem Eigensinn, dem Beyspiel und der Erziehung abhängt.

Bey diesen Umständen dürfte es fast ganz überflüßig seyn, nach dem Haußgeräthe der Californier zu fragen. Und in der That, sie haben auch deßen so wenig, daß, wenn sie den Ort ihres Aufenthalts verändern, sie ihren ganzen Hausrath ohne Beschwerlichkeit auf den Rücken tragen können. Der bloße Erdboden ist ihr Tisch, ihre Lagerstatt, ihr Stuhl, ihre Küche und ihr Speisesaal. Außerdem haben sie einen Kahn, einen Bogen, einen Spieß, eine Schüssel, eine Schale in Form eines Hutes, einen scharfen Stein anstatt eines Meßers, ein Bein

oder

oder spitziges Holz, das sie zur Ausgrabung der Wurzel brauchen, eine Schale von Schildkröte, die ihnen zum Korb und zu einer Wiege für ihre Kinder dient, einen großen Darm oder die Blase von einem Thier zum Waßerholen, ein kleines Stück fettes Holz, um Feuer damit anzuzünden, eine Art von einer Tasche an eine Gabel geheftet, die sie auf den Schultern tragen, und ihre Kinder hinein stecken. Diejenigen, die an der Küste wohnen, haben eine besondere Art von Netzen, die sie mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit von verschiedenen Farben, und unbeschreiblicher Verschiedenheit von Gewebe und Arbeit machen. Die Materie dazu nehmen sie von Aloe und andern Pflanzen, aus denen sie eine Art von Fäden bereiten. Die Weiber beschäfftigen sich mit der Zubereitung dieser Fäden, und die Männer weben sie. Sie sind so künstlich gemacht, daß uns die Missionarien versichern, daß sie in Europa und Neuspanien viele Netze gesehen hätten, aber keines, das diesen californischen Netzen an Weisse, Vermischung der Farben, Stärke, und Menge der Figuren, die sie vorstellen, gleich käme. Die feinsten von diesen Netzwerken brauchen sie auch zu einer Kopfzierde und zu Halsbändern. Allen diesen Vorrath müßen die Weiber, wenn sie von einem Ort zum andern

ziehen,

ziehen, tragen; die Männer tragen aber blos ihre Bogen und Pfeile, und was dazu gehört, als Steine und Federn zu den Pfeilen, und Saiten zu den Bogen. Um nichts davon zu verlieren, und in ihrem Marsche nicht aufgehalten zu werden, machen sie sich Löcher in die Ohren, hängen ein großes Gestecke darein, und thun die Kleinigkeiten, die sie leicht verlieren könnten, hinein. Die Männer führen auch ihre Kähne bey sich, die Weiber aber müßen für die Ausbeßerung derselben sorgen. Diese Kähne sind aus Baumrinden gemacht, und die Europäer können sie nicht genug bewundern; so künstlich sind sie gemacht. Sie bedienen sich derselben sowohl zum Fischen und Waßerholen, als auch zum trocknen ihrer Früchte. Ihre Schalen und Becher brauchen sie zum eßen und trinken, so gar die Mützen der Weiber müßen zu diesem Gebrauch dienen. Es ist zu verwundern, daß ihnen niemals eingefallen ist, daß sie den Thon zur Verfertigung dieser Geräthschaften brauchen, und solchen an der Sonne trocknen.

Bey einem Volk, das so armselig lebt, wird man auch keine Kleiderpracht vermuthen, obgleich alle Wilden insgesammt eine Neigung zum Putz haben. Auf der ganzen Halbinsel, so

weit sie den Europäern bekannt ist, ist die Kleidung einerley. Alle Mannspersonen gehen zwar nackend; aber bey ihrer Blöse haben sie dennoch eine gewiße Art des Putzes, der bey verschiedenen Nationen verschieden ist. Diejenigen Californier, die bey dem Vorgebürge St. Lucas wohnen, putzen ihre Köpfe mit einer Reihe von Perlen, die sie in die Haare flechten, und mit kleinen Federn untermischen, so daß es in der Ferne wie eine Perücke aussiehet. Einige Nationen, die sich nicht weit von Loretto aufhalten, haben um den Leib einen Gürtel, und auf der Stirn ein künstlich gearbeitetes Rohr, wozu noch einige ein Halsband von Figuren von Perlenmutter, und manchmal kleine runde Früchte, wie die Knöpfe an einem Rosenkranz, aufsetzen, welches ihnen über die Brust herabhängt. Ingleichen haben sie auch eine Art von Armbändern, die ihrem übrigen Putz gleichförmig sind. Diejenigen, die gegen Norden wohnen, tragen gewöhnlich ihre Haare sehr kurz, doch laßen sie einige auch so lang wachsen, als sie wollen; sie putzen sich zwar nicht, wie die südlichen Californier, mit Perlen, bedienen sich aber anderen statt der Perlenmutter, wovon sie sich eine Art von Cranz oder Diaden machen, welches sie auf dem Kopf tragen. Die Verfertigung

gung dieses Putzwerks geschieht auf folgende Art. Sie reißen die Perlenmutter aus der Muschel heraus, und wenn sie dieselbe auf beiden Seiten polirt haben, so spalten sie solche vermittelst eines Kieselsteines in Stücke, die ohngefähr einen halben Zoll lang, und zwey Linien breit sind. An jedem Ende durchbohren sie dieselbe, um ihnen eine runde Figur zu geben, die sich zu dem Umfang des Kopfes schickt. Hieran befestigen sie alle die kleinen Reihen von der Muschel, und laßen solche auf beiden Seiten herabhängen. Die südlichen Californier trugen ehedem ein ähnliches Diadem, nur mit dem Unterschied, daß sie die kleine, weiße, runde, den Perlen nahekommende Perlenmutter dazu nahmen.

Obgleich die Weibspersonen gröstentheils gleichfalls nackend gehen, so beobachten sie dennoch den Wohlstand, daß sie die Theile, deren Anblick der Schamhaftigkeit gefährlich seyn könnte, bedecken. Ja, als sich die Spanier in der Gegend von Loretto niederließen, so ärgerten sich die californischen Mädchen sehr über die Blöse der spanischen Soldatentöchter. Die in dem südlichen Theil der Halbinsel wohnen, beobachten den Wohlstand am meisten. Es wächst in dieser Gegend eine Art von Palm-

bäumen, die aber von der Dattel tragenden unterschieden ist, ingleichen ein Gewächs, das bey uns unter dem Namen Aloe, bekannt ist. Von diesen nehmen die Indianer dasjenige, was sie zu ihrer Kleidung nöthig haben. Sie schlagen dessen Blätter, wie man es mit dem Flachs zu machen pfleget, und ziehen daraus einen weißen Faden, der zwar nicht so fein ist, wie vom ordentlichen Flachs, dennoch aber geschmeidiger und beßer, als die Fäden vom Hanf. Aus diesen Fäden drehen sie kleine Schnüre, an welche sie viele von kleinen Waßerrohr abgeschnittene Knöpfe faßen, und solche dicht zusammen an eine Schnur fügen, welche sie sodann an dem Gürtel sowohl vorne als hinten eine gute Spanne lang herabhängen laßen. Bey einigen hänget diese aus Schnüren bestehende Decke bis an die Knie, bey andern noch weiter herunter. Die beiden Seiten aber und der ganze übrige Leib ist unbedeckt. Einige, die keinen aus solchen Schnüren verfertigten Vorhang haben, brauchen an deßen statt ein Stück von einem ungefärbten Hirschfell, das sie nach Art der Bergknappen, hinten und vorne vor ihre Blöse hängen. Zuweilen bedecken sie auch mit den beschriebenen Schnüren ihre Schultern, die ihnen wie Franzen über den ganzen Leib herabhängen.

Gewöhnlich gehen die Californier, bey Wind und Wetter, Sonnenschein und Regen, mit blosen Kopf; die Weiber aber haben eine gewiße Art von Kopfputz. Einige laßen die Haare wachsen, und über die Schultern fliegen; andere aber haben ein gewißes Netzwerk zur Zierde über den Kopf gezogen. Dieses Netzwerk wird aus den vorhin beschriebenen Fäden gemacht. In gewißen Gegenden bemahlen sie den ganzen Leib hier und dar mit rother und gelber Farbe. In den nördlichen Gegenden tragen die Weiber eine Art von Röcken, die aus kleinen Binsen, eines Fadens dick, gemacht sind. In Ermangelung der Binsen tragen sie eine Art von Schürzen, wovon das Hintertheil aus einer Thierhaut gemacht ist, welche ihre Männer, nach der bereits oben beschriebenen Art, feyerlich unter sie austheilen. So sucht auch unter diesen Wilden das schöne Geschlecht einen Ruhm in der Schamhaftigkeit. Die Männer aber kennen hier diese Tugend so wenig, daß sie die Grundsätze, welche sie nöthigen könnten, sich zu bedecken, als schimpflich und entehrend ansehen. Die Missionarien haben sich alle Mühe gegeben, ihnen hievon andere Begriffe beyzubringen, aber bis jetzo ist ihre Mühe vergeblich gewesen. Sie haben den Männern verschiedenemal des Jahrs ein sechs

Spannen langes u. zwey Spannen breites Stück Tuch, um sich den Unterleib zu bedecken, den Weiber naber außer einem kurzen Rock einen wollenen Schleier gegeben, der ihnen den Kopf und den übrigen Leib bis auf die Fußsohlen bedeckte; aber sie warfen solche sogleich wieder weg. Sie haben von den Kleidern einen ganz andern Begriff, als alle andere Menschen. Wenn ihnen angerathen wird, sich wenigstens mit dem Wohlstand zu bedecken, den die Schamhaftigkeit erfordert; so kommt ihnen dieses ganz fremd vor, indem sie gar nicht glauben können, daß ihre Blöse etwas unanständiges an sich habe. Wenn sie einen von ihren Landsleuten bekleidet sehen, so verspotten sie ihn, und lachen aus vollem Hals, so wie wir zu lachen pflegen, wenn wir einen Affen bekleidet sehen. Ein Missionär erzählt uns hievon eine lustige Begebenheit. Dieser kleidete zwey kleine californische Kinder, die er zu sich genommen hatte, um sich derselben in Zukunft unter ihren Landsleuten als Catecheten zu bedienen. Er nahm die Mühe über sich, ihnen selbst Kleider zu machen. Als sie das erstemal ausgiengen, so lachte man sie so aus, daß die armen Kinder, um nicht das Gelächter ihrer Landsleute zu seyn, ihre Kleider auszogen, und an einem Baum aufhiengen. Weil sie aber doch auch

den

den Missionär nicht gern beleidigen wollten, so giengen sie des Tags nackend zu ihren Verwandten, und zogen des Abends, wenn sie in die Mission zurück kehrten, ihre Kleider wieder an. Sie halten die europäische Kleidungsart sowohl für schimpflich als beschwerlich. Doch haben sie eine Art von Schuhen. Es bestehen diese in einer blosen Sohle von Hirsch- oder andern Leder, ohne Hinterquartiere und Oberleder, welche sie an der Ferse und zwischen der kleinen und großen Zehe, mit groben aus Palm- oder Aloe gemachten Schnüren befestigen. Da das Land sehr steinigt ist, so hat sie die Noth gelehrt, ihrem Vorurtheil und ihrer Gewohnheit hierinnen zu entsagen.

Aus dem, was wir bisher gesagt haben, läst sich ein leichter Schluß auf ihre übrige Lebensart machen. Was zuvörderst ihre Nahrungsmittel anbelangt, so sind sie so beschaffen, daß nicht leicht ein Europäer einen Appetit bekommt, sein Vaterland zu verlaßen, um des Essens und Trinkens wegen, nach Californien zu reißen. Die erste Claße ihrer Eßwaaren, machen einige Wurzeln aus, und besonders die Wurzel Juka, welche an vielen Orten in America angetroffen wird, und der Einwohner tägliches Brod ist. An andern Orten bereitet

man es auf eine gewiße Art zu, und backt Brod daraus; aber dem Californier ist dieses viel zu umständlich; er brät die Wurzel auf dem Feuer, und isset sie alsdenn, ohne weitere Zubereitung. Wenn ihr Hunger groß, der Vorrath von Juka aber gering ist, so eßen sie die Wurzeln von dem Waßerrohr, so wie sie sie aus dem Waßer ziehen, roh hinein. Gewiße Arten von Kräutern, deren sich die europäischen Missionare daselbst zum Gemüs bedienen, eßen die Californier roh. Eine gewöhnliche Speise unter ihnen ist auch der Kopf von der Aloe-Stauden, deren es in dieser Gegend gar viele giebt. Doch wißen sie unter diesen einen Unterschied zu machen, weil sie nicht alle genießbar sind. Nächst diesen eßen sie diejenigen Früchte, die nach den verschiedenen Jahreszeiten in Californien wachsen. Hierunter zeichnen sich vorzüglich die Tunas und Pitahajas aus. Jenes sind eine Art von Feigen, die gegen das Ende des Heumonaths zur Reife kommen. Sie dauern nur wenige Wochen, laßen sich auch über zwey bis drey Tage nicht aufheben, und müßen also gleich frisch wegegeßen werden. Sie kommen der Farbe und dem Geschmack nach unsern Himbeeren gleich. Sie haben eine zarte Schale, ihre Figur und Größe ist wie eine länglichte Feige, und inwendig hat

sie

sie viele Kerne, in der Größe wie Linsen. Eine andre Frucht, und noch dazu, den Californiern höchst angenehme Frucht, sind die süßen Pitahajas. Sie wächser an einem Staudengewächs, welches eine Art von Hageneichen ist. Der Baum ist in Europa nicht bekannt. Seine Aeste sind hohl, stehen vertical in die Höhe, und machen einen schönen Kranz. Sie haben keine Blätter, und die Frucht wächst aus dem Stamm heraus. Diese ist wie eine indianische Marone, und mit Stacheln versehen; das Fleisch ist den Feigen gleich, aber fleischiger und weicher. Es giebt weiße, rothe und gelbe, die alle von sehr guten Geschmack sind. Diese Frucht wächst in Californien in Ueberfluß, und die Californier laßen sich auch solche, so lange sie währt, herrlich schmecken. Die Zeit, wenn sie zur Reife kommt, ist ihnen eine Zeit der Frölichkeit. Es giebt zweyerley Arten davon, süße und saure. Die leztere schmeckt den Europäern beßer, als die erste, die Californier aber eßen beide mit gleicher Luſt. Fast alles, was in Californien wächst, dient den Einwohnern zur Speise. Sie sammeln von verschiedenen Gewächsen die Saamenkörner und eßen sie.

Nicht minder eßen sie alles Fleisch von Thieren, das sich bey ihnen findet. Vor der Ankunft der Spanier waren diese sehr selten, aber nunmehr giebt es allerhand Arten, Ochsen, Schafe, Schweine, Ziegen, und diese kommen sehr gut darinnen fort. Die Californier finden ihre meisten Fleischspeisen auf der Jagd, der sie Tag und Nacht abwarten. Es giebt in Californien zwey Arten von wilden Thieren, die man anderwärts nicht kennt. Das erste nennen die Californier Tage. Dieses Thier ist beynahe so groß, wie eine anderthalbjährige Kuh, und kommt derselben auch an Gestalt gleich, außer, daß der Kopf, wie ein Gemsenkopf aussieht. Seine Hörner sind sehr groß, und wie die Hörner eines Widders gekrümmt; Es hat große, runde, und gespaltene Füße, wie die Ochsen, das Fell ist fleckigt, wie bey den Gemsen, und das Fleisch davon ist gut zu eßen, und hat auch den Beyfall der Europäer erhalten. Die andere Art von wilden Thieren ist den Schafen gleich, nur daß sie größer und dicker sind. Ihr Fleisch ist schmackhaft, und sie gehen schaarenweis herum. Auch erlegen die Californier viele wilde Ziegen, und genießen das Fleisch davon. Wenn man den neuen Missionarien glauben darf, so machen die Californier keinen Unterschied, und eßen alles, was ei-

ne Gleichheit mit dem Fleisch hat, Hunde, Katzen, Pferde, Esel, Eulen, Mäuse, Ratzen, Schlangen, Heuschrecken, Raupen und Würme. Die Beschreibung ihrer Kost, ist so eckelhaft, daß uns unsere Leser gern entschuldigen werden, wenn wir nicht alles dasjenige anführen, was man davon erzählt. Man mahlt die Freßhaftigkeit der Californier so ab, daß zwischen ihnen, und den Schweinen kein Unterschied bleibt.

Die Lebensart, die sie führen, ist folgende. Sie schlafen des morgens so lang, bis sie der Hunger weckt. So bald sie aufwachen, fangen sie an zu eßen, zu singen und zu tanzen. Die Männer ergreifen hierauf ihren Bogen, und gehen auf die Jagd. Finden sie unterwegens eine eßbare Wurzel, so reißen sie solche aus, und eßen sie. Kommen sie an einen schattigten Ort, so setzen sie sich zusammen, und plaudern mit einander. Oft stellen sie auch Wettkämpfe miteinander an, und balgen sich, um zu sehen, wer der tapferste und stärkste sey. Kommen sie an ein Wasser, so bereiten sie daselbst ihre Speise, die sie auf ihrer Wanderschaft gefunden haben. Sie eßen solche, plaudern miteinander, und begeben sich auf der nemlichen Stelle zur Ruhe.

So

So leben sie einen Tag wie den andern; Ackerbau und Viehzucht ist ihnen ganz unbekannt, und ihr Leben ist nichts anders, als eine träge Wanderschaft.

Spiel und Tanz sind bey allen americanischen Wilden der vornehmste Zeitvertreib, und die Californier geben hierinnen keinem andern Volk etwas nach. Sie haben einen Gesang, den sie in ihrer Sprache Amberatiti nennen. Dieses aber ist nichts anders, als ein unarticulirtes, nichts bedeutendes, nach eines jeden Einfall angestimmtes Jauchzen oder Heulen, wodurch sie ihre Gemüthsbewegungen, Freude oder Traurigkeit an den Tag legen. Ihre Töne sind leidenschaftliche Ausdrücke ihrer Empfindungen, ohne andere Absicht, als ihren Bewegungen freyen Lauf zu machen. Mehr Kunst beweisen sie aber bey ihren Tänzen, die sie Agenari nennen. Man erhebt ihre Tänze besonders, und sie sollen von verschiedener Art seyn; sie tanzen mit Leichtigkeit und Annehmlichkeit, und stellen die verschiedenen Bewegungen im Krieg, beym Fischen, Jagen, Heyrathen und andern ihnen wichtigen Handlungen durch Geberden und Mienen vor, ohne ein Wort dazu reden. Ihre Tänze bestehen aus mehr als

dreyßig Personen, und sie üben sich von Jugend auf darinnen. Ein Kind von drey oder vier Jahren bildet sich, wenn es seine Rolle mit Beyfall spielt, eben so viel darauf ein, als ein erwachsener Mensch. Da nun die Uebung die Talente ordentlicherweise vollkommener macht, so darf man sich gar nicht wundern, daß die Indianer in dem Tanze, welcher zu Friedenszeiten ihr vornehmstes Geschäffte ist, so vortrefflich sind. Wenn sie einen Sieg über ihre Feinde bekommen, wenn ein Kind gebohren wird, wenn sie eine gute Ernte haben, oder bey jeder andern Gelegenheit, die auch nicht der Mühe werth ist, Freudensbezeugungen darüber anzustellen, halten sie Tänze. Sie laden einander ordentlich dazu ein, sie schicken einander Ausforderungen, wo sie im Ringen, Springen, Laufen, Tanzen, im Versuchen ihrer Kräfte, einander Trotz bieten, und diese Vergnügungen dauern oft ganze Tage, Nachte, Wochen und Monathe. Mit diesem Tanz ist jederzeit der Gesang verbunden.

Unter den Eigenschaften eines Volks verdient seine Sprache eine besondere Aufmerksamkeit. Diese ist nicht nur ein getreuer Abdruck seines Charakters, sondern hat auch wieder einen unleugbaren Einfluß in die Cultur des Geistes.

Mit

Mit der Erweiterung der Sprache kommen neue Begriffe in die Seele, und die geschwindern oder langsamern Schritte in der Cultur stehen mit der Erweiterung der Sprache in einem genauen Verhältniße. Aus dem, was wir bisher von den Californiern gesagt haben, läst sich auf ihre Sprache ganz leicht der Schluß machen. Ein Volk ohne Policey, ohne Gesetze, ohne bürgerliche Verfaßung, ohne Religion, muß nothwendig auch in seiner Sprache sehr eingeschränkt seyn. Da sie mit keinem Volke Gemeinschaft haben, so müßen auch ihre Begriffe in einen sehr engen Bezirk eingeschloßen seyn, und dieses zeigt sich auch in ihrer Sprache. Wir wollen diejenigen Beobachtungen, die die Missionarien während der Zeit, als sie sich unter ihnen aufgehalten haben, gemacht haben, hier kürzlich anführen. Wir haben aber bereits angemerkt, daß drey Hauptsprachen auf dieser Halbinsel gesprochen werden, die sich wieder in verschiedene Mundarten eintheilen, eine von diesen ist die Waicurische Sprache, die zwischen der Baye de la Paz und der Mission Loretto gesprochen wird. In dieser Sprache fehlen die Buchstaben, D, L, G, F, X, Z, anstatt des S haben sie Tsch. Diese Sprache ist außerordentlich arm, und es fehlet ihnen eine Menge Wörter, besonders welche

che allgemeine Begriffe anzeigen. Was nicht unter die Sinne fällt, alle Gemüthsbeschaffenheiten, Tugenden und Laster, alles was zum bürgerlichen und vernünftig-menschlichen Leben gehört, kan in dieser Sprache nicht ausgedruckt werden. So fehlen ihnen z. B. diejenigen Worte, wodurch man folgende Begriffe ausdrücken kan: Leben, Tod, Wetter, Zeit, Kält, Hitze, Welt, Verstand, Gedächtnis, Ehre, Trost, Friede, Freundschaft, Haß, Zorn, und dergl. Zur Bezeichnung der Farben haben sie nicht mehr, als vier Worte, so daß sie gelb und roth, blau und grün, schwarz nnd braun, weiß und aschfarbig, mit einerley Wort benennen, das übrige ist ihnen fremd. Es fehlen ihnen alle diese Begriffe, daher haben sie auch keine Worte, wodurch sie solche bezeichnen könnten. Alle Theile des menschlichen Cörpers, ingleichen Vater, Mutter, Sohn, und dergl. drücken sie niemals einzeln, sondern jederzeit mit Zusetzung der persönlichen Fürwörter, mein, dein, unser, aus. Wenn man einen Californier fragen wollte, was in seiner Sprache z. E. Are d. i. Vater hieß, so weiß er nichts zu antworten; fragt man ihn, was bed-are heiße, so versteht er es, nemlich mein Vater, weil sie von einem Vater, als abstracten Ding,

keinen

keinen Begriff haben. Es fehlen ihnen ferner alle diejenigen Wörter, die wir in andern Sprachen, unter den Namen der Präpositionen und Conjunctionen zur Verbindung der Rede hat. Auch vermißt man in ihrer Sprache den Comparativum und Superlativum, ingleichen die Vergleichungswörter, mehr, weniger. Wenn sie also sagen wollten: der Peter ist größer als der Paul, so sagen sie: der Peter ist groß, der Paul ist nicht groß. Bey ihren Zeitwörtern ist die Sprache eben so eingeschränkt. Sie haben nur einen modum und drey tempora, um solche anzuzeigen, setzen sie die Wörtgen, re oder reke, rusere oder raupe, oder rikiri, und me oder méje zu den verbis, welches in allen numeris, unveränderlich stehen bleibt. Nur allein durch persönliche Fürwörter unterscheiden sie die Personen, und dieses so unbestimmt, daß be, ich, mir, mich, mein, ei, du, dir, dich, dein, tutan, er, sie, ihn, ihm, sein, bedeutet: Zur Probe wollen wir von der Abänderung eines einzigen Zeitwortes ein Beyspiel geben.

Gegenwärtige Zeit.

Be amukirire, ich spiele
Ei amukirire, du spielst
Tutan amukirire, er spielt;

Cate amukirire, wir spielen
Pete amukirire, ihr spielet
Tucava amukirire, sie spielen.

Vergangene Zeit.

Be amukiririkiri, oder amukiriririrujere, oder amukiririraupe, oder amukiriraupere, ich habe gespielt.
Ei - - - - - - du hast gespielt 2c.

Zukünftige Zeit.

Be amukirime, oder amukirimeje, ich werde spielen.
Ei amukirime, du wirst spielen 2c.

Nun kan man sich leicht die Rechnung machen, wie es mit dem Unterricht der Californier in der christlichen Religion aussieht, da sie nicht einmal Worte in ihrer Sprache haben, wodurch die gemeinsten Begriffe angezeigt werden. Die Missionarien mischen deswegen entweder spanische und lateinische Worte mit darunter, wenn es ihnen an californischen fehlt, oder sie bedienen sich der Umschreibungen. So haben sie in der Uebersetzung des Vater unser, und des apostolischen Glaubensbekenntnißes, die Worte

Dios, gracia, Espiritu santo, santa Maria virgen, cruz, gebracht; den Himmel nennen sie gebogenes Land, das Gericht, die Bezahlung, die Getauften, gewaschene Leut, u. s. w. Und so viel sey von der Sprache der Californier genug gesagt.

Nun wollen wir auch die Californier in ihren innern Familien-Einrichtungen kennen lernen; denn ob sie gleich von bürgerlichen Gesellschaften wenig oder gar nichts wißen, so können sie doch die häußlichen Gesellschaften, welche die Natur selbst gestiftet hat, nicht verläugnen. Wenn ein junger Californier den Trieb zum Heurathen empfindet, so wartet er nicht lange, solchen zu befriedigen; allein, ob gleich diese Wilden mehr instinct- als vernunftmäsig handeln so kan man doch nicht sagen, daß sie ohne Unterschied, wie das Vieh, zusammen laufen, und sich begatten, sondern sie haben wirklich einige, wie wohl schwache, Begriffe von den Rechten der Ehen. Ein jeder wählt sich eine Gattin, nach seines Herzens Wunsch, ohne erst seine Eltern darüber zu fragen. Es machen uns zwar einige Missionarien eine solche Beschreibung von den Californiern, daß sie ihren Zustand hierinnen, als wirklich viehisch abmahlen;

len; andere aber widersprechen ihnen. Erstere sagen, das sie ehemals zusammengelaufen wären, wie die unvernünftigen Thiere; sie hätten zwar in ihrer Sprache ein Wort, welches einen Ehemann bedeute, aber sie brauchten es von einem jeden, der ein Weibsbild zu seinen Willen gebraucht hätte; sie lebten in öffentlicher allgemeiner Unzucht, ohne alle Furcht und Scham, und niemand, der einmal sich zu einer Person gehalten hatte, würde im geringsten eifersüchtig, wenn er sie bey einem andern sähe. Ja, es besuchten einander so gar angränzende Völkerschaften, in der Absicht, etliche Tage lang ihrer Wollust zu pflegen, und bey solchen Gelegenheiten sey alles gemein. Sie setzen hinzu, daß diese Unart auch bey den getauften Californiern nicht auszurotten sey. Andere im Gegentheil machen eine vortheilhaftere Beschreibung von ihnen, besonders von den nördlichen Californiern. Bey diesen trifft man nicht nur eine Art von ordentlichen Ehen an, sondern sie beobachten auch gewiße Ceremonien bey der Stiftung derselben. Wenn einer ein Mädgen zur Ehe verlangt, so bietet er ihr einen Krug, der in ihrer Sprache Olo genennt wird, und von Meczalfaden gemacht ist, an. Nimmt sie dieses Geschenk an, so ist es ein Zeichen, daß sie denjenigen, der ihr

solches macht, heyrathen will; sie macht ihm darauf ein Gegengeschenk mit einem Kopfputz. Diese beiderseitigen Geschenke bestättigen die Heyrath. Oft wird auch eine Heyrath an dem Ende eines Tanzes geschloßen, wozu der Liebhaber seine ganze Verwandschaft eingeladen hat. Man darf aber ja nicht glauben, als wenn die Californier in Beobachtung der Rechte und Pflichten der Ehen so gar gewißenhaft wären. Oft ist der geringste Vorwand hinreichend, eine Ehe, die auch mit Feyerlichkeiten geschloßen war, wieder zu trennen. Bey den meisten Californiern, besonders den südlichen, ist die Vielweiberey erlaubt. Die Weiber, deren ein jeder so viel halten kan, als er will, müßen für den Unterhalt der Familie sorgen. Dieses ist ihre Hauptabsicht bey ihren Heyrathen; der Mann will eine oder mehrere Mägde haben, denen er befehlen kan. Diese müssen ihren Männern die besten Früchte bringen, um sie bey guter Laune zu erhalten, und sich ihre Gewogenheit zu erwerben. Wenn eine von diesen Weibern verstoßen oder zurückgeschickt wird; so verlangt sie kein Mann mehr. Bey einigen Nationen haben nur die Häupter das Recht zwey Weiber zu haben, die andern begnügen sich mit einer. Bey diesen war auch der Ehebruch ein unverzeihliches Laster, ausgenom-

genommen in zween Fällen, nemlich bey den Festen, und Kampfspielen, wo die Sieger jedesmal die Erlaubnis hatten, sich der Frau ihres Gegners zu bedienen. Die Cochimier, welche gegen Norden wohnen, wißen nichts von dieser Ausschweifung, und ein Missionär sagt von ihnen, daß man ohgeachtet der zügellosen Freyheit dieser Indianer, bey ihnen nichts von Ueppigkeit und Ehebruch wiße, und schreibt dieses der elenden Lebensart, die sie auf den Bergen führen, und der Beraubung der Bequemlichkeit des Lebens zu. Es scheint also, daß auch in diesem Land die südlichen Einwohner den wollüstigen Ausschweifungen mehr ergeben sind, als die nördlichen, und daß nach diesen Unterschied die widersprechenden Nachrichten in diesem Stücke mit einander verglichen werden können. Bey einigen findet man auch die besondere Gewohnheit, die auch ehemals bey den Juden eingeführt war, daß eine Wittwe den Bruder oder nächsten Verwandten ihres Mannes heyrathen muste.

Die Ehen der Californier sind nicht sehr fruchtbar. Die meisten Weiber kommen ein oder zweymal nieder, und unter zweyhundert Ehen trifft man kaum eine an, aus welcher acht Kinder erzeugt werden. Und wenn auch

eine Frau viel Kinder bekommt, so erreichen die wenigsten das männliche Alter. Daher auch die Volksmenge in Californien außerordentlich klein ist. Man sagt, daß bey der Ankunft der Spanier von dem Vorgebürg St. Lucas bis an den Rio Colorado kaum 40000 Köpfe angetroffen worden wären. Sie sind nichts weniger als träg zum Heyrathen, denn die Anzahl der Verheyrathen ist viel größer als der Unverheuratheten; allein ihre herumschweifende Lebensart, und die wenige Sorge, die sie für ihre Kinder haben, sind gewiß eine Ursache theils von der Unfruchtbarkeit der Ehen, theils, daß so wenige Kinder zu männlichen Jahren kommen.

Das Gebähren der Californierinnen geht ihnen gut von statten. Sie bekommen ihre Kinder ohne Gehülfen. So bald das Kind das Tageslicht erblickt hat, so legen sie es auf den bloßen Erdboden, oder in die Schale einer Schildkröte, in dieser schleppt es die Mutter mit sich, wo sie hingeht. Oft laßen sie es auch unter der Aufsicht einer alten Frau, an den Ort, wo sie es gebohren haben, und gehen ihrer Nahrung nach, so daß das Kind zuweilen zehen Stunden lang fasten muß. Zuweilen geschieht es auch, daß Mütter, weil sie kein Mit-

tel

tel vor sich sehen, ihre Kinder zu ernähren, solche umbringen. So bald das Kind etliche Monathe alt ist, so setzet es die Mutter ganz nackend auf die Schultern, so, daß die Füße des Kindes rechts und links über die Brust herabhängen, und das Kind eher reiten, als gehen lernt. In dieser Positur ziehet die Mutter den ganzen Tag hin und her, in Hitze und Frost, bey Sonnenschein, Wind und Regen. Die gewöhnliche Nahrung des Kindes, so lang es noch keine Zähne hat, ist die Milch seiner Mutter; hernach lernt es Wurzeln und Kräuter genießen, wie seine Eltern.

Den Californiern macht nichts weniger Mühe, als die Erziehung ihrer Kinder. Ihre ganze Sorge schränkt sich in die Zeit ein, wo sie selbsten noch nicht helfen können. Können sie aber einmal Wurzeln graben, Schlangen fangen, und andre Arten von Nahrungsmitteln suchen, so überlaßen sie sie ihrem Schicksal, so daß es alsdenn für die Kinder einerley ist, ob sie Eltern haben, oder nicht. Sie haben alsdenn vollkommene Freyheit zu thun, was sie wollen, ohne von ihren Eltern, weder Ermahnung noch Bestrafung, weder Unterweisung noch Lehre, weder gute Worte noch schlimme, zu bekommen. Man kan zwar nicht sagen,

daß die Eltern ganz und gar keine Liebe für ihre Kinder hätten; aber diese ist weiter nichts, als bloser Instinkt. Die Missionarien haben versucht, aus den Kindern etwas zu machen, was sie aus den Eltern nicht gekonnt haben. So lang diese Väter gute Worte gegeben haben, so ist es gut gegangen, haben sie aber einmal das Raue herausgewendet, und die Kinder bestraft, da gieng der Lärmen an. Die Mutter brüllet wie eine Bärin, welcher man die jungen raubt; sie reißt sich die Haare aus, zerschlägt sich mit einem Stein die Brust, und zersticht sich wohl gar, daß das Blut darnach rinnt. Die Kinder wachsen daher auch auf, wie das liebe Vieh. Wenn auch die Kinder nach den Begriffen der Californier etwas übels thun, und von Vater und Mutter auf frischer That erwischt werden; so bekümmern sich beide Theile nicht umeinander. Man läst ihren Begierden den Lauf, wie sie wollen: und nun ist es ganz natürlich zu begreifen, daß die moralische Bildung dieser Wilden immer schwerer wird.

Männer und Weiber sind in Ansehung der Kleidung, außer was wir oben von Bedeckung gewißer Theile des Leibes gesagt haben, sonst in nichts, als den Haaren unterschieden. Die Männer laßen es bis auf die Schultern wachsen,

sen, die Weiber aber tragen es viel kürzer. Ist ihnen aber ein naher Anverwandter gestorben, so schneiden beide solches ganz ab. Ihre Messer und Scheeren, deren sie sich zu ihren häußlichen Verrichtungen bedienen, sind scharfe Steine, damit können sie Holz, Rohr, und so gar die Haare abschneiden. Sie machen auch aus Steinen, eine Art von Lancetten, womit sie sich aderlaßen, schröpfen, und das Fleisch von Händen u. Füßen aufschneiden, und einen Splitter oder Dorn, der darinnen steckt, herauszuziehen. Die Lasten tragen die Männer auf dem Kopf, die Weiber aber laßen solche an einem Seil oben von der Stirne den Rücken herab hängen; und damit dieses nicht in das Fleisch schneide, so legen sie zwischen das Seil und die Stirn ein Stück ungegerbtes Hirschleder, welches über den Kopf hinausreicht, und ihnen in der Ferne das Ansehen giebt, als wenn sie ein Casket auf den Kopf hätten. Wenn sie jemanden besuchen, es mag aus einer Ursache geschehen, aus welcher es will, so reden sie kein Wort. Fragt man sie um die Ursache ihrer Ankunft, so bestehet die erste Antwort allemal in dem Worte, Vara, nichts, und erst nach und nach kommen sie auf dasjenige zu reden, weswegen sie kommen. Auf der Straße grüßen sie niemanden, haben auch in ih-

rer Sprache nicht einmal ein Wort, welches einen Gruß anzeigt. Sagt man ihnen etwas, das ihnen nicht gefällt, so speyen sie auf die Seite aus, oder scharren und kratzen mit dem linken Fuß auf dem Erdboden, zum Zeichen ihres Misvergnügens. Ein Schwiegersohn darf seiner Schwiegermutter eine Zeitlang nicht in das Gesicht sehen, sondern muß, wenn sie oder eine andere Anverwandte in die Nähe kommt, auf die Seite gehen.

Wir kommen nunmehr auf die letzten Schicksale des Menschen, Krankheit, Tod und Begräbnis, und wollen auch hierinnen die Californier kennen lernen.

Von Krankheiten wißen die Californier nicht viel zu sagen, ja sie haben nicht einmal in ihrer Sprache ein Wort, welche die Krankheit überhaupt, noch eine Art derselben insbesondere anzeigte. Sie nennen Krank seyn, auf der Erde liegen, und benennen die Art der Krankheit von dem Ort, wo sie schmerzhafte Empfindungen haben. Bey ihrer elenden Kost und schlechten Lebensart sind sie insgemein starke, dauerhafte, und weit gesundere Leute, als viele, die alle Bequemlichkeiten des Lebens genießen. Wenn sie einmal die Mühseligkeit der

Kinder-

Kinderjahre überstanden haben, so gelangen sie meistens zu einem hohen Alter, ja sie würden noch älter werden, wenn sie sich in ihrer Lebensart nur einigermaßen zu mäßigen wüßten. Die in Europa gewöhnlich grassirenden Krankheiten sind ihnen gänzlich unbekannt, jene Krankheit ausgenommen, welche aus America über Spanien und Neapel in die andern Länder fortgepflanzt worden. Von den Europäern haben sie Blattern bekommen, welche bey ihnen, wie die stärkste Pest, ansteckend sind. Ein Spanier, der vor kurzem von den Blattern genesen war, schenkte im Jahr 1763 einem Californier ein Stück Tuch, und hiedurch wurde dieser von den Blattern angesteckt, welche in kurzer Zeit so weit um sich rissen, daß in Zeit von drey Monathen über hundert Personen daran sturben. Wenn die Californier krank werden, so beweisen sie eine außerordentliche Geduld. Kaum wird man einen Seufzer von ihnen hören, so schmerzhaft auch die Krankheit seyn mag: Sie sehen ihre Geschwüre oder Wunden ohne Schrecken an, und laßen sich brennen oder schneiden, ja schneiden sich selbst ins Fleisch hinein, als wären sie unempfindlich. Sie verlieren selten bey ihren Krankheiten den Appetit, wenn er aber einmal anfängt

zu

zu mangeln, so halten sie es für ein gewißes Zeichen, daß der Tod nahe sey.

Ihre Heilungsarten sind sehr einfach und besonders. Man fragt den Kranken, an welchem Ort es ihm wehe thue. Alsdenn bindet man ihm an dem Ort, wo er Schmerzen empfindet, auf der Brust, am Bauch, an dem Fuß oder Arm, mit einem groben Strick. Zuweilen braucht man eine Art Aderlaß, indem man dem Kranken auch mitten in das Gesicht und in der Geschwulst, mit einem scharfen Stein, einige kleine Oefnungen macht, um etwas Blut durch solche Wunden herauszuziehen, und die Krankheit hiedurch abzuleiten. Nachdem sie von den Spaniern den Schnupftoback haben kennen gelernt, so brauchen sie diesen gegen das Kopfwehe. Und hierinnen bestehet ihre ganze Arzneykunst.

Außer dieser haben sie auch noch eine geheime oder magische Arzneykunst, deren sich insonderheit ihre Priester, Wahrsager und Gaukler rühmen. Die Indianer haben auf diese Betrüger einen solchen Glauben, daß, so bald sie nur einen geringen Anfall von einer Krankheit verspüren, sie solche zu sich kommen laßen, ehe sie noch natürliche Mittel gebraucht haben.

Wenn

Wenn diese zu den Kranken kommen, so blasen sie durch eine Röhre an dem schadhaften Theil an, oder belecken ihn, machen allerhand wunderliche Grimaßen, murmeln etwas daher, das sie selbsten nicht verstehen. Sie zeigen alsdenn dem Patienten einen Feuerstein, den sie, ihrem Vorgeben nach, bey ihm gefunden hätten, und welcher die Ursache der Krankheit gewesen seyn soll; Da nun die Ursache des Schmerzens aus dem Leibe weggeschaft sey, so sey keine Gefahr mehr zu besorgen. Sie kommen niemals zu kurz dabey: denn wird der Kranke wieder gesund, so verlangen sie eine Belohnung für ihre Bemühung; stirbt er, so verlangen sie von den Hinterbliebenen etwas zum Andenken. Merken sie, daß keine Beßerung zu hoffen ist, so versammlen sie alle Verwandte des Kranken um ihn herum, um ihm den Tod desto bitterer zu machen. Wenn der Kranke eine Tochter oder Schwester hat, so schneiden sie ihr den kleinen Finger an der rechten Hand ab, weil sie glauben, das Blut, das sie vergiese, rette den Patienten, oder zerstreue wenigstens den Kummer, den die Familie über seinen Tod haben werde, ob ihn gleich diese Operation nur noch größer macht. Hierauf kommen alle Bekannte aus der Gemeinheit, und besuchen ihn:

zu mangeln, so halten sie es für ein gewißes Zeichen, daß der Tod nahe sey.

Ihre Heilungsarten sind sehr einfach und besonders. Man fragt den Kranken, an welchem Ort es ihm wehe thue. Alsdenn bindet man ihm an dem Ort, wo er Schmerzen empfindet, auf der Brust, am Bauch, an dem Fuß oder Arm, mit einem groben Strick. Zuweilen braucht man eine Art Aderlaß, indem man dem Kranken auch mitten in das Gesicht und in der Geschwulst, mit einem scharfen Stein, einige kleine Oefnungen macht, um etwas Blut durch solche Wunden herauszuziehen, und die Krankheit hiedurch abzuleiten. Nachdem sie von den Spaniern den Schnupftoback haben kennen gelernt, so brauchen sie diesen gegen das Kopfwehe. Und hierinnen bestehet ihre ganze Arzneykunst.

Außer dieser haben sie auch noch eine geheime oder magische Arzneykunst, deren sich insonderheit ihre Priester, Wahrsager und Gaukler rühmen. Die Indianer haben auf diese Betrüger einen solchen Glauben, daß, so bald sie nur einen geringen Anfall von einer Krankheit verspüren, sie solche zu sich kommen laßen, ehe sie noch natürliche Mittel gebraucht haben.

Wenn

Wenn diese zu den Kranken kommen, so blasen sie durch eine Röhre an dem schadhaften Theil an, oder belecken ihn, machen allerhand wunderliche Grimaßen, murmeln etwas daher, das sie selbsten nicht verstehen. Sie zeigen alsdenn dem Patienten einen Feuerstein, den sie, ihrem Vorgeben nach, bey ihm gefunden hätten; und welcher die Ursache der Krankheit gewesen seyn soll; Da nun die Ursache des Schmerzens aus dem Leibe weggeschaft sey, so sey keine Gefahr mehr zu besorgen. Sie kommen niemals zu kurz dabey: denn wird der Kranke wieder gesund, so verlangen sie eine Belohnung für ihre Bemühung; stirbt er, so verlangen sie von den Hinterbliebenen etwas zum Andenken. Merken sie, daß keine Beßerung zu hoffen ist, so versammlen sie alle Verwandte des Kranken um ihn herum, um ihm den Tod desto bitterer zu machen. Wenn der Kranke eine Tochter oder Schwester hat, so schneiden sie ihr den kleinen Finger an der rechten Hand ab, weil sie glauben, das Blut, das sie vergiese, rette den Patienten, oder zerstreue wenigstens den Kummer, den die Familie über seinen Tod haben werde, ob ihn gleich diese Operation nur noch größer macht. Hierauf kommen alle Bekannte aus der Gemeinheit, und besuchen ihn:

wenn diese mit ihm geredet haben, und sehen, daß keine Hoffnung zum Leben da ist; so erheben sie ein entsetzliches Geheul, bedecken das Gesicht mit ihren Händen und Haaren, theilen sich in gewiße Gesellschaften, und wiederholen diese Ceremonie vielmahl hintereinander, und dies alles in Gegenwart des Sterbenden. Diese Verwirrung wird durch das Geschrey der Weiber noch mehr vergrößert, wobey sie die Verdienste und Eigenschaften des Sterbenden erzählen, um bey den Umstehenden desto mehr Mitleiden zu erregen. Wenn dieses Geschrey vorbey ist, so bittet der Kranke die Gesellschaft, ihn auszusaugen und auf eben die Art anzublasen, als es die Aerzte vorher gethan haben. Ein jeder bemühet sich, ihm diesen Dienst zu erweisen; man bläset zuerst auf den kranken Theil, und hierauf auf alle Werkzeuge der Sinne so stark, als man kan, weil der Kranke von der Kraft, die der Blasende anwendet, und von dem Geschrey, das er macht, auf seine Liebe schließet. Indeßen stecken ihre Gauckler dem Kranken die Hände in den Mund, um ihn, wie sie sagen, dem Tode mit Gewalt zu entreißen; die Weiber schreyen indeßen immer fort, und geben ihm viele Stöße, um ihn wieder aufzuwecken.

wecken. Und dieses treiben sie so lange, bis er den Geist aufgegeben hat.

Wenn sie nunmehr sehen, daß er wirklich todt ist, so erheben die Weiber aufs neue ein plötzliches Geheul uud Brüllen, und alle Weiber, die in der Nachbarschaft sind, schlagen sich zu ihnen, und vereinigen ihr Geheul mit dem ihrigen. Kaum ist er todt, so macht man sogleich Anstalt ihn zu begraben, oder zu verbrennen; denn beides ist bey den Californiern üblich. Sie stellen sogleich das Leichenbegängnis an, wobey sie immer fortfahren zu schreyen. Mit dem Todten vergraben oder verbrennen sie zugleich alles Geräthe, deßen er sich bedient hatte. Sie eilen mit ihrem Begräbnis dermaßen, und untersuchen so wenig, ob er wirklich todt sey, daß es nichts seltenes ist, daß sie Personen begraben oder verbrennen, die noch lebendig sind. Ein Missionär hörte einstens ein Wehklagen und sahe das Feuer, das zum Verbrennen eines Todten bestimmt war. Er lief hinzu, und sahe, daß sie eben einen Menschen in das Feuer geworfen hatten, der noch Zeichen des Lebens in sich hatte. Er zog ihn wieder aus dem Feuer heraus, und brachte ihn wieder zurecht. Ein anderer sahe ein Mädchen, das nach Landesgebrauch schon in

eine

eine Hirschhaut eingenähet war, um begraben zu werden; diese brachte er mit einer Dose Chocolade wieder zu sich, und sie lebte noch einige Jahre. Es ist sehr zu besorgen, daß dergleichen Fälle sich oft unter den Californiern zutragen. Sie haben keine Geduld lange auf die Auflösung eines Kranken zu warten; es ist also gar wohl möglich, daß sie ihn zu seiner Ruhe befördern, um selbsten Ruhe zu haben. Ein Missionär versichert, daß die Californier einem alten, blinden und kranken Weibe, welches sie in die Mission tragen sollten, unterwegens den Hals gebrochen hätten. Ein anderer wurde erstickt, weil sie, um ihn gegen die Mücken, die ihm niemand wehren wollte, zu schützen, so zugedeckt hatten, daß ihm der Athem darüber ausbleiben muste.

Die alten Californier sollen die Gewohnheit gehabt haben, ihre Todten, ehe sie sie einscharrten, den Rückgrad zu brechen, und wie eine Kugel zusammen gerollt in die Grube zu werfen; die neuern Missionare aber wollen nichts davon wißen. Vielmehr sagen sie, daß sie den Verstorbenen Schuhe anlegten, als wenn sie sie zu einer Reise fertig machen wollten. Fragt man sie aber nach der Ursache, so wißen sie keine andere Ursache, als den alt hergebrach-

gebrachten Gebrauch anzuführen. Diejenige, welche bey einem Todesfall ihre Liebe und Zärtlichkeit gegen den Verstorbenen oder deßen Familie recht an den Tag legen wollen, die verstecken sich in einem Hinterhalt, wo jene mit dem Todten vorbeygehen müßen; sie kriechen alsdenn halb stehend, und halb sitzend hervor, stimmen ein düsteres, klägliches, hu, hu, hu, an, und stoßen sich mit spitzigen Steinen so lang an den Kopf, bis das Blut die Achseln herunterfließt.

Wir beschließen hiemit unsre Nachrichten von Californien. Wenn wir nichts von den historischen Umständen der spanischen Etablissements daselbst, noch von der Einführung der christlichen Religion, noch von den verschiedenen Missionen, die die Jesuiten daselbst angelegt haben, geredet haben; so dürfen sich unsre Leser nicht darüber wundern: alle diese Dinge liegen außer unserm Plan. Wir haben die Absicht blos von den Sitten und Meinungen der Wilden zu handeln, und hievon haben wir alles gesagt, was wir haben ausfindig machen können. Wer von den oben gemeldten Stücken Nachricht verlangt, findet solche in der natürlichen und bürgerlichen Geschichte Californiens, welche von J. C. Adelung

in das Deutsche übersetzt ist, und in den Nachrichten von der americanischen Halbinsel Californien, von einem Priester der Gesellschaft Jesu: welche beide Werke aber sorgfältig geprüft, und miteinander verglichen werden müßen.

Von den Patagoniern, und Einwohnern des Feuerlandes.

An der südlichen Spitze von America wohnet ein Volk, welches eben so sonderbar ist, als das Land, das sie bewohnen. Wenn man den Fluß Plata zur Gränzlinie nimmt, so ist die nördliche Gegend desselben mit den schönsten Wäldern angefüllt; auf der südlichen Seite im Gegentheil trifft man schlechterdings gar keine Bäume an. Daher kommen die Widersprüche der Reisenden über die äußere Beschaffenheit dieses Landes. Eben so widersprechend sind die Nachrichten der Reisenden von der Gestalt seiner Einwohner. Einige behaupten, daß sie von einer ungeheuern Größe, und ein wahres Riesengeschlecht wären; andere behaupten, daß die Natur keine Ausnahme bey ihnen gemacht hätte, sondern, daß sie von der gewöhnlichen

sichen Menschengröße wären. Wir wollen von beiden die Beschreibung hören. Der erste der von ihnen redet, ist Pigafetta, ein Italiäner; dieser mahlt sie als wirkliche Enakskinder ab. Von seinen Zeiten an findet man, daß fast alle Seefahrer seit einem Jahrhundert, aus was für einem Lande sie auch seyn mochten, einstimmig erklären, es gebe auf der Küste von Patagonien ein Riesengeschlecht. Neuere Reisende leugnen dieses schlechtweg, beschuldigen ihre Vorfahren, als Fabeldichter, und setzen ihre Berichte, entweder auf Rechnung des Schreckens, das ihnen der Anblick wilder Menschen verursachte, oder leiten solche aus der natürlichen Neigung der Menschen zum Wunderbaren her. Garcillaßo de Vega sagt, daß einer durchgängig angenommenen Tradition zu folge eine Menge von Schiffen nach der Landspitze St. Helena gekommen sey, und eine Gesellschaft von Riesen dorthin gebracht habe, welche von einer solchen ungeheuern Größe gewesen, daß die Eingebohrnen des Landes ihnen nur bis an die Knie gereicht hätten; daß ihre Augen so groß, als der Boden eines Tellers, und ihre Glieder von verhältnismäsiger Größe gewesen; diese hätten gleich nach ihrer Landung einen tiefen Brunnen gegraben; jeder von ihnen hätte zu seiner Sättigung so viel gebraucht, als funf-

zig andere Menschen; hiedurch sey das Land und aller Vorrath in demselben bald aufgezehrt worden, und diese Riesen wären genöthigt worden, von Fischen zu leben; sie hätten sich hierauf solchen abscheulichen Lastern ergeben, daß endlich das ganze Geschlecht durch Feuer vom Himmel herab zerstöret worden, jedoch ihre Gebeine zu einem immer währenden Denkmal der göttlichen Rache unversehrt geblieben wären: denn es sollen in diesem Lande Gebeine von erstaunlicher Größe, und Stücke von Zähnen, die, wenn sie ganz wären, ein halbes Pfund wägen würden, gefunden worden seyn. Diese Tradition lautet nun so ziemlich fabelhaft.

Um das Daseyn eines solchen Riesengeschlechtes zu beweisen, muß man stärkere Beweise haben. Einzelne gefundene Knochen beweisen noch gar nichts; sie können von einem uns unbekannten Thiere seyn. Sollte der Beweiß gültig seyn, so müste ein glaubwürdiger Zeuge entweder solche Leute selbst, oder wenigstens ein ganzes Skelet mit Augen gesehen haben. Es giebt auch wirklich einige Schriftsteller, welche sagen, daß sie an der Brasilianischen Küste ein Riesengeschlecht gesehen hätten, welches ganz nackend gegangen wäre; andere im

Gegentheil

Gegentheil behanpten, daß dieses Vorgeben von der riesenmäsigen Größe der Einwohner von Patagonien eine von den Spaniern ersonnene Unwahrheit sey. Zu der Claße der verneinenden Zeugen gehören auch diejenigen, welche die Magellanische Straße befahren, und nichts davon gemeldet haben; denn ihr Stillschweigen ist ein Beweiß, daß sie nichts außerordentliches gesehen haben. Bisher halten die Zeugen für und wider das Riesengeschlecht einander die Waage. Nun wollen wir die andern untersuchen. Ein Engelländer Knivet, hat während seines Aufenthalts zu Port Desire Todten-Cörper, die er daselbst begraben gefunden hat, gemessen, welche vierzehen bis sechszehen Spannen hoch waren, und sahe Fußtapfen von Menschen im Sande, welche eben so groß müßen gewesen seyn; er selbst bekam einen von den Einwohnern gefangen, welcher dreyzehen Spannen hoch war. Andere Reisende der ältern Zeit begnügen sich blos zu sagen, daß die Wilden daselbst nur um einen Kopf größer, als die Einwohner von Europa gewesen wären, und und die Schiffs-Mannschaft habe sie in dieser Vergleichung Riesen genennt. Den Widerspruch dieser Nachrichten suchen einige auf folgende Art zu heben, daß sie sagen, daß wirklich auf dieser öden Küste ein solches Geschlecht

vorhanden sey, welches aber in elenden Hütten, in den dickſten Wäldern, oder in Felſenhöhlen wohnete, und ſich ſelten an der Küſte, beſonders, wenn europäiſche Schiffe anländeten, ſehen ließe.

Das Zeugnis der neueſten Weltumfahrer, Byron, Wallis und Corteret; lauter Männer von unleugbarer Glaubwürdigkeit, wird die Sache entſcheiden. Der erſte beſchreibt uns einen Indianer von der Art. Es war ein Mann von rieſenmäſiger Statur, und ſchien die Erzählung von menſchlichen Ungeheuern zu beſtättigen. Er trug die Haut von einem wilden Thier um ſeine Schultern geworfen, und war mit verſchiedenen Farben ſo bemahlt, daß er die abſcheulichſte Figur vorſtellte, die man jemals geſehen hat. Um das eine Auge hatte er einen großen weißen, und um das andere einen ſchwarzen Rand gemahlt. Der übrige Theil des Geſichts war mit Streifen von verſchiedenen Farben überſtrichen. Seine Statur ſchien nicht viel kleiner, als ſieben Fuß zu ſeyn. Unter den übrigen Indianern, die mit ihm an der Küſte ſich einfanden, waren ihrer wenige, die kleiner waren, als ihr Anführer, aber die Weiber waren von proportionirter Größe.

Der

Der Anblick dieser Leute setzte wirklich einige von seiner Mannschaft, die er mit an das Land genommen hatte, in eine Art von Verlegenheit. Von den wenigen Europäern, welche vollkommen sechs Fuß lang sind, findet man wenige, die ihrer Größe nach auch verhältnißmäsig dick und nervigt wären. Man kan sich also leicht einbilden, was es für einen Eindruck auf die Engelländer muß gemacht haben, als sie fünfhundert Personen beysammen sahen, davon der kleinste, wenigstens um vier Zoll länger, und in Verhältnis dicker war, als der gröste unter ihnen. Der Capitain Wallis bestimmt ihre Größe noch genauer. Da er im Jahr 1766 auf dieser Küste landete, und sich mit den Indianern schon so weit bekannt gemacht hatte, daß er eine Art von Handel mit ihnen trieb; so nahm er eine Meßruthe zu sich, gieng unter ihnen herum, und maaß diejenigen, die er für die längsten hielt. Einer von ihnen war 6 Fuß 7 Zoll hoch, der andere 6 Fuß 5 Zoll, die meisten unter ihnen waren von 5 Fuß 10 Zoll, bis 6 Fuß lang. Man kan also mit Recht behaupten, daß die Nation, im Ganzen genommen, die sonst gewöhnliche Größe der menschlichen Statur übersteige.

Die der magellanischen Straße gegen Süden liegende Inseln, sind gewöhnlich unter dem Namen Feuerland bekannt, und haben solche von dem Feuer und Rauch bekommen, die die ersten Entdecker darauf wahrnahmen, und die von einem Vulkan auf der grösten Insel herkamen. Die Einwohner dieser Inseln sind zwar groß und vierschrötig, aber bey weiten nicht so groß wie die Patagonier. Die Männer sind meistentheils 5 Fuß 8 bis 10 Zoll groß; die Weiber sind kleiner, und die wenigsten sind über 5 Fuß hoch. Der Farbe nach sehen sie aus wie Eisenrost mit Oel vermischt; und haben dabey lange schwarze Haare. Die Gegend um die Augen ist gemeiniglich weiß, und der übrige Theil mit senkrechten, roth und schwarzen Streifen gezeichnet, deren Gestalt aber bey jedem anders ist, so, daß kaum zwey derselben einander ähnlich sind. In Ansehung des Characters sind sie allen übrigen Wilden gleich. Die Neugierde scheint zwar sonsten eine von den wenigen Leidenschaften zu seyn, wodurch die Menschen sich von Thieren unterscheiden; die Einwohner dieser Länder aber haben eine ungemeine kleine Dosis davon bekommen. Da sie bey der Ankunft der Engländer von diesen auf ihre Schiffe gebracht, und von diesen von einem Winkel in den andern geführt wurden;

so

so waren sie so gleichgültig dabey, ob sie gleich eine Menge von Sachen sahen, die ihnen unbekannt waren, daß sie nicht die geringste Verwunderung darüber bezeugten. Alles, was sie thaten, war, wenn sie etwas neues sahen, ein erbärmliches Geschrey anfiengen, ohne sich weiter umzusehen. Daß sie sich von manchen europäischen Sachen einen tollen Begriff machten, ist nicht zu verwundern, da ihre Erkenntnis in so ausserordentlich enge Schranken eingeschlossen ist.

Die Europäer haben viel zu wenig Umgang mit diesen Leuten gehabt, als daß sie uns eine umständliche und zuversichtliche Nachricht von ihnen geben könnten; dennoch wollen wir uns die wenigen Beobachtungen zu nutze machen. Was erstlich die Religion anbelangt, so haben sie bey den Patagoniern nicht die geringste Spur davon entdecken können. Sie beobachteten zwar, daß diese Indianer bey Erblickung einer neuen und ihnen ungewöhnlichen Sache ein ungeheures Geschrey anfiengen, und hielten dieses für eine abergläubische Beschwörung; aber, das ist auch alles, was sie uns davon sagen, und das ist so viel als nichts. Von denen, die bey ihnen am Bord des Schiffs waren, schrie allemal nur einer; geschahe aber

solches am Lande, so thaten es ihrer zween. Diese sollen ihre Priester seyn. Bey einer andern Gelegenheit machten sie eine andere Beobtung. Unter den Indianern, die auf den europäischen Schiffen waren, befand sich auch ein alter Mann. Dieser blieb einstens ganz unbeweglich stehen, hob seine Augen und Hände oft gen Himmel empor, und sprach in einem Ton und in einer Art, die von den in ihren gesellschaftlichen Gesprächen üblichen ganz verschieden war; der Ton, in welchem er es verrichtete, war mehr singend, als redend. Die Europäer erklärten solches für ein Gebet; wenigstens wusten sie dieser Handlung keine andere Erklärung zu geben. Von der Art, wie sich diese Völker regieren, wißen sie eben so wenig. Man sieht unter ihnen keine Oberherrschaft noch Unterwürfigkeit; keiner wird mehr geehrt als der andere, und sie scheinen in der völligen natürlichen Gleichheit zu leben. Im Ganzen genommen, scheinen die Einwohner des Feuerlandes die armseligsten und hülflosesten und zugleich dümmsten menschlichen Creaturen auf der Erde zu seyn. Ihr Leben ist ein beständiges Herumwandern in öden Wüsten, und nur die Gewohnheit, und weil sie nichts beßers wißen, macht ihnen ihr Schicksal erträglich.

Ihre Wohnungen sind von den Hütten gewißer europäischen Hausthiere nicht unterschieden. Es sind diese nichts, als etliche Stangen, die dergestalt in die Erde gesteckt sind, daß sie sich gegen einander neigen, oben zusammenlaufen und eine kegelförmige Gestalt ausmachen, dadurch die Hütte, fast wie eine Art von Bienenkörben aussieht. Auf der Seite, die, die gegen den Wind liegt, sind sie mit einigen wenigen Zweigen und mit Gras bedeckt, auf der andern Seite ist die Hütte offen, und diese Oefnung dienet sowohl zur Thüre als zum Feuerheerd. Von Hausgeräthe ist hier wenig zu sehen. In ihren Hütten legen sie rings herum Gras, und dieses dienet ihnen, statt der Stühle und Betten; übrigens besteht ihr ganzer Hausrath in einer Ranze, und in einer Blase irgend eines Thieres, das ihnen zum Waßerbehältnis dient. Von dieser Art sind auch die Hütten der Patagonier. Dieses Volk scheint seinen Aufenthalt mit den Jahreszeiten zu verändern, um bey der strengen Witterung eines gelindern Clima zu genießen.

Zu der Kleidung brauchen diese Indianer einen ganz geringen Apparat; doch haben die Patagonier von den Feuerländern vieles voraus.

Jene

Jene haben eine Art von Kleidung, die sie aus Guanicos-Fellen machen. Es ist dieses ein Thier, welches an Größe, Gestalt und Farbe, einem Rehe ähnlich sieht, es hat aber einen Höcker auf dem Rücken, und keine Hörner oder Geweihe. Die Felle von diesem Thiere nehen sie in großen Stücken zusammen, die ohngefähr 6 Fuß lang, und 5 Fuß breit sind; diese wickeln sie mit der rauen Seite einwärts um den Leib, und befestigen solche alsdenn vermittelst eines Gürtels. Einige tragen auch ein von den Haaren der Guanicos verfertigtes viereckigtes Tuch, in welches ein Loch für den Kopf eingeschnitten ist, das übrige aber vom Halsrings um den Leib bis auf die Knie herabhängt. Diese Leute tragen auch eine Art von Beinkleidern, die sie sehr fest hinaufziehen, desgleichen auch Halbstiefeln, die vorne von der Mitte des Beins bis an die Spanne des Fußes, und hinten bis unter die Ferse reichen, der übrige Theil des Fußes ist ganz blos. Einige Männer haben um das linke Auge einen Kreis, andere bemahlen sich die Aerme und das Gesicht, die jungen Weibspersonen aber färben sich die Augenbraunen schwarz. Etwas besonders treffen wir bey den Patagoniern an, welches wir bey andern Wilden nicht antreffen, nemlich, daß sie den Gebrauch der Pferde haben, und

auch

auch in dieser Absicht ihre Kleidung darnach einrichten. Jede von diesen Personen, sowohl Männer als Weiber, hat ein Pferd, das mit einem ordentlichen Sattel, Zügel und Steigbügeln versehen ist. Die Männer haben hölzerne Sporen, die Weiber aber nicht. Außer diesen ist jeder Patagonier mit einem besondern Wurfgewehr versehen, welches er in dem Gürtel stecken hat. Es besteht aus zween runden mit Leder überzognen Steinen, deren jeder ohngefähr ein Pfund wiegt, und an das Ende einer ohngefähr 8 Fuß langen Schnur befestigt ist. In diesem Aufzug erscheinen sie jederzeit öffentlich.

Die vornehmste Beschäftigung der Patagonier ist die Jagd. Sie verrichten diese sowohl zu Fuß als zu Pferd. Hier entstehet ganz natürlich die Frage, wie denn dieses Thier, welches in America nicht zu Hauße ist, hieher gekommen ist. Ohne Zweifel sind sie zuerst aus Spanien hieher gebracht worden. Sie sind alsdenn in der Wildnis herumgelaufen, und haben sich unglaublich vermehrt. Sie sind weder groß, noch leibigt, aber sehr schnell. Die Patagonier fangen sie, und richten sie ab, so gut sie können. Der Zaum besteht aus einem ledernen Riemen, ein kleines Stückgen Holz

dient

dient ihnen anstatt des Gebißes, und ihre Sättel sind den Reitküßen der Bauern ähnlich. Mit diesen reiten sie sehr geschwind. Da der englische Commodore Byron sich dieser Küste näherte, so sahe er viele Reuter auf den Bergen mit solcher Geschwindigkeit herumreiten, daß er sich darüber wunderte. Auch findet man hier viele Hunde, die gleichfalls von spanischer Abkunft zu seyn scheinen. Die Thiere, auf welche sie Jagd machen, sind erstlich Ochsen, wovon man hier ungeheure große Heerden antrifft. Da die Spanier etwas Hornvieh aus Europa hieher brachten, so vermehrte es sich bis zum Erstaunen, und breitete sich in den verschiedenen Gegenden dermaßen aus, daß es gar nicht mehr als ein Privateigenthum angesehen wird. Die Art dieser Jagd ist diese. Sie verfolgen diese Thiere zu Pferd, wenn sie eines erreicht haben, so schneiden sie ihm die Kniescheibe ab, und laßen es liegen. Sie setzen hierauf andern Thieren nach, und gehen eben so mit ihnen um. Sie ziehen ihnen alsdenn die Haut ab, nehmen das Talch mit sich, das Fleisch aber laßen sie liegen, welches hernach von den Hunden, welche in großer Anzahl wild herumlaufen, gefreßen wird. Sie haben noch eine andere Art, diese Thiere lebendig zu fangen. Sie werfen nemlich einen ledernen

dernen Riemen, der einige Faden lang ist, und an dem einen Ende eine Schlinge hat, dem Thier über die Hörner. Ein anderer Jäger, der dem Thiere folgt, wirft noch eine Schlinge um die Hinterfüße: da nun das andere Ende am Sattel des Pferdes befestiget ist, so nehmen diese, die darauf abgerichtet sind, sogleich einen andern Weg, und werfen das Thier zu Boden. Sobald das Thier gefallen ist, so bleibt das Pferd stehen, der Reuter steigt ab, und bringt das Thier an einem beliebigen Ort. Auf gleiche Art werden auch die wilden Pferde und Tieger gefangen. Die Guanicos erlegen sie mit ihrem obenbeschriebenen Wurfgewehr. Sie brauchen dieses Gewehr als eine Schleuder; sie behalten nemlich den einen Stein in der Hand, und schwingen den andern so lang rings um den Kopf, bis er ihres Erachtens hinlängliche Stärke erlangt hat, da sie ihn denn auf den vorgesetzten Gegenstand werfen. Sie wißen hiemit so geschickt umzugehen, daß sie in einer Entfernung von 45 Fuß ein Ziel, das nicht größer ist, als ein halber Gulden, mit den beiden Steinen treffen. Auf der Jagd selbsten pflegen sie mit diesen Steinen, weder die Guanicos noch die Straußen zu erlegen, sondern sie wißen die Steine so zu schleudern, daß die Schnur wider die Füße der Straußen, oder

wider

wider zween Füße der Guanicos fährt, und sich durch den Schwung der beiden Steine dergestalt um die Füße der Thiere verwickelt, daß solche nicht weiter laufen können, sondern dem Jäger ohne Mühe in die Hände fallen.

Nicht alle Einwohner auf den patagonischen Küsten haben es so gut, wie die hier beschriebenen. Man findet hier auch Patagonier, die so zu reden, von aller menschlichen Hülfe entblöst sind. Die Engelländer haben auf ihrer Durchfarth durch die magellanische Meerenge Patagonier angetroffen, die vor Kälte gezittert haben, und doch nichts um sich zu bedecken hatten, als eine Seekälberhaut, welche unbefestigt über ihre Schulter geworfen war, und nicht einmal bis mitten auf den Leib herabreichte. Ihre Wehr und Waffen waren nichts als einige Wurfspieße, welche schlecht genug mit einem Knochen anstatt der Spitze versehen waren. Nicht beßer sind die Einwohner des Feuerlandes gehalten. Die ganze Kleidung derselben besteht gleichfalls in einer blosen Haut eines Guanicos, oder Seekalbes, welches sie ohne Zubereitung, so wie es von dem Thier kommt, über ihre Schultern werfen; einen Theil von dieser Haut ziehen sie über die Füße, und schnüren es alsdenn gleich einem Beutel um die

Knöchel

Knöchel herum fest zusammen; die Weiber tragen einen kleinen Lappen, anstatt des Feigenblattes. Die Männer laßen die Thierhaut hängen, wie sie will; die Weiber aber binden sie mit einem Riemen um den Leib. Bey allen dem aber leuchtet doch der den Wilden eigene Hang zum Putzen hervor. Ob sie gleich fast ganz nackend gehen, so bemahlen sie sich doch das Gesicht mit allerhand Farben. Und hierinnen besteht auch ihr ganzer Staat; je reichlicher sie diesen Zierrath anbringen, desto stattlicher glauben sie auszusehen. Sie tragen auch Armbänder aus Muscheln oder Knochen; die Weiber tragen noch überdies eine Art von wollenen Kopfbinden. Ihr liebster Staat aber sind Glascorallen, die sie zuweilen von den Europäern bekommen. Ihre Waffen, die sie haben, sind Pfeile und Bogen. Ihre Bogen sind nicht ungeschickt, und man sieht an ihnen eine Spur von Erfindungskraft. Ihre Pfeile sind von Holz, aber aufs höchste auspoliert und glatt, und die Spitze, welche aus Glas oder Feuersteinen besteht, ist mit großer Geschicklichkeit ausgearbeitet und befestigt.

Diejenigen, die nahe an der Küste wohnen, haben auch Kähne, deren sie sich zum Fischfang bedienen, womit sie sich aber nicht weit in die

See wagen. Sie sind ohngefähr 15 Fuß lang, und 3 breit, und beynahe eben so tief. Sie sind aus Baumrinde verfertigt, und diese entweder mit den Sehnen von gewißen Thieren, oder mit Riemen zusammengenäht, welche sie aus den Häuten der Thiere schneiden. In die Fugen legen sie eine Art von Binsen, und die äußerste Seite überziehen sie mit Harz oder Gummi, damit das Waßer nicht eindringen kan. Funfzehen dünne und in Bogen gekrümmte Aeste sind queer über den Boden und die Seiten gelegt, und queer über die obern Rände ist auf jeder Seite ein gerades Stück Holz gelegt, und an beiden Enden befestigt. Diese Arbeit ist so schlecht, wie alle ihre übrigen Sachen, und auch hieraus sieht man, daß sie unter allen Wilden auf der tiefsten Stufe stehen.

In der Art zu eßen, beweisen diese wilde Völker, daß sie von der gesitteten Lebensart noch unendlich weit entfernt sind. Das Fleisch eßen sie roh, wie sie es finden, ohne an die geringste Zubereitung zu denken. Da die Engländer im Jahr 1766 hier waren, so sahen sie, daß ein Patagonier das Eingeweide eines Straußen nahm, und solches ohne weitere Zubereitung vor ihren Augen aß; er reinigte es

nicht

nicht einmal, sondern begnügte sich blos damit, daß er die innwendige Seite herauskehrte, und ein wenig ausschüttelte. Ein anderer gab ihnen einen Fisch, der etwas größer als ein Häring war, den er so eben gefangen hatte; der Indianer faßte solchen begierig, wie ein Hund einen Knochen erhascht, und tödete ihn durch einen Biß bey den Ohren; alsdenn verzehrte er denselben vom Kopf bis auf den Schwanz, ohne weder die Gräten, Floßfedern, Schuppen, noch das Eingeweide wegzuwerfen. Diese Indianer eßen ohne Unterschied alles, was man ihnen giebt, es mochte gesalzen oder frisch, roh oder gekocht seyn; jedoch hatten sie eine Abneigung gegen alles starke Getränke, und tranken nichts als Waßer. Diejenigen, die an der Küste wohnen, scheinen ordentlich keine andere Speiße als Schalenfische zu haben. Die Weiber müßen die Muscheln sammeln, und es scheint besonders ihre Arbeit zu seyn, solche bey niedrigen Waßer, oder zur Ebbezeit aufzusuchen; man siehet sie alsdenn mit dem Korbe in der einen Hand, mit einem zugespitzten und mit Widerhacken versehenen Stecken in der andern, und mit einen Ranzen auf dem Rücken, an das Ufer gehen. Vermittelst dieses Stocks stoßen sie die Muscheln und andere Schalenfische, die an dem Felsen kleben, ab,

werfen sie in den Handkorb, und leeren diesen, so oft er voll ist, in den Ranzen aus. Da sie nun dergleichen Fische nicht beständig an einem Orte antreffen, so zwingt sie die Noth, von einem Ort zum andern zu wandern. Dieses sind also die wahren Ichthyophagen der Alten, die sie uns als die wildesten Völker beschrieben.

So wild nun diese Völker auch immer sind, so findet man doch bey ihnen einen ungemeinen hohen Grad einer instinctmäßigen Liebe für ihre Kinder, und eine ziemlich weit getriebene Eifersucht für ihre Weiber. Die Weiber haben eine ungemein große Sorgfalt für ihre Kinder, welche sich besonders zeigt, wenn sie solche in und aus den Kähnen heben. Was ihre Eifersucht anbelangt, so scheint solche nicht so wohl aus einer Zärtlichkeit gegen den geliebten Gegenstand, als vielmehr aus einem thierischen Neid gegen den ausschließlichen Genuß herzukommen. Die Engländer haben eine wunderbare Probe davon erfahren. Es geschah, daß einige Indianer bey ihnen am Bord waren, andere aber neben den Schiffen auf sie warteten, währender Zeit, als die Engländer nach dem Lande schickten, um Holz und Waßer zu holen. So lange die Engländer sich mit Be-

mannung

mannung und Ausrüstung des Bootes beschäfftigten, hielten die Indianer, welche in den Kähnen waren, ihre Augen unverwandt auf dasselbe geheffte; allein, den Augenblick, als solches vom Schiff wegruderte, ruften sie mit hellem Geschrey ihren am Bord des englischen Schiffs befindlichen Landsleuten zu. Diese schienen sehr zu erschrecken, reichten jenen auf das eilfertigste ihre Kinder in den Kahn hinab, und sprungen selbst, ohne ein Wort zu sagen, hinten drein. Niemand konnte die Ursache hievon errathen, bis sich endlich das Räthsel auf folgende Art auflöste. Es waren etliche Weiber am Ufer, welche Muscheln auflasen. Die armen Indianer befürchteten, die Fremdlinge möchten entweder durch Gunst oder Gewalt ihre eheliche Vorrechte verletzen, auf welche sie weit eifersüchtiger waren, als die Bewohner anderer Länder, welche dem Ansehen nach weniger niederträchtig und wild sind. Sie ruften ihren Weibern zu, und diese verstunden es auch; sie eilten vom Ufer weg, und rannten ihnen aus dem Gesicht. So bald die Männer an das Land kamen, so eilten sie ihnen gleichfalls nach. Ob sie untereinander eben die Delicatesse, als gegen Fremde, haben, ist uns unbekannt.

So viel, oder vielmehr, so wenig haben wir von diesen Wilden, Nachricht gefunden; sie sind aber doch hinreichend, uns zu überzeugen, daß sie ungleich weiter unter dem cultivirten gesellschaftlichen Leben stehen, als andere bisher beschriebene Wilden. Nur allein in Ansehung der Grausamkeit, und viehischen Unzucht, scheinen andere tiefer, als diese gesunken zu seyn: denn allen Nachrichten zu folge, waren die Patagonier bey jeder Erscheinung eines europäischen Schiffs geneigt, eine Art von Umgang mit ihnen zu pflegen, ob sie gleich im Anfang ein großes Mistrauen gegen sie äußerten, welches aber mehr natürliche Furchtsamkeit, als eigentliche Wildheit war, indem sie solche gar bald ablegten, und freundlich gegen die Fremdlinge wurden.

Von

Von den Einwohnern in Otaheita, und den sogenannten Societäts-Inseln.

Diese Inseln wurden zuerst von dem Commodore Byron im Jahr 1765 entdeckt. Ob er aber der erste unter den Europäern gewesen sey, der sie gesehen habe, daran ist sehr zu zweifeln. Sie liegt zwischen dem 17, 28, und 17, 53 Grad südlicher Breite, und dem 149, 11 und 149, 39 Grad westlicher Länge. Mendoza und Mindanna im sechzehenten, und Ferdinand de Quiros im siebenzehenten Jahrhundert, hatten diese Meere beschifft, und entdeckten unter eben dem Grad der Breite eine ungeheure Menge Inseln, denen sie freylich Namen gegeben haben, die aber in der Folge entweder vergessen, oder ungewiß worden sind. Ferdinand de Quiros beschreibt in dieser Gegend der Südsee einige Inseln, die diesen Inseln an Lage, Früchten und Einwohnern so ähnlich sind, daß es wirklich zweifelhaft ist, ob nicht diesem berühmten Seefahrer die Entdeckung dieser Inseln zu zuschreiben ist. Allein in den folgenden Zeiten hat man weiter nichts davon ge-

hört. Wenn also auch andere Europäer schon vorher in diesen Gegenden gewesen seyn sollten, so haben wir doch den Engelländern die genauere Nachricht davon zu danken. Der vorhin gemeldete Commodore Byron kam auf seiner Reise, die er zu Entdeckung neuer Länder that, im Jahr 1765 im Monath Junius hieher, und gab dieser Insel zu Ehren des Königs von Engelland den Namen König Georgens-Insel. Zwey Jahre hernach landete der Esquire S. Wallis auf dieser Insel, und nahm unter gewißen Feyerlichkeiten im Namen des Königs von Engelland Besitz von dieser Insel. Sie hielten sich einen Monath lang auf dieser Insel auf, und bekamen eine ziemliche Kenntnis von der Beschaffenheit des Landes. Es wurde hierauf von der königlichen Gesellschaft der Wißenschaften in London für nützlich gehalten, einige Personen auf eine der Inseln in der Südsee zu schicken, um daselbst den Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe, welche sich im Jahr 1769 ereignen sollte, zu beobachten. Nach verschiedenen Berathschlagungen, wurde die neuerlich entdeckte Insel Otaheita, oder König Georgens-Insel, für die schicklichste dazu gehalten. In dieser Absicht wurde der berühmte Cook abgeschickt, der in seiner Gesellschaft noch einige andere Personen

hatte,

hatte, welche zur Beobachtnng der Merkwürtigkeiten hinreichende Anlage und Geschicklichkeit hatten. Diese kamen im Jahr 1769 im Monath April daselbst an, uud blieben bis im Monath August daselbst. Von diesen verschiedenen Reisenden haben wir zuverslichliche Nachten von der Beschaffenheit dieser und der benachbarten Inseln bekommen. Aus diesen wollen wir, so viel zu unserer Absicht gehört, einen vollständigen Auszug liefern, und die Neigungen und Sitten dieser Völker schildern. Von den Naturgütern der Insel werden wir nur so viel liefern, als zu unsern Plan gehört, der sich blos auf die Schilderung der Einwohner einschränkt.

Wir machen den Anfang mit der körperlichen Beschaffenheit derselben. Die Einwohner von Otaheita sind starke, wohlgebildete, muntere und ansehnliche Leute. Die Männer sind meistentheils 5 Fuß, 7 bis 10 Zoll, lang; hier und dar giebt es aber auch einige, welche gröser, oder kleiner sind. Die Männer sind von dunkelbrauner Farbe, doch sind diejenigen unter ihnen, welche am Strande wohnen, und daher oft auf die See gehen, ungleich röther von Farbe, als diejenigen, die mitten im Lande wohnen. Ihr Haar ist insgemein schwarz;

doch giebt es auch einige, deren Haare braun, auch flachs-gelb sind. Auf diesen Umstand sind die Menschenforscher besonders aufmerksam, weil er ihnen zu einem Schlüßel dient, einige Muthmasungen über den Ursprung dieser Völker zu machen. Alle Einwohner von Asien, Africa und America, haben durchgehends ohne Ausnahme schwarze Haare. Bey dem Volk in Otaheita muß also einmal eine große Völkermischung vorgegangen seyn, oder sie müßen aus verschiedenen Völkern in eines zusammenvermischt worden seyn. Vielleicht stammen sie von den Maleyen, einer der ausgebreitesten asiatischen Nationen, ab; vielleicht auch von solchen Völkern, die von den Maleyen vertrieben worden sind. Sie haben eine sehr glatte und sanfte Haut, aber nichts von derjenigen Farbe, die wir rothe Backen nennen. Ihre Gesichter sind wohlgebildet, die Kienbacken sind nicht hoch, die Augen nicht hohl, noch die Stirne hervorragend; das einzige in ihrer Gesichtsbildung, was mit unsern Begriffen von der Schönheit nicht übereinstimmt, ist die Nase, welche gemeiniglich etwas flach ist. Ihre Frauenzimmer sind besonders in Ansehung der Augen schätzbar; sie sind voller Ausdruck: bald plitzen sie wie Feuer, bald schmachten sie mit Zärtlichkeit, eine Sache,

welche,

welche, wie man sagt, auf empfindsame Mannspersonen starken Eindruck machen soll. Ihre Zähne sind schön, weiß und stehen in ebner Reihe; ihr Athem ist rein, und von unangenehmen Geruch frey. Die Männer haben Bärte, die sie nach mancherley Art tragen; doch rupfen sie einen großen Theil desselben aus, um das übrige desto reinlicher zu erhalten. Beyde Geschlechter reißen sich die Haare, die unter den Armen wachsen, mit der Wurzel aus, weil sie solches für Reinlichkeit halten. In ihren Bewegungen bemerkt man Leichtigkeit und Stärke, ihr Gang ist angenehm, und ihr Betragen, sowohl unter einander, als gegen Fremde, höflich und sittsam. Cook und seine Gefährten fanden hier verschiedene Menschen, die sich von den andern Einwohnern dieser Insel merklich auszeichneten. Ihre Haut war todenfarbig und so weiß, wie bey den Pferden die Nase eines Schimmels ist; ihre Haare, der Bart, die Augenbraunen und Augenlieder, alles war weiß, die Augen selbst aber roth und schwarz, ihre Haut war schuppigt und mit einer Art weisser Milchhaare bedeckt. Man beobachtete aber, daß niemals zwo dergleichen Personen zu einer Familie gehörten, und schloß daraus, daß dieses nicht sowohl eine besondere Art von Menschen, sondern

dern

dern vielleicht nur einzelne unglückliche Personen waren, deren cörperliche Beschaffenheit die Folgen einer Krankheit waren.

In den benachbarten Inseln sind die Einwohner größer und stärker, als in Otaheita; man fand hier Männer 6 Fuß und vier Zoll hoch; aber sie sind so träge, daß sie gegen alle Beschwerlichkeiten eine unüberwindliche Abneigung haben. Ihre Frauenzimmer aber sind weißer und schöner, als diejenigen in Otaheita. Beide Geschlechter sind hier gar nicht neugierig, und sind viel weiter von der Cultur entfernt, als diejenigen von Otaheita; doch fand man bey ihnen eine gewiße Achtung gegen Fremde, die man sonst bey Wilden nicht oft antrifft.

Das Wichtigste, wornach man bey einem fremden Volke fragen kan, ist ohnstreitig die Religion, weil sich der ganze übrige Character nach den Begriffen bildet, die man sich von Gott, und der Art, ihm zu dienen, macht. Freylich kostet es ungemein viel Schwierigkeit, solche bey einem Volke kennen zu lernen, deßen Sprache man nicht vollkommen versteht. Und dies ist gerade der Fall, worinneu wir uns in Absicht auf die Religion der Einwohner von

Otaheita

Otaheita befinden. Die Engelländer haben während ihres Aufenthalts auf dieser Insel nicht so viel von ihrer Sprache gelernt, daß sie sich über wißenschaftliche Begriffe mit ihnen unterhalten konnten, daher ist auch die Nachricht, die sie uns von ihrer Religion geben, sehr mangelhaft. Diese ist, wie die Religion der meisten andern fremden Länder in Geheimniße verhüllt, und durch handgreifliche Widersprüche verwirrt. Die gottesdienstliche Sprache ist auch hier von der im gemeinen Leben üblichen völlig verschieden. Doch erfuhren die Engländer eines und das andere von dem Religionsbegriff dieses Volks, welches wir hier mittheilen wollen.

Ein vernünftiger Mensch, er mag so einfältig seyn, als er will, erkennet doch so viel, daß diese Welt, und die verschiedene Theile derselben, so viel er davon erkennt, irgend durch ein thätiges Wesen müße hervorgebracht worden seyn. Von einer Schöpfung aus Nichts, können sich die unwißenden und uncultivirten Völker nicht leicht einen Begriff machen; sie fallen also auf den Gedanken, der Urheber der Welt müste an einem verborgenen Ort wohnen, wo er die jetzt vorhandene Dinge, auf eine solche Art hervorbracht habe, durch welche sich

noch

noch jetzo die Natur vermittelst der Folge eines Geschlechts auf das andere verjünge. Daraus sind in der ältern Welt die Theogonien entstanden, und nach der Einbildung der neuern Wilden sind alle Dinge in der Welt durch das Zusammenwirken zweer Personen entstanden. Und so stellt sich auch der Otaheite den Ursprung der Welt vor. Nach seinen Begriffen war die höchste Gottheit eines von diesen zweyen ersten Wesen. Sie nennen das eine Taroataihitunouh; das andere, welches ihrem Wahn nach ein Fels gewesen seyn soll, nennen sie Tepapa. Eine Tochter von diesen war Tettowmatataye, oder das Jahr, denn mit dieser Benennung pflegen sie die dreyzehen Monathe ihres Jahres zusammengenommen auszudrücken, brauchen aber diesen Namen nicht anders, als wenn sie die Gottheit nennen wollen. Diese Tochter zeugte mit dem gemeinschaftlichen Vater, die Monathe, und diese paarten sich untereinander, und zeugten die Tage. Die Sterne, sind ihrer Einbildung nach, theils unmittelbare Abkömmlinge des ersten Paares, theils haben sie sich untereinander selbst fortgepflanzt. Eben diese Meinung hegen sie auch von der Entstehungsart der verschiedenen Arten von Pflanzen. Unter andern Abkömmlingen des Taraotaihitunuh und der Tepapa, rech-

nen

nen sie auch ein zahlreiches Geschlecht von Untergottheiten, die sie Eatuas nennen. Zwey von diesen Eatuas, sagen sie, wohnten in einer langen verflossnen Zeit auf Erden, und waren die Eltern des ersten Menschen. Als dieser Mensch, den sie für ihren gemeinschaftlichen Stammvater ansahen, gebohren wurde, war er ihrem Berichte nach kugelrund, allein seine Mutter reckte und streckte ihn so lange, bis sie mit Ausbildung seiner Glieder zu Stande kam, und als sie ihm endlich seine jetzige Gestalt gegeben hatte, so nannte sie ihn Coteh, das ist, vollendet. Da dieses nun vollendete Wesen von dem allgemeinen Naturtrieb zur Fortpflanzung seines Geschlechts gereitzet wurde, und keine andere Frauensperson als seine Mutter finden konnte, so zeugte er mit ihr eine Tochter, und mit der Tochter andere Töchter, und so währte es verschiedene Geschlechter hin, ehe er einen Sohn bekam, und dieser bevölkerte endlich mit Beyhülfe seiner Mutter, die Welt.

Außer ihrer Tochter Tettowmatatayo bekamen die ersten Eltern der Natur auch einen Sohn, den sie Tane hießen. Den höchsten Gott nennen sie mit besondern Nachdruck, den Urheber der Erdbeben; aber ihre Gebete richten sie am häufigsten an den Tane, von dem

sie

sie sich einbilden, daß er sich zu den Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts mehr herablaße, und sich näher darum bekümmere, als der Taroataihitunuh. Außer diesen haben sie, wie wir schon bemerkt haben, ein zahlreiches Heer von Eatuas, oder Untergottheiten, beiderley Geschlechts. Die männlichen werden von den Männern, und die weiblichen von den Weibern verehrt; jedes Geschlecht hat seine besondere Versammlungs-Häußer, in welche das andere nicht kommen darf. Männer versehen zwar das Priesteramt für beide Geschlechter, aber jedes Geschlecht hat doch seinen eigenen Priester; denn diejenigen, welche das Priesteramt für das eine Geschlecht versehen, dürfen es für das andere nicht verwalten.

Man kan nicht sagen, daß sich dieses Volk einer Art des Bilderdienstes schuldig mache, wenigstens beten sie kein Geschöpf ihrer eignen Hände, und keinen sichtbaren Theil der Schöpfung an. Ein gebohrner Otaheite, mit Namen Tupia, welchen Cook von dieser Insel mitgenommen hatte, betete auf dem Schiffe unmittelbar zu seinen Gott, Tane, und versicherte, daß er jederzeit erhöret werde. Zwar bezeigen die Einwohner dieser Insel, einen gewissen Vogel, welcher ein Reiher oder Eisvogel zu

seyn

seyn scheint, eine gewiße Achtung, und haben von demselben in Ansehung des Glücks und Unglücks einige abergläubische Meinungen, allein man kan nicht sagen, daß sie etwas göttliches darinnen verehren. Sie zerstören sie zwar nicht, bringen sie auch nicht um, aber sie wenden sich auch mit keinen abgöttischen Ehrenbezeigungen zu ihnen. Die Engländer fanden zwar einstens ein Bild, welches sie für einen otaheitischen Götzen hielten; aber doch nicht erfahren konnten, daß demselben einige Ehrenbezeugung erwiesen wurde. Es hatte solches die Gestalt eines Mannes, der aus Weiden ziemlich unförmlich geflochten, sonst aber nicht übel gezeichnet war. Es war über 7 Fuß hoch, aber nach der Höhe war es zu dick gerathen. Die geflochtenen Weiden machten eigentlich nur das Skelet des Ganzen aus, die äußere Seite war mit Federn gekleidet, die an den Stellen, wo sie die Haut vorstellen sollten, weiß, an andern Stellen aber, die sie zu bemahlen, oder zu färben pflegen, so wie auch auf dem Kopf, wo die Haare angedeutet werden sollen, schwarz waren. An dem Kopf hatte die Figur vier Buckeln, oder hervorragende Beulen, drey vorne, und einen hinten. Dieses Bild hießen die Indianer Manioe, und sagten, es sey das einzige in seiner Art, auf der ganzen Insel; es sey eine

Vorstellung eines von ihren Eatuas, oder Göt-
ter vom zweyten Rang.

Die Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele, und dem Zustand derselben nach dem Tode, gehören mit allem Recht zur Religion, und wir wollen noch kürzlich sehen, was die Otaheiten davon glauben. Sie behaupten, daß die Seele nach dem Tode in einem abgesonderten Zustand fort daure, und daß es zwo Orte und verschiedene Stufen von Glückseligkeit gebe. Den vorzüglichen und obern Ort nennen sie Tavirua lerai, den andern Tiahobuh. Sie sehen sie aber nicht als Orte der Belohnung und Bestrafung an, sondern nur als Aufenthaltsorte für verschiedene Stände; der erste ist ihrer Meinung nach für ihre Oberhäupter und Standespersonen, der andere für die gemeinen Leute: denn sie glauben nicht, daß ihre Handlungen in diesem Leben, den geringsten Einfluß in das Zukünftige haben, ja sie glauben nicht einmal, daß sich ihre Gottheiten darum bekümmern. Ihre Religion beziehet sich also wenig oder gar nicht auf ihre Sitten. Wenn sie Gott Ehre und Anbetung erweisen, so scheint es aus der Vorstellung der göttlichen Erhabenheit, und dem Bewustseyn ihrer Niedrigkeit zu entstehen.

Bey dem äußern Gottesdienst müßen wir zuerst von ihren Tempeln reden. Sie nennen sie Morai, und diese werden zugleich zu Begräbnißplätzen gebraucht. Es sind dieses ummauerte Plätze, worinnen Altäre von verschiedener Form aufgerichtet sind. Wir wollen einen von den ansehnlichsten beschreiben, welcher als ein Meisterstück der indianischen Baukunst angesehen werden kan. In einem solchen mit Mauern eingeschloßen Platz steht ein Stein, in pyramidenförmiger Gestalt, und ruhet auf einer länglicht viereckigten Basis, die 267 Fuß lang, und 87 breit ist. Die Bauart desselben gleicht einigermaßen den pyramidenförmigen Anhöhen, auf welche wir bisweilen die Pfeiler für Sonnenuhren aufzustellen, und solche auf jeder Seite mit einer Reihe von Staffeln versehen zu laßen pflegen. Die Seitenstaffeln sind breiter, als jene an den Enden, so daß das Gebäude oberwärts nicht ein großes Viereck, als wie die Basis selbst, sondern wie eine Spitze, und das Dach eines Haußes zusammenlauft. Dieser Staffeln sind an diesem Gebäude eilfe, und jede derselben, ist vier Fuß hoch, daß demnach die Höhe des ganzen Gebäudes 44 Fuß beträgt. Jede Stufe besteht aus einer Reihe weißer Collensteine, die regelmäsig viereckigt behauen

und geglättet sind; die übrigen Theile dieser Maße, denn sie ist nirgends hohl, bestehet aus runden Kieselsteinen, die der Regelmäßigkeit ihrer Figur nach gleichfalls scheinen bearbeitet worden zu seyn. Einige von den Corallensteinen sind sehr groß, vierthalb Fuß lang und drittehalb breit. Das Fundament besteht aus Felsenstücken, die gleichfalls viereckigt gehauen, und zum Theil ganz ansehnlich sind. Was bey diesen und andern dergleichen Gebäuden das Wunderbarste ist, ist, daß sie von einem Volke aufgeführet sind, das von gar keinem eisernen Werkzeuge zum Behauen, und von keinem Mörtel zur Verbindung der Steine von jeher etwas gewust hat. Dem Ansehen nach scheinen diese Gebäude eben so dicht und feste zu seyn, als sie irgend ein europäischer Baumeister hätte machen können. Die Staffeln, die an der grösten Länge angebracht sind, laufen in der Mitte etwas einwärts gekrümmt, so das die ganze Oberfläche, keine gerade, sondern krumme Linie vorstellt. Mitten auf dem Gipfel steht ein aus Holz geschnittener Vogel, und bey demselben liegt eine aus Stein gehauene Figur von einem Fisch. Diese ganze Pyramide macht die eine Seite eines geraumigen viereckigten Platzes aus, deßen Seiten einander

beynahe ganz gleich, der Platz selbst aber 360 Fuß lang, und 354 breit ist. Dieser ganze Bezirk ist, wie oben schon gemeldet worden, mit einer steinernen Mauer umgeben, und durchaus mit flachen, breiten Steinen gepflastert; doch wachsen darzwischen Platanen und andere Bäume heraus. In einer gewißen Entfernung von diesem Hauptgebäude liegt ein anderer geflasterter Bezirk, worinnen verschiedene kleine Gerüste, auf ohngefähr 7 Fuß hohen hölzernen Pfosten aufgerichtet stehen; die Indianer nennen solche Ewattas; es scheinen dieses Altäre zu seyn, weil die Leute allerhand Lebensmittel, als Opfer für ihre Götter, darauf zu legen pflegen. Diesen Morai nähern sich die Indianer mit einer außerordentlichen Ehrfurcht und Demuth, und verehren an diesen Orten eine unsichtbare Gottheit, von welcher sie zwar keine Belohnung hoffen, noch Strafe fürchten, dennoch aber die tiefste Ehrfurcht und demüthigste Anbetung gegen sie äußern. Wenn nun ein Otaheite sich anschickt, an einem solchen Ort sein Gebet zu verrichten, oder sein Opfer zu bringen; so entblößt er seinen Oberleib bis an den Bauch, und zeigt durch seine Blicke und Stellungen, daß auch das Innere seiner Seele von solchen Empfindungen durchdrungen sey, die er äußerlich zu erkennen giebt.

Auf der benachbarten Insel Huaheine fanden die Engländer eine andere Art heiliger Gebäude, die die Stelle der Tempel vertraten. Es war dieses eine Art von Kiste oder Lade, deren Deckel sehr genau angeheffter und sehr artig mit Palmnußblättern bekleidet war. Diese Lade ruhete auf einen kleinen hölzernen Gestell, welches in Form eines gewölbten Bogens sauber ausgeschnitten, und unterhalb auf zwo Stangen befestigt war, die um deswillen da zu seyn scheinen, damit die Lade von einem Ort zum andern gebracht werden könnte. An einem Ende dieser Lade war eine viereckigte Oeffnung, und in der Mitte derselben ein Ring, der an die Seiten des Vierecks sties, so, daß die vier Winkel offen blieben, mithin ein rundes Loch innerhalb eines viereckigten zu sehen war. Diese Lade nennten die Indianer Ewharre no Etua, d. i. das Haus Gottes. Es wäre zu wünschen, daß uns die englischen Seefahrer mehrere Nachricht, von dieser Art von heiligen Geräthschaften gegeben hätten. Auf der Insel Ulietea trafen die Engländer beide Arten von Heiligthümern an. Sie fanden hier einen Morai, der aus vier 8 Fuß hohen Mauern von Corallensteinen bestand. Der Platz, in welchem die Pyramide stund, hatte

75 Fuß im Viereck, und war ringsumher mit Mauern eingeschloßen. Nicht weit von dieser Pyramide stund ein Altar, den sie Ewhatta nennten, auf welchem zu der Zeit, als ihn die Engländer besahen, eine ohnlängst dargebrachte Gabe, oder Opfer lag, welches aus einem 80 Pfund schwer ganz gebratenen Schwein bestand. Hier trafen sie auch vier bis fünf solcher tragbarer Altäre, oder Kästen an, dergleichen sie zu Huaheine gesehen hatten, die sie Ewharre no Etua, Gotteshäußer nennten. Sie hatten die Neugierde eine dieser Kästen zu durchsuchen; sie steckten deswegen die Hand durch das beschriebene runde Loch hinein, und fanden darinnen ein großes 5 Fuß langes Packet, welches in verschiedene Matten eingewickelt war. Sie hätten gerne gewust, was darinnen wäre, konnten aber nicht zu ihrer Absicht gelangen.

Ob die Otaheiten Feste zu Ehren ihrer Gottheiten haben, worinnen sich die ganze Nation, oder wenigstens ganze Gemeinheiten zu gottesdienstlichen Handlungen vereinigen, davon haben wir zwar keine gewiße Nachricht, es scheinet aber dennoch wahrscheinlich, weil wir solche bey aben Nationen, die noch weit ungesitteter, als die Otaheiten sind, antreffen.

So viel ist indessen gewiß, daß sie Priester haben. Dieser Stand ist sehr zahlreich, und bestehet aus allerhand Arten von Leuten, doch ist der oberste Priester gemeiniglich der jüngere Bruder aus einer vornehmen Familie; dem Rang und Ansehen nach, ist er die nächste Person nach dem Könige. Die Priester machen auch zugleich den gelehrten Stand bey den Otaheiten aus, und die wenigen Kenntniße, welche man in diesem Lande besitzt, ist bey den Priestern anzutreffen. Allein ihre Gelehrsamkeit will gar wenig sagen. Der ganze Innbegriff ihrer Wissenschaften bestehet darinnen, daß sie die Namen ihrer Eatuas, oder Untergottheiten, an den Fingern her erzählen, und die Rangordnung, worinnen sie gegen einander stehen, angeben; sie beschäfftigen sich auch, die Meinungen von dem Ursprung der Dinge zu untersuchen. Alle diese Nachrichten werden unter den Priestern durch mündliche Traditionen fortgepflanzt, und man hat weiter keine andere Spur von einer Bezeichnung der Gedanken unter ihnen gefunden. Sie kleiden sie in einzelne Sprüche ein, und geben solche ihren Lehrlingen auswendig zu lernen. Um sich in den Augen des gemeinen Volks ein desto grösseres Ansehen zu geben, so gehen sie mit den

wenigen Kenntnißen, die sie haben, sehr geheimnisvoll um. Sie machen solche nicht nur niemanden, als nur denen Personen vom Priesterstand bekannt, sondern sie thun auch solches nur in einer ihnen eigenen Sprache. In denen Sprüchen, worinnen sie ihre Weißheit vortragen, kommen wenige Worte aus der gemeinen Mundart vor. Ein wesentlicher Vorzug von Einsichten, welche die Priester, die sie in ihrer Sprache Tahowa nennen, vor dem gemeinen Volk behaupten, ist dieser, daß sie mehr von der Schiffarth und Sternkunde verstehen, als der gemeine Mann; daher heist Tahowa eigentlich so viel, als ein Mann von Einsicht. Ein jeder Stand der Otaheiten hat seine Priester aus seinen eignen Mitteln; die Priester der Standespersonen sind aus vornehmen Familien, und die Priester der gemeinen Leute sind gleichfalls von ihrem Stand. Ein jeder Priester dient nur Leuten von seinem Stand. Vornehme Leute brauchen niemals einen Priester von der niedrigen Claße, und ein Priester von höhern Stand wird niemals für geringe Personen sein Amt verrichten.

Wir können nicht alle Amtsverrichtungen der otaheitischen Priester umständlich anführen; vermuthlich ist die mangelhafte Kenntnis der

Engländer in der otaheitischen Sprache Ursache, daß sie uns hievon keine genauere Nachricht geben. Da sie Opfer in ihren Gotteshäusern bringen, so ist höchst zu vermuthen, daß die Priester ihren Antheil daran haben. Doch wir wollen unsre Leser nicht mit Vermuthungen unterhalten, sondern ihnen Nachrichten, die das Gepräge der Gewißheit haben, vortragen. Die Amtsverrichtungen der otaheitischen Priester, von denen wir mit Zuverläßigkeit reden können, sind das Beschneiden, und Färben der Haut, welches sie in ihrer Sprache Tátowiren nen: aber keine von beiden stehet mit der Religion in einer Verbindung. Die Beschneidung haben sie blos der Reinlichkeit wegen, deren sie sich äußerst befleißigen, angenommen. Man kan es aber nicht im eigentlichen Verstand eine Beschneidung (circumcisionem) nennen; denn die Vorhaut wird nicht durch einen ringsherum gehenden Schnitt verstümmelt, sondern sie wird nur durch den obern Theil aufgeschlitzt, damit sie sich nicht über die Eichel zusammenziehen kan. Das Tättowiren, davon wir weiter unten eine umständliche Beschreibung geben werden, ist bey den Otaheiten so allgemein, daß unter beiden Geschlechten nicht eine einzige Person angetroffen wird, die nicht tättowirt ist. Da nun solches nicht ohne empfindliche

Schmer-

Schmerzen geschehen kan, doch aber niemanden einen Vorzug vor dem andern verschaft; so scheint es ursprünglich aus einer gewißen abergläubischen Meinung entstanden zu seyn. Und diese Vermuthung wird dadurch um so viel mehr bestättigt, weil niemand, als nur allein die Priester, diese Operation verrichten dürfen. Diese ziehen aus beiden Verrichtungen ihre vornehmsten Einkünfte. Um diese nun desto sicherer zu stellen, so hat man sowohl das Beschneiden als das Tättowiren, mit den Nationalbegriffen von Ehre und Schande unmittelbar verbunden, indem es bey ihnen keine größere Schande ist, als nicht beschnitten, oder nicht tättowirt zu seyn. Die Taxe, die von beiden an die Priester bezahlt wird, ist willkührlich, und richtet sich nach dem Rang und Vermögen derjenigen Personen, an welche diese Operationen verrichtet werden. Was die Priester bey den Begräbnißen zu thun haben, wird sich beßer unten erzählen laßen, wenn wir von dieser Materie insonderheit reden werden.

Wir kommen nunmehr auf die Regierungsform der Otaheiten, in welcher sie sich mehr, denn andere Wilden, dem cultivirten Zustand nähern. Ob sie gleich nichts von aufgezeichneten

neten Gesetzen wißen; so ist doch eine gewiße Unterwürfigkeit eingeführt, die das Mittel zwischen gränzenloser Freyheit und despotischer Gewalt ist. Ihre Regierungsform ist der unter den europäischen Nationen ehemals üblichen Feudal-Regierung ähnlich, da einige zu der ausgelassensten Freyheit berechtigt, andere aber in einer niedrigen Sclaverey leben müßen. Sie haben wirklich einen Unterschied der Stände unter sich eingeführt, und die vornehmsten derselben sind folgende. Den obersten nennen sie Earihrähie, das ist so viel als König; den zweyten Stand nach dem Könige machen die Earih aus, das sind, die Freyherrn; hierauf folgen die Mänehuni, oder Lehnträger, die untersten sind die Tutu, oder Leigeignen. Die ganze Insel ist in zwey Hauptherrschaften vertheilt; denn jede von den beiden Halbinseln, woraus Otaheite besteht, Opurenu und Tiarrabou, hatte ihren eigenen und von dem andern unabhängigen Beherrscher. Gegen den König beweisen alle übrige Stände eine tiefe Ehrfurcht, dennoch hat der König dem Anschein nach nicht so viel Gewalt in Händen, als die Freyherrn oder Earih, die jeder in seinem Gebiete ausübt. Dieses sind die Herrn von den verschiedenen Gebieten, deren auf der ganzen Insel ohngefähr hundert seyn können. Die ihnen zuge-

zugehörige Districte vertheilen diese wieder unter ihre Vasallen, welche denjenigen Theil des Landes, der ihnen zum Lehen angewiesen ist, bauen müssen. Zur Arbeit brauchen diese die niedrigste Gattung von Menschen, oder Leibeigene, diese müssen die mühsamste Arbeit verrichten, diese holen Holz und Wasser, fangen Fische und bauen das Land ihres Máhahunies, welcher nur den Namen hat, daß er solches für den Carib baue. Jeder von diesen Caribs hat seinen ordentlichen Hofstaat und hält eine große Menge Bedienten, zu denen er vornehmlich die jüngern Brüder seiner eignen Familie zu nehmen pflegt. Nachdem einer einen großen Strich Landes hat, nach dem hält er auch einen prächtigern Hofstaat. Wenn ein Carib einen Sohn zeugt, so erbt dieser sogleich bey seiner Geburt den Titel und die Würde seines Vaters, so, daß ein Herr, der gestern Carib war, und die großen Ehrensbezeugung genoß, heute, wenn seine Gemahlin in der verwichenen Nacht entbunden worden ist, ein bloser gemeiner Mann ist. Alle Ehrensbezeugungen fallen dem Kinde zu; doch bleibt er immer Besitzer und Verwalter seiner Ländereyen.

Wie die Engländer das erstemal in dieser Insel waren, so regierte die Königin Oberea

in

in dem einen Theil dieser Insel, wenigstens stund sie in einem besondern Ansehen. Sonst ist bey allen Wilden und Halbwilden das Frauenzimmer in der grösten Abhängigkeit, und in einem Zustande einer sclavischen Unterdrückung. Um so viel seltener ist es, daß hier eine Weibsperson in wirklich königlichen Ansehen, und wenn sie ausgieng, so hatte sie eine zahlreiche Begleitung bey sich. Wenn sie etwas nur durch einen Wink befahl, so wurde es augenblicklich vollzogen. Kam sie nach Haus, so kamen ihr ihre Verwandten entgegen. Ihr Haus, worinnen sie wohnte, unterschied sich von allen andern Privathäußern. Es nahm der Länge nach 327 Fuß ein, und war 42 Fuß breit. Es bestand aus einem mit Palmzweigen bedeckten Dach, und ruhete auf Pfosten, deren auf jeder Seite 39, und in der Mitte 14 befindlich waren; bis an die oberste Dachspitze gerechnet, war das Haus innwendig 30 Fuß hoch, die Pfosten aber, auf welchen das Dach ruhete, waren bis an den Rand desselben 12 Fuß hoch. In ihrem Hauße wurde sie von schönen Mädchen bedient. Auf ihrem Befehl brachten die Indianer den Engländern mehr Lebensmittel zum Verkauf, als sie vorher bekommen konnten. Sie unterhielt ihre Liebha-

ber, und wurde eben so sehr, als ein männliches Haupt eines Stammes verehrt. Wenn sie tractirte, so gab sie oft mehr als tausend Personen ein Gastmahl. Sie wurde bey solchen Gelegenheiten öffentlich von ihren Bedienten bedient. Diese beweisen gegen alles, was von ihrem Oberhaupte abhängt, die gröste Ehrerbietung. Wenn ein junger Kronerbe in Ceremonie öffentlich erscheint, so wird er auf dem Rücken getragen, und jederman beweist ihm durch Enthlösung des Oberleibes den schuldigen Respect; dennoch besteht das Ansehen eines Oberhauptes mehr in äußern Ceremonien, als daß er im eigentlichen Verstand etwas zu befehlen habe. Es ist zwar ein Schatten einer Staatsverfaßung, aber bey weiten noch keine regelmäßige Verwaltung der Gerechtigkeit. Beleidigt einer den andern, so steht die Bestrafung des Verbrechers dem beleidigten Theile zu. Bisweilen nehmen sich die Oberhäupter der Sache an, und strafen ihre unmittelbare Untergebenen, wenn sie etwas wieder einander verbrochen haben; ja sie strafen manchmal die Untergebenen anderer Herrn, wenn sie eines in ihrem Gebiete begangenen Verbrechens überführt werden.

Das

Das höchste Ansehen hat der König im Krieg. Wenn es sich fügt, daß diese Insel von einem gemeinschaftlichen Feinde angegriffen wird; so muß jedes Gebiet, das unter einem Earih steht, seine bestimmte Anzahl Krieger, zur Vertheidigung des ganzen Landes stellen. Diese vereinigte Macht wird alsdenn von dem Earihráhie, als obersten Befehlshaber commandirt. Ihre Gewehre bestehen aus Schleudern, deren sie sich sehr geschickt zu bedienen wißen; aus Speeren, die mit dem Stachel des Stech-Rochens zugespitzt sind und aus sechs bis sieben Fuß langen Keulen, die aus einem sehr schweren und harten Holze verfertigt sind. Sie bedienen sich auch der Bogen und Pfeile mit besonderer Geschicklichkeit Ihre Art zu schießen aber hat dieses besondere; sie knien nieder, und laßen in den Augenblick, wenn sie den Pfeil abgeschossen haben, den Bogen fallen. Sie brauchen aber ihre Pfeile mehr auf der Jagd, als im Krieg; die zuerst angeführten Waffen sind eigentlich zum Krieg bestimmt. Außer diesen führen sie zuweilen noch eine Lanze, ohngefähr zwanzig Fuß lang, aber dieser Länge ungeachtet, nicht über drey Finger dick. Sie haben auch noch ein anderes Gewehr, welches sie als eine Pique und auch als eine Keule zugleich brauchen können;

können, es ist von harten Holz, ohngefähr sieben Fuß lang, und sehr artig geglättet; an dem einem Ende ist es in der Figur einer breiten Spitze geschärft. Mit diesen Waffen fechten sie sehr hartnäckig, und schonen niemanden, der so unglücklich ist, ihnen während des Treffens, oder einige Stunden hernach, in die Hände zu fallen, es sey Mann, Frau, oder Kind. Ihr Zorn ist alsdenn äußerst heftig, aber eben nicht von langer Dauer. Wenn sie in das Treffen gehen, so verwahren sie sich durch vielfach übereinander gefaltete Matten, mit denen sie unter den Kleidern den Leib vom Nacken bis auf den Bauch gedeckt tragen; doch hilft es gegen die mit dem Stachel versehene Lanzen wenig, oder gar nichts, und es scheint mehr eine Folge der Mode zu seyn, als daß es ihnen wirklich Nutzen schaft. Wenn sie in einem Treffen den Sieg davon getragen haben, so nehmen sie die Kienbacken der Erschlagenen, und hängen sie öffentlich auf. Dieses ist eben ein solches Siegeszeichen, als bey den Americanern die Hirnschädel. Sind die Feinde zum Weichen gebracht, so ruckt der siegende Theil in das feindliche Land, und nimmt alles, was er mit fortschleppen kan, mit sich fort. Wenn eine Armee geschlagen wird, so verliert das Oberhaupt, welches sie commandirt, sehr viel

von seinem Ansehen. So ergieng es dem Gemahl der Oberea, der für seinen Sohn die Regierung führte. Sein Land wurde von einer südostlichen Nation der Insel angegriffen, er wurde geschlagen, und muste mit seiner Gemahlin in die Gebürge fliehen. Die Sieger verbrannten alle Häußer, die sie antrafen, führten alle Thiere mit sich fort, und machten das Land zu einer Wüste. Nach dem Abzug der Feinde kamen sie zwar wieder zum Vorschein; allein ihr Ansehen war sehr gesunken. Als die Engländer zum zweytenmal nach Otaheite kamen, so hatte die Oberea bey weiten nicht mehr so viel Gewalt und Ansehen, als wie sie das erstemal da waren; die Ursache war, weil sich der erzählte Einfall etwa ein halbes Jahr zuvor ereignet hatte.

Da diese Insulaner bald von andern Völkern aus andern Inseln einen Besuch bekommen, bald ihnen einen abstatten, so müßen wir auch von ihrem Seewesen etwas melden. Als sich die Engländer der Insel das erstemal näherten, so setzten sich ihnen die Einwohner mit ihren Schiffen, oder vielmehr Kähnen entgegen. Diese Schiffe sind sehr artig gebaut, und verdienen allerdings eine genauere Betrachtung,

tung, da es diesen Leuten an allem Eisenwerk und andern Instrumenten fehlt, die wir zum Schiffsbau brauchen. Einige dieser Schiffe sind nur aus einem einzigen Baum, den sie mit vieler Mühe ausholen, gemacht; andere sind aus Brettern zusammengesetzt, die sie überaus geschickt zusammenzufügen wißen. Mit diesen fahren sie entweder einzeln, oder befestigen ihrer zwey aneinander, und stellen zwischen denselben einen Mast auf. Sie fahren damit so weit in die See, daß sie das Land völlig aus dem Gesichte verlieren. Wir wollen sie genauer beschreiben.

Der Baum, den sie zum Schiffbau brauchen, heist in ihrer Sprache Avie; sein Stamm ist lang und gerade, jedoch werden einige von den kleinern Booten auch aus dem Brodfruchtbaum gemacht, der ein leichtes und schwammigtes Holz hat, welches leicht zu verarbeiten ist. Sie glätten die Planken sehr geschwind und schnell, und wißen einen dünnen Streifen von der Oberfläche einer ganzen Planke abzunehmen, ohne mit der Axt ein einzigesmal fehl zu schlagen. Nachdem sie den Baum mit einer Art von Axt, oder Beilen, welches aus einem grünlichten, sehr festen Stein gemacht, und

an einem hölzernen Stiel befestigt ist, abgehauen haben; so zerhauen sie denselben in Blöcke, die so lang sind, als das Maas ihrer Bohlen solches erfordert; das eine Ende dieser Blöcke wird ins Feuer gehalten, bis es anfängt Risse zu bekommen, in diese treiben sie alsdenn Keile von harten Holz hinein, und spalten solche auf diese Art der Länge nach durch. Einige von diesen Brettern sind zwey Fuß breit, und 15 bis 20 lang, und einen Zoll dick. Um diese Bretter miteinander zu verbinden, bohren sie vermittelst eines spitzigen Knochens, der zu diesem Behuf an einen hölzernen Stiel befestigt ist, Löcher darein, und ziehen sie mit einer Art von geflochtenen Stricken mit solcher Gewalt an, daß die Bretter fest zusammen halten. Die daraus entstehende Nathen, oder Fugen, werden mit getrockneten Binsen calfatert, und die ganze äußere Seite des Fahrzeugs wird mit einer Art von Harz überzogen, welches einige von ihren Bäumen in großer Menge hervorbringen, und welches man ganz wohl als Theer gebrauchen kan.

Die Kähne oder Boote, welche bey den Otaheiten in Gebrauch sind, laßen sich bequem in zwo allgemeine Gattungen eintheilen, davon

von die eine Jvahahs, die andere Pahies genennt werden. Die Jvahah wird zu kurzen Streifereyen in die See gebraucht; seine Seiten sind geradstehend, und der Boden flach; des Pahie hingegen bedienen sie sich zu längern Reisen, seine Seiten sind gebogen, und sein Boden spitzig. Die Jvahahs sind alle nach einerley Art gebauet, aber von verschiedenen Größen, und werden auch zu verschiedenen Absichten gebraucht. Sie sind von 10 bis 72 Fuß lang, aber keinesweges von verhältnismäsiger Breite; denn die kleinsten halten in der Breite, einen Fuß, und die allergrösten nicht mehr als kaum zwey Fuß. Sie werden theils zum Fechten, theils zum Fischen, theils zum Reisen gebraucht. Diejenige, die als Kriegsschiffe gebraucht werden, sind ungleich länger, als die andern, das Vorder- und Hintertheil sind gegen einander gebogen, so, daß das Hintertheil manchmal 17 bis 18 Fuß hoch ist, wenn gleich die Höhe des Bootes kaum drey Fuß beträgt. Diese Fahrzeuge laufen niemals einzeln in die See, sondern es werden ihrer allemal zween und zween, durch starke hölzerne Stangen zusammen verbunden, die queer über dieselbe gelegt und auf den Rand der Wände befestigt sind. Auf diese wird im Vordertheil des Kahns

ein flaches Dach oder Gerüste gebaut, das ohngefähr zehen oder zwölf Fuß lang, und etwas breiter als die Boote ist, und auf Pfosten ruht, die ohngefähr sechs Fuß hoch sind. Auf diesem Gerüste stehen die Krieger mit ihren Schleudern und Spießen; unter dem Gerüste sitzen die Ruderleute, welche die Verwundeten von oben herabnehmen, und mit frischer Mannschaft ersetzen. Diejenigen von diesen Schiffen, die zum Fischen gebraucht werden, sind von verschiedener Länge, die kleinsten ohngefähr zehen Fuß, und die längsten vierzig. Auf denjenigen, welche 25 Fuß und drüber lang sind, spannen sie nach Gelegenheit Segel auf. Von der Art, wie sie fischen, werden wir weiter unten reden. Die Schiffe, die zu Reisen gebraucht werden, sind allezeit doppelt, und mit einem kleinen artigen Häuschen versehen, das fünf bis sechs Fuß breit, sechs bis sieben lang, und zur Bequemlichkeit der Vornehmsten, die des Tages darinnen sitzen und des Nachts darinnen schlafen, auf dem Vordertheil aufgerichtet ist.

Die andere Art von Schiffen, die man in Otaheite hat, werden Pahies genennt. Sie sind ebenfalls von verschiedener Größe, von dreyßig bis sechzig Fuß lang, aber ebenfalls nur

sehr

sehr schmal. Sie nehmen nicht allmählig in der Breite zu, sondern die Seiten sind ein wenig unter dem obern Rande gerade und paralel; alsdenn erweitert sie sich auf einmal, und ziehet sich unten in eine Spitze zusammen, so, daß wenn sie der Queere nach durchschnitten würden, sie derjenigen Figur auf unsern Spielcharten ähnlich seyn würden, die wir Pique, Spaden, oder Schippen nennen. Diese Schiffe werden zwar auch zum Fechten, besonders aber zu langen Seereisen gebraucht. Die Kriegs-Pahie ist am grösten, und führt ein Gerüste, das größer ist, als auf den Ivahahs; diejenigen, welche zum Segeln gebraucht werden, sind meistentheils doppelt, und diejenigen von mittlerer Größe, werden für die besten Seeboote gehalten. Diese Schiffe bleiben oft ganze Monathe aus, und schiffen von einer Insel zur andern; sie halten sich zuweilen vierzehen bis zwanzig Tage in der See, und würden sich noch länger darinnen halten können, wenn sie sich mit mehr Lebensmitteln und frischen Wasser versehen könnten.

Wenn diese Fahrzeuge nur ein einziges Segel führen, so befestigen sie einen Klotz von Holz an das Ende zwoer Stangen, die queer

über das Fahrzeug liegen, und sechs bis zehen Fuß über die Seitenwände hinausragen. Einige derselben haben nur einen Mast, andere zween; diese Masten bestehen aus einer einzigen Stange, und beträgt deßen Länge ohngefähr fünf Sechstheil von der Größe des ganzen Bootes. Er ist in ein Gerüste, das über den Kahn liegt, eingefugt, und trägt ein Segel von Matten, das ohngefähr ein Drittheil länger, als der Mast selbsten, oben spitzig, unten viereckigt, an den Seiten eingebogen ist. Es hängt in einer hölzernen Rahme, die es auf allen Seiten einfaßt, und kan weder eingereft, noch ganz eingenommen werden. Oben auf dem Mast sind Zierrathen von Federn dergestalt angebracht, daß sie vorne schräg herabhängen. Die Ruder, deren man sich bedient, haben einen langen Stiel, und am untern Ende ein flaches Blatt, so, daß sie einer Ofenschaufel nicht unähnlich sind. Jede Person im Boote, ausgenommen diejenigen, die unter dem Wetterdache sitzen, hat ein solches Ruder, und sie rudern sehr schnell damit. Allein ihre Boote laßen so viel Waßer ein, daß ein Mann beständig mit Ausschöpfen zu thun hat. Wenn diese Schiffe nicht in der See sind, so werden sie unter einer Art von Schoppen sehr fleisig aufbewahrt. Ein solches Gebäude bestehet aus Stangen, die

auf-

aufrecht in den Boden gesteckt, und mit den obersten Enden gegen einander gebogen, und mit Schnüren fest zusammen gebogen werden; dergleichen Gebäude sind 50 bis 60 Schritte lang. Bey den längern Seereisen richten sie sich bey Tage nach der Sonne, und des Nachts nach den Sternen, von denen sie gewiß wißen, in welcher Gegend des Himmels sie in einer jeder Nacht nach ihrem dortigen Horizont erscheinen.

Nunmehr wollen wir uns zu den innern und häußlichen Einrichtungen der Otaheiten wenden, und von ihren Wohnungen, Kleidern, Nahrungsmitteln, Lebensart und Beschäfftigungen, Künsten, Zeitvertreib, Begräbnis und einigen andern Gebräuchen, und zuletzt von ihrem moralischen Charakter reden.

Was also erstlich die Wohnungen der Otaheiten anlangt, so legen sie solche durchgängig im Walde an, zwischen der See und den Gebürgen, und für jedes Haus wird nur so viel Grund von Bäumen frey gemacht, als eben hinreichend ist zu verhindern, daß die Tropfen von den Aesten des zunächststehenden Baumes, das Dach der Wohnung nicht treffen, und dieses in Gefahr laufen möchte, zu verfaulen.

Aus dem Hause tritt daher der Bewohner desselben sogleich in den Schatten, welcher der dickbelaubten Bäume wegen hier ungemein angenehm und kühlend ist. Diese Hayne bestehen aus Brodfrucht- und Cocosbäumen, und sind von allen Gesträuch und Unterholz gänzlich frey; auf allen Seiten siehet man Pfade, die von einem Haus zum andern gehen. Hiedurch hat die Luft beständig einen freyen Durchzug, bleibt gesund, und der Schatten ist desto kühler. Da die Häußer keine Seitenwände haben, so genießt man auch in denselben die freye Luft, der Wind mag herwehen, wo er will. Alle Häußer auf der ganzen Insel sind von einerley Bauart. Wir wollen eine Beschreibung von einem Haus von mittlerer Größe geben, woraus man sich von den größern uud kleinern leicht einen Begriff wird machen können. Der Grund, worauf das Haus stehet, ist ein länglichtes Viereck, das bey Häußern von dieser Größe, 24 Fuß lang, und 11 bis 12 breit ist. Ueber dieses wird ein Dach gebaut, welches auf drey Reihen von Säulen oder Pfosten, die einander gegenüber stehen, ruhet; eine Reihe gehet mitten hindurch, die beiden andern stehen auf beiden Seiten. Dieses Dach hat zwo flache Seiten, die sich gegeneinander hin neigen, und oberhalb, fast wie die Strohdächer in eine

Spitze

Spitze zusammen laufen. Die gröste innwendige Höhe ist ohngefähr neun Fuß, und die Seiten des Daches reichen so weit gegen den Boden hinab, daß die untersten Enden nicht viertheilb Fuß von der Erde entfernt sind. Unterhalb diesem Dache ist alles offen, und an den beiden Enden oder Eingängen der Wohnung ist die ganze Höhe von oben bis unten frey gelassen, und das Haus nirgends mit einer Wand eingefaßt. Das Dach ist mit Palmblättern, und der Fußboden einige Zoll hoch mit weichem Heu bedeckt, worüber Matten gelegt sind, so daß der ganze Boden gleichsam nur ein Küßen ausmacht, auf welchem sie bey Tage sitzen, und bey Nacht schlafen. In diesen Häußern ist ganz und gar kein Hausrath, außer in einigen etwa ein Stuhl, der aber blos dem Hausvater gehört, und einige kleine Holzböcke, deren eine Seite halb ausgehohlt ist, und die ihnen anstatt des Kopfküßens dienen. Sie brauchen auch nicht viel Hausgeräthe; denn ihre Wohnungen dienen blos zum Schlafgemach; alsdenn auch, wenn es regnet, sitzen sie in freyer Luft unter dem nächsten Baum. Die Kleider, die sie des Tags über auf dem Leibe tragen, dienen ihnen des Nachts zur Decke, der weiche Boden ist das gemeinschaftliche Bett der ganzen Familie, und ist durch keine Zwischenwände

abge-

abgetheilt. Der Hausvater und seine Frau schlafen in der Mitte, zunächst bey ihnen die verheyrathete Personen, neben ihnen die unverheyratheten Frauenspersonen, und in einer kleinen Entfernung von ihnen die ledigen Mannspersonen. Die Tutu, oder ihr Gesinde, schlafen in freyer Luft, außer wenn es regnet, da man ihnen erlaubt, außen unter dem Dache zu schlafen.

Bey einer solchen Einrichtung der otaheitischen Häußer, wird man vielleicht auf die Gedanken kommen, wie es möglich sey, sein Eigenthum gegen die diebischen Hände in Sicherheit zu setzen, oder gewiße Handlungen zu begehen, wobey man nicht gern Zuschauer hat. Allein, was den ersten Punkt anbelangt, so hat die Natur selbst für sie gesorgt. Es ist wahr, die Otaheiten sind zum Diebstahl geneigt; aber was sollen sie einander stehlen? Dem Ansehen nach haben sie keine Güter, deren man sich mit Gewalt oder List bemeistern könnte; wenn jemand unter ihnen stehlen will, so ist der Nutze, den er sich dadurch verschaft, und der Schade, den er dem andern zufügt, so gering, daß es nicht der Mühe werth ist, daran zu denken. Alles, wodurch sie ihre Wünsche und Bedürfniße befriedigen können, haben sie unterein-

tereinander gemein. Sie haben nichts, was mit dem Geld, oder einem andern allgemeinen Mittel, wodurch man sich Sachen, die man nicht besitzt, verschaffen kan, einige Aehnlichkeit hat: folglich brauchen sie auch nichts zu verschließen. Was den andern Umstand anbelangt, so sind verschloßene Zimmer unter einem Volke sehr entbehrlich, das nicht einmal einen Begriff davon hat, was Unanständigkeit sey, und das daher alle Begierden und Leidenschaften, ohne Ausnahme in anderer Gegenwart, ohn alle Scham befriedigt, und sich so wenig Bedenken macht, alle Arten der natürlichen Bedürfniße zu vergnügen, als wir uns Bedenken machen, in anderer Gegenwart unsern Hunger zu stillen. Wir werden unten, wenn wir auf den moralischen Charakter dieses Volks zu reden kommen, mehr davon sagen. Dennoch haben die Oberhäupter eine Art von Häußern, worinnen man einige Absonderungen, oder Vorschläge findet. Diese Wohnungen sind aber so klein, daß sie sie in ihren Kähnen von einem Ort zum andern führen, und wie ein Gezelt aufschlagen können. An den Seiten sind sie mit den Blättern von Cocusbäumen behängen, und in einem solchen Häuschen schläft das Oberhaupt mit seiner Gemahlin ganz allein. Auser diesen Privatwohnungen haben sie auch

Häußer,

Häußer, die zu einer gemeinschaftlichen Herberge des ganzen Volks einer besondern Gegend bestimmt sind. Diese sind zuweilen 200 Fuß lang, 30 breit, und 20 hoch. Diese werden auf gemeinschaftliche Kosten der ganzen Gegend, für welche sie bestimmt sind, erbauet und unterhalten, und haben auch an der Seite einen großen ebenen und mit niedrigen Pallisaden umzäunten Platz. In einem solchen Hauße empfieng die Königin Oberea die Engländer, da sie das erstemal ans Land kamen.

Bey ihren Wohnungen haben auch die Otaheiten Gärten angelegt, in welchen sie einige Kräuter ziehen. Das Erdreich ist in gewißen Abtheilungen umzäunt, und dies macht die Aussicht ungemein angenehm. Brodfrucht- und Aepfel- Cocus- und Plantanenbäume sind theils an den abhängigen Orten, theils in der Ebene in schönen Reihen gepflanzt. Um diese Gärten gehörig zu wäßern, machen sie Gräben, wodurch sie das Waßer aus den Flüßen in ihre Gärten leiten. Zuweilen machen sie auch einen Wall von Erde herum, um sie vor den Verwüstungen der Schweine in Sicherheit zu seßen.

So

So einfach die Wohnungen der Otaheiten sind, eben so einfach und dem milden Clima angemeßen ist ihre Art sich zu kleiden. Sie bedienen sich hiezu einer Art von Zeugen, oder vielmehr Matten, die sie auf folgende Art zubereiten. Sie haben dreyerley Gattungen davon, und es wird solches aus der Rinde dreyer verschiedener Bäume verfertigt, nemlich aus dem chinesischen Pappier-Maulbeerbaum, dem Brodfruchtbaum, und einem Baum, der dem westindischen Feigenbaum gleich sieht. Das feinste wird aus dem Pappier-Maulbeerbaum, den sie hier Aouta nennen, gemacht. Dieser Zeug wird besonders von vornehmen Leuten getragen, und nimmt unter allen Farben die rothe am liebsten an. Die zwote Gattung, die bey weiten nicht so fein ist, wird aus dem Brodfruchtbaum, der Droo genennt wird, verfertigt, und meistens von gemeinen Leuten getragen. Diejenige Gattung endlich, die aus einem Baum, der dem Feigenbaum ähnlich, und dem dunkelbraunen Pappiere gleich ist, ist ganz grob und rau. Ob sich dieses gleich nicht so sanft, als jenes anfühlt, so ist es dennoch das schätzbarste, weil es das Waßer aushält, welches die zwo andern Gattungen nicht thun. Die vornehmen Standespersonen tragen dieses Zeug des morgens, ehe sie sich in Staat setzen.

Weil

Weil sie von den oben genannten Bäumen den Zeug zu ihren Kleidungsstücken nehmen; so halten sie sehr genau darüber, daß alle diese Bäume in gehöriger Menge angepflanzt werden, insonderheit der Maulbeerbaum, mit welchem der gröste Theil des angebauten Landes besetzt ist, weil dieser, nachdem er zwey bis drey Jahre gewachsen hat, zur Verfertigung des Zeugs nicht mehr gebraucht werden kan. Am besten ist er zu diesem Behuf, wenn er dünne, gerade, hochstämmig, und ohne Zweige ist. Daher pflegen sie auch die Blätter und Sproßen, welche unten am Stamme ausschlagen, sehr sorgfältig abzupflücken, und wenn er kleine Zweige treibt, solche abzuschneiden.

Das aus diesen drey Bäumen verfertigte Tuch ist zwar von einander unterschieden; allein die Zubereitung ist demohngeachtet, bey dem einem, wie dem andern. Wenn die Bäume die gehörige Größe erreicht haben, so ziehet man sie aus dem Boden, nimmt ihnen alle ihre Zweige, und hauet alsdenn die Wurzeln und Cronen ab. Die Rinde dieser Stangen wird hierauf der Länge nach aufgeschlitzt, und leicht abgeschälet. So bald man eine hinlängliche Menge derselben hat, trägt man sie an ein fließendes Waßer, läst sie im selbigen weichen,

und

und beschweret sie mit Steinen, damit sie nicht wegfließen. Wenn man glaubt, sie sey weich genug, so gehen die Mägde an den Bach, ziehen sich aus, setzen sich im Waßer nieder, und lösen die inwendige Rinde von dem grünen Theil der äußern Blätter ab. Zu dem Ende legen sie die innere Seite auf ein flaches glattes Brett, schaben die äußere mit einer Muschelschale sehr sorgfältig ab, und tauchen sie beständig in das Waßer, bis nichts mehr übrig bleibt, als die feinen Fibern der innern Haut. Wenn sie am Nachmittage damit fertig sind, so werden diese Fibern des Abends auf Plantanenblätter ausgebreitet; diese Arbeit scheint die künstlichste und wichtigste zu seyn, weil die Hausfrau der Familie, welche das Tuch machen läßt, allezeit selbst dabey bleibt, und die Aufsicht darüber führt. Diese Fibern werden alsdenn eine an die andere der Länge nach in Reihen gelegt, die 33 bis 36 Fuß lang, und einen Fuß breit gemacht werden. Zwo oder drey dergleichen Lagen werden gemeiniglich aufeinander gelegt, und man sorgt insonderheit dafür, daß das Tuch allenthalben von gleicher Dicke seyn möge, so, daß wenn in einer Schicht hier oder dar die Fibern etwas dünner, als in den andern aufgetragen werden, gleich ein etwas dickeres Stück der zubereiteten

Rinde ausgesucht wird, um es in der nächsten Schichte gerade über diesen Fleck zu legen. So läst man es bis auf den andern Morgen liegen, bis das Waßer, das bey dem Ausbreiten noch darinnen war, ganz abgelaufen und weggedünstet ist. Die ganze Masse von Fibern klebt alsdenn dergestalt aneinander, daß man das Ganze in einem Stück vom Boden aufheben kan.

Wenn das Tuch so weit bereitet ist, so wird es weggebracht und auf die glatte Seite eines langen dazu bereiteten Stück Holzes gelegt, und von Mägden mit besondern Werkzeugen geschlagen. Dieses Werkzeug, welches sie Etoa nennen, ist an Gestalt demjenigen viereckigten Holze ähnlich, worauf man die Scheermesser abzieht. Auf den vier Seiten sind der Länge nach kleine Rinnen oder Furchen von verschiedener Breite eingeschnitten, die auf der einen Seite so weit und tief sind, daß man einen dünnen Bindfaden hineinlegen könnte, auf der andern Seite immer Stufenweis feiner werden, so, daß die letzten so enge sind, daß man nichts dickers, als einen Faden Näheseide würde hineinbringen können. Zuerst schlagen sie das Tuch mit der gröbsten Seite dieses Blauels oder Hammers, und beobachten dabey eine Art von Takt, wie bey uns die Schmiedte zu

thun

thun pflegen. Unter diesen Schlägen dehnet sich das Tuch sehr geschwind, doch vornehmlich in der Breite aus, und die Gestalt der eingekerbten Rinnen drücken sich auf den weichen Zeug ein, und giebt solchen das Ansehen, als wenn es in Fäden gesponnen wäre. Nach und nach wird es mit den andern Seiten, und zuletzt mit der feinsten geschlagen. Und nun ist das Tuch fertig. Bisweilen schlagen sie es mit der feinsten Seite des Schlägels noch dünner, nachdem es verschiedenemal gedoppelt aufeinander gelegt ist. Hiedurch wird es so dünne, als unser Nesseltuch. Wenn es auf solche Art bereitet ist, wird es Hoboo genennt. Dieses Tuch läst sich in der Luft schön weiß bleichen; aber noch weisser wird es, wenn man es trägt, alsdenn wäscht, und von neuen schlägt. Nachdem man es mehr oder weniger schlägt, nachdem wird es feiner, oder gröber. Die Tücher, die aus den andern oben benannten Bäumen verfertigt werden, werden auf gleiche Art gemacht. Die Verschiedenheit der Materialien, nebst dem mehrern oder wenigern Schlagen, bringt natürlicherweise einen Unterschied in den Gattungen zuwege. Die Rinde des Brodfruchtbaums wird nicht eher zum Zeugmachen gebraucht, als nachdem die Bäume viel höher und dicker als die Feigenbäume aufgewachsen sind. Uebri-

gens wird sie auf eben die bisher beschriebene Art bearbeitet.

Wenn diese Tücher eine Zeitlang getragen und schmutzig geworden sind, so werden sie auf folgende Art gewaschen. Man legt sie in einen Bach, und läst sie einige Zeit darinnen liegen, so wie man im Anfang die Rinde, woraus sie gemacht worden sind, tractiret hat. Wenn es gehörig durchweicht ist, so wird es gelinde ausgedrückt und ausgewunden; bisweilen werden verschiedene Stücke aufeinander gelegt und mit der gröbsten Seite des Schlegels zusammen in eines geschlagen; alsdenn wird es so dick als unsre gewöhnliche wollene Tücher: wenn es eine Zeitlang getragen wird, so ist es viel sanfter anzufühlen als zuvor. Sie geben diesen Tüchern auch verschiedene Farben, vornemlich roth und geld. Die rothe Farbe ist ausserordentlich schön, und viel glänzender und feiner, als wir sie in Europa haben; sie kommt unsrer Scharlachfarbe am nächsten. Sie entsteht aus der Zusammenmischung des Saftes von zwo Pflanzen, deren keine allein im geringsten dieser Farbe ähnlich ist. Die eine dieser Pflanzen ist eine Art von Feigen, welche hier Maite genennt wird; die andere heist Etu, oder cordia Sebestina.

Sebeltina.

Aus

Aus diesen Tüchern verfertigen sie ihre Kleider. Zu einem ordentlichen Kleid brauchen sie zwey Stücke von diesem Zeug; in das eine wird in die Mitte ein Loch geschnitten, und durch dieses der Kopf hindurch gesteckt, so, daß die beiden Ende vorne und hinten von den Schultern bis an die Mitte des Schenkels herabhängen. Das andere Stück, welches 15 Fuß lang und ohngefähr 3 Fuß breit ist, winden sie auf eine sehr ungezwungene Art um den Leib herum. Da ihre Kleider in keine bestimmte und gewiße Form geschnitten sind, so können sie sie auf so mancherley Art tragen, wie sie wollen. Die Kleidung der Frauenzimmer von einem gewißen Stand besteht aus drey bis vier Stücken. Ein Stück, das ohngefähr sechs Fuß breit und drey und dreyßig lang ist, wickeln sie verschiedenemal um den Unterleib, so daß es gleich einem Unterrock, bis an die Waden herabhängt, und dieses heißen sie Paru; zwey oder drey andere Stücke, die ohngefähr achthalb Fuß lang und drey breit sind, und deren jedes in der Mitte einen Einschnitt hat, legen sie auf einander und stecken alsdenn den Kopf durch das eingeschnittene Loch und lassen die langen Enden vorne und hinten hinunter hängen, dergestalt, daß die beiden Seiten offen und die Aerme frey bleiben; dieses heißen

sie Tebuta. Die herabhängenden Enden ziehen sie alsdenn rings um den Unterleib zusammen, und gürten solche mit einer Binde von dünnern Tuch, um den Leib fest. Dieses ist die Nationaltracht; so gehen Männer und Weiber gekleidet, ausser daß sie das um die Hüfte gewickelte Tuch nicht wie einen Weiberrock herabhängen lassen, sondern es zwischen den Beinen dergestalt zusammen bringen, daß es eine Gestalt wie eine Art von Beinkleidern bekommt; dieses nennen sie Maro. Je vornehmer der Mann ist, destomehr Kleider trägt er auf dem Leibe, und hierinnen besteht allein der äußere Unterschied. Einige winden mehrere Stücke Tuch, wovon jedes 24 bis 30 Fuß lang und 6 bis 9 Fuß breit ist, um sich herum, und werfen noch überdies ein großes Stück, und wenn es Personen vom ersten Rang sind, zwey solche Stücke über die Schultern. Geringere Personen müßen sich mit dünnerer Kleidung begnügen. Diese gehen in der Hitze des Tages fast ganz nackend, die Frauenspersonen haben nur einen dünnen Ueberrock, und die Männer nichts als nur einen Streifen Tuch, den sie zwischen den Schenkeln durchziehen, und rings um den Unterleib befestigen. Da den Personen vom Stand die Menge der Kleider, besonders in einem heißen Lande, äusserst beschwerlich fal-

len

len muß; so entblößen sich die Frauenzimmer von Stand zur Abendzeit allemal bis auf den Unterleib herab, und werfen alles, was sie am Oberleibe tragen, eben so unbedenklich und nachläßig weg, als unsre Frauenzimmer ihre Mäntel.

Die Beine und Füße pflegen sie nicht bedeckt zu tragen, hingegen verwahren sie ihre Gesichter für der Sonne durch kleine Mützen, die entweder aus Matten, oder aus Cocusnußblättern gemacht sind, und die sie, wie sie sie brauchen, im Augenblick verfertigen können. Die Frauenzimmer tragen aufferdem bisweilen auch kleine Turbane, und bisweilen eine Art von Kopfzeug, welches sie Tomu nennen: dieses schätzen sie höher, als alles andere, und es stehet ihnen auch recht gut an. Dieses Tomu ist aus Menschenhaaren verfertigt, welche in Fäden, die kaum dicker, als Nähseide sind, zusammengeflochten und auf eine niedliche Art um den Kopf herumgewickelt. Sie haben solche Fäden, die bey einer Viertheilmeile lang sind, und nirgends einen Knoten haben; dergleichen Fäden haben sie manchmal fünf bis sechs um den Kopf, zwischen diese Fäden stecken sie allerley Blumen. Die Männer stecken zu-

weilen die Schwanzfedern des tropischen Vogels aufrecht in ihr Haar, welches sie zuweilen in einen Busch auf dem Kopf zusammen binden. Bisweilen tragen sie einen Strauß, oder Cranz, der aus allerley Blumen besteht, die in ein Stück von der Rinde des Platanenbaums befestigt sind; oft putzen sie sich auch mit rothen Erbsen, die sie mit Gummi auf ein Stück Holz kleben, und solches auf den Kopf tragen; bisweilen tragen sie eine Art von Parücken, die aus Menschen- und Hundshaaren, auch aus den Fasern der Cocusnüße gemacht sind. Diese Haare sind auf einen Faden gewebt, und hängen in einem Busch hinten an den Haaren hinunter. Beide Geschlechter tragen auch Ohrringe, aber nur an einem Ohr. Diese Ohrringe bestehen aus Muscheln und Steinen, rothen Erbsen und kleinen Perlen. Die Weiber schneiden die Haare kurz um die Ohren herum ab, die Männer aber laßen sie in großen Locken über die Schultern hängen. Den Kopf salben sie sich mit einem Oele, das aus der Cocusnuß gepreßt ist, und weichen allerhand wohlriechende Kräuter und Blumen in dasselbe. Sie befleissigen sich der Reinlichkeit sehr, und machen sich einiger europäischen Sachen, die dazu behülflich sind, gern zu nutz.

Da

Da sie sich den Kopf mit Oele salbten, so wurden sie von Ungeziefern darauf sehr geplagt. Da sie daher von den Europäern Kämme bekamen, so lernten sie ihren Gebrauch gar bald, und reinigten sich von dieser Last, die ihnen eben so beschwerlich und eckelhaft war, als den Europäern.

Eine besondere Art von Zierrath, die man zwar an mehrern Orten, aber nicht in der Gestalt antrift, ist, daß sie sich den ganzen Cörper färben. Sie nennen es Tättowiren. Dieses geschieht blos an dem hintern Theil des Leibes und an den Lenden, welche sie sich mit schwarzen Streifen, welche allerhand Gestalten vorstellen, bezeichnen laßen. Die Operation wird von den Priestern verrichtet, und diese bekommen etwas für ihre Bemühung, welches einen Theil ihrer Einkünfte ausmacht. Vor dem zwölften Jahre werden weder Knaben noch Mädgen gezeichnet. Das Tättowiren selbst geschieht auf folgende Art. Mit einem kleinen Instrumente, das einer Hacke einigermaßen gleich sieht, ritzen sie die Haut, doch nicht ganz bis auf das Blut, auf. Derjenige Theil des Instruments, welcher die Klinge vorstellt, ist aus einem Knochen, oder aus einer Muschel verfertigt, sehr dünne geschabt, und einen

Viertheils- bis anderthalb Zoll lang; längst der Schneide sind lauter Zähne eingekerbt, deren es an einer solchen Klinge, nachdem das Instrument groß oder klein ist, von drey bis zu zwanzig giebt. Wenn sie es gebrauchen wollen, tunken sie die Zähne in eine schwarze Farbe, die sie aus Ruß und Oel bereiten, wozu ihnen der Rauch ihrer Lichter, welche aus einer öligten Ruß bestehen, herrliche Dienste thut. Die solchergestalt mit Farbe versehene Zähne werden auf die Haut gestellt; alsdenn schlägt man auf den Handgriff, woran sie befestigt sind, vermittelst eines dazu bestimmten Steckens, geschwind und ziemlich stark, dadurch denn die Zähne, und mit denselben der schwarze Ruß eindringen, und unauslöschliche Flecken in der Haut zurück laßen. Die Operation ist schmerzlich, und es vergehen einige Tage, ehe die Wunden wieder zuheilen. Man verrichtet diese Operation an beiden Geschlechtern ohngefähr im zwölften bis vierzehenten Jahr, an allen Theilen des Leibes, und in allerhand Gestalten, nachdem es dem Geschmack und dem Rang der Eltern gemäß ist. Bey den Mädgen stellet dieser Zierrath gemeiniglich eine Figur vor, die unserm Z gleicht; und sie sind damit auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen, und oft rings um die äußere Füße gezeichnet. Die

Manns-

Mannspersonen werden gleichfalls mit solchen Figuren gezeichnet; außerdem haben beide Geschlechter noch andere Zeichnungen dieser Art, als Viereckе, Zirkel, halbe Monden, unförmliche Bilder von Menschen und Vögeln, und dergl. Am meisten sind dergleichen Zierrathen auf dem Hintern verschwendet, welcher bey beiden Geschlechtern mit einer schwarzen Farbe ganz überzogen ist, und oberhalb derselben ist bis an die kurze Ribben hinauf, ein Bogen über den andern gezeichnet. Diese Bogenlinien sind oft einen Vierthelszoll breit, und am Rande zackigt. Auf diese Bogen sind sie sehr stolz, Männer und Weiber zeigen sie mit Vergnügen und machen einen Staat daraus; ob sie sie aber als Zierrathen, oder vielmehr als Zeichen ihrer Entschloßenheit und Standhaftigkeit ansehen, ist unbekannt. Das Gesicht wird durchgehends ungezeichnet gelaßen. Die Operation muß schmerzhaft seyn. Herr Banks, der mit dem Weltumfahrer Cook auf dieser Insel war, ist einstens ein Augenzeuge von einer solchen Operation gewesen, und beschreibt sie also. Das bey dieser Gelegenheit gebrauchte Instrument hatte über dreyßig Zähne. Auf jedem Schlag, deren in einer jeden Minute wenigstens einhundert gethan wurden, kam eine

wäße-

wässerigte Feuchtigkeit, die ein wenig mit Blut gefärbt war, auf der Haut zum Vorschein. Das Mädgen, welches tättowirt wurde, hielt es mit einer frischen Standhaftigkeit ohngefähr eine Vierthelstunde aus; alsdenn aber wurden ihr die Schmerzen, die durch so viele hundert Stiche verursacht wurden, unerträglich. Sie fieng erst an zu murren, denn weinte sie, und bat endlich den Operateur aufzuhören. Dieser aber war unerbittlich. Das Mädgen streubte sich, aber es war alles vergebens. Zwey Weiber hielten sie in der erforderlichen Stellung fest, gaben ihr gute und böse Worte, und zuweilen auch einen derben Schlag. Das Mädgen muste sich bequemen, die ganze Operation an sich verrichten zu laßen, welche etliche Stunden dauerte. Man kan nicht sagen, was dieser allgemeine Volksgebrauch der Otaheiten für eine Absicht habe. So viel ist gewiß, daß sie sich viel darauf einbilden, ohne daß man eben sagen kan, daß es ein Zeichen eines Vorzugs sey; weil jederman auf diese Art gezeichnet ist.

Wir kommen nun auf die Nahrungsmittel der Otaheiten, und auf die Art, wie sie solche zubereiten. Unter den Naturgütern ist der

Brod,

Blut
ein.
ielt
ge-
ber
ele
g-
l-
,
,

ckt.

Brod.

Brodfruchtbaum einer der merkwürdigsten, womit diese Insel begabt ist. Dieser Baum ist so groß, als eine mittelmäsige Eiche. Die Blätter desselben sind oft anderthalb Fuß lang, von länglichter Gestalt, mit tiefen Krümmungen, wie die Feigenblätter versehen, denen sie an Wesen und Farbe ähnlich sind, auch wie jene, wenn sie abgebrochen werden, einen milchähnlichen Saft enthalten. Die Frucht ist so groß, als der Kopf eines Kindes, und beynahe eben so gestaltet; ihre Aussenseite ist meistens, wie eine Trüffel, netzförmig, die Haut ist dünn, und die Frucht hat einen Kern, der ohngefähr so dick ist, als der Stiel eines kleinen Messers. Das Fleisch, oder der eßbare Theil, liegt zwischen der Haut und dem Kern, ist schneeweis und locker, wie neugebackenes Brod. Ehe man sie ißt, muß man sie rösten, und zu diesem Ende, in drey bis vier Theile zerschneiden. Sie hat einen etwas süßlichen Geschmack, ohngefähr wie Waizenbrod mit Cartoffeln vermischt. Die übrigen Naturgüter sind Cocusnüße, Bananas, deren es dreyzehenerley Arten giebt, Plantanen, eine Frucht, die einem Apfel nicht unähnlich ist, Erdtoffeln, Yamwurzel, Cacaonüße, eine Frucht, die unter dem Namen Jambu bekannt ist, und für eine besondere Leckerspeise gehalten wird, Zuckerrohr,

ckerrohr, welches die Einwohner roh eßen, eine Pflanze, mit Namen Ethee, wovon man nur die Wurzel ist; man findet hier auch einen Baum, der hier Wharra, in Ostindien aber Pandanos genennt wird, der eine Frucht trägt, die der Ananas einigermaßen gleich kommt, noch verschiedene andere Pflanzen, deren Wurzeln besonders von armen Leuten gegeßen werden. Von zahmen Thieren haben sie nur Schweine, Hunde und Federvieh. Wilde Thiere giebt es gar nicht auf der Insel, ausgenommen wilde Enten, Tauben und kleine Papegeyen. Hingegen hat sie die Natur mit den schmackhaftesten Fischen versorgt. Der Fluß liefert ihnen gute Meeräschen, sie finden große und kleine Muscheln, und andere Schalfische auf den Reihen von Klippen, womit die Insel umgeben ist. Sie haben schöne Krebse, und sonsten noch allerhand Fische, wovon sie sehr große Liebhaber sind.

Der gröste Theil ihrer Kost ist aus dem Pflanzenreich hergenommen. Von Kochen wusten sie vor der Ankunft der Engeländer gar nichts, sondern alle ihre Zubereitungen bestunden in Braten und Backen. Um Feuer anzuzünden, nehmen sie ein Stück dürres Holz, und reiben das Ende desselben, gegen die breite

Seite

Seite eines andern Stück Holzes, fast auf die Art, wie man bey uns die Meiseln zu wetzen pflegt, und dieses treiben sie so lang, bis es Feuer gefangen hat. Sie graben hierauf ein Loch von sechs bis neun Fuß im Umkreis, einen halben Fuß tief in die Erde. Den Boden desselben belegen sie mit großen Kieselsteinen, und zünden darauf mit trocknem Holz, mit Blättern und Hülsen von Cocußnüßen ein Feuer in demselben an. Sobald die Steine heiß genug sind, nehmen sie die Kohlen heraus, und kehren die Asche rund an den Seiten der Hölung umher. Hier bereiten sie ihre Brodfrucht; sie legen solche, nachdem sie sie zerschnitten haben, auf die heißen Steine; dies macht sie weich und einigermaßen einer gesottenen Cartoffel gleich; sie ist zwar nicht so mehligt, als die gute Art von dieser Frucht, aber doch beßer als die Mittelsorten davon.

Wenn sie Fleischspeisen zubereiten, so gehen sie damit auf folgende Art zu Werk. Wir haben schon bemerkt, daß sie keine andere Land-Thiere, als Schweine, Hunde und Federvieh haben. Wenn ein Oberhaupt ein Schwein schlachtet, so wird es beynahe in gleiche Theile unter seine Angehbrige ausgetheilt, und da diese gemeiniglich sehr zahlreich sind, und auch

die Menge der Schweine nicht sehr groß ist, so ist ganz natürlich zu begreifen, daß der Antheil einer jeden Person nothwendig sehr klein ausfallen müße. Ist das Schwein, welches sie schlachten, klein, so wickeln sie es unzerstückt in Plantanenblätter ein; den Boden ihres erhitzten Ofens belegen sie mit einer Lage grüner Cocusblätter, und legen das Schwein darauf. Ist aber das Schwein groß, so hauen sie es der Länge nach von einander. Wenn es in die Grube gelegt ist, so decken sie es mit der heißen Asche zu, und legen Brodfrucht und Yamwurzeln, in Plantanenblätter eingewickelt, oben darauf. Ueber diese schütten sie den Rest der heißen Asche nebst etlichen von den durchgehitzten Steinen, legen einen guten Haufen Cocusblätter darauf, und bedecken alles dieses mit Erde, damit die Hitze beysammen bleibe. Nach Verlauf einer Zeit, wird der Ofen wieder geöffnet und das Fleisch herausgenommen, welches denn mürbe, saftig und schmackhaftig ist. Auf gleiche Art bereiten sie auch ihre Hundebraten. Wenn sie einen tödten wollen, so halten sie ihm Maul und Nase so lange zu, bis er todt ist. Hierauf halten sie ihn über das Feuer, sengen ihm die Haare ab, und schaben ihn mit Muscheln so rein ab, daß man glauben sollte,

er

er wäre im heißen Waßer gebrühet worden. Sie schneiden ihm hierauf mit einer Muschel den Leib auf, nehmen das Eingeweide heraus, reinigen solches, und thun es hernach mit dem aufgefangenen Blut in eine Cocusnuß-Schale. Man legt ihn hernach, wie die Schweine, in das gemachte Loch auf die gewärmten Steine, und macht ihn auf eben die Art zurecht. Diejenigen Hunde, die sie zum schlachten bestimmen, werden nicht mit Fleisch, sondern nur mit Brodfrucht, Cocosnüßen, Yamwurzeln und andern Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche gefüttert. Alles übrige Fleisch, so die Otaheiten eßen, wird auf die nemliche Art bereitet. Das Geflügel haben die Engländer auf dieser Insel nicht sonderlich schmackhaft gefunden, hingegen haben sie das Fleisch von Hunden sehr gelobet, welches sie besonders der bereits angeführten Ursache, daß diese Thiere nichts als Kräuter fressen, zuschreiben. Was die Fische anbelangt, so essen sie die kleinen meistentheils, wie wir die Austern, roh; die großen braten sie auf die beschriebene Art.

Von der vorhingemeldten Brodfrucht machen sie ausser dem oben gemeldten noch allerhand Gerichte. Sie stampfen solche in einem

steinernen Mörsel zu einem Teig, und feuchten sie zu dem Ende, nachdem das Gericht lecker seyn soll, entweder mit Waßer, oder mit Milch von Cocusnüßen an. Unter diesen Teig mischen sie zuweilen reife Plantanen, Bananas, oder die gegohrne Brodfrucht, die sie Mahie nennen. Die Natur hat mit diesem Baum für die Otaheiten vortreflich gesorgt. Er wächst zwar nicht wild, aber seine Pflanzung erfordert sehr wenig Mühe. Wenn ein Mann in seinem Leben nur zehen dergleichen Bäume pflanzet, so erfüllt er seine Pflicht gegen sein eigenes und nachfolgendes Geschlecht eben so vollständig, als wenn bey uns jemand seine Familie mit Korn und Geld versorgt. Um diese Frucht einzuerndten, braucht der Otaheite weiter nichts, als auf die Bäume zu klettern und sie abzubrechen. Zwar währet die Brodfrucht nicht das ganze Jahr, allein in dieser Zwischenzeit wird nicht nur der Mangel durch Cocusnüße und andere Früchte ersetzt, sondern sie haben auch ein Mittel gefunden, solche auf längere Zeit geniesbar zu machen. Und dieses bewerkstelligen sie auf folgende Art. Die Frucht wird kurz vor ihrer völligen Zeitigung abgepflückt, auf Haufen geschüttet, und mit Blättern wohl zugedeckt. In diesem Zustand

gähret

gähret sie, und wird übermäßig und unangenehm süß. Alsdenn ziehet man den Stiel und Kern heraus, wirft das übrige von der Frucht in ein Loch, das hiezu gemeiniglich in den Häusern gegraben und auf dem Boden und an den Seiten mit Gras gefüttert wird, alsdenn bedeckt man das Ganze mit Blättern, und legt schwere Steine darauf; in diesem Zustand gähret die Frucht noch einmal und wird sauer, alsdenn aber hält sie sich viele Monathe lang unverändert. Wenn man etwas davon brauchen will, so nimmt man, so viel als man nöthig hat, aus dem Loche heraus, und macht Kugeln daraus; diese umwickelt man mit Blättern und backt sie, wenn sie gebacken sind kan man sie fünf bis sechs Wochen lang aufheben. Man ißt sie kalt und warm, und die Otaheiten thun nicht leicht eine Mahlzeit, ohne diese gegohrne Brodfrucht dabey zu haben. Die Hauptsache bey der Zubereitung dieser Eßwaare kommt auf die Gährung an; diese aber geräth nicht allemal, und alsdenn ist die ganze Masse verlohren. Diese Arbeit fällt gemeiniglich auf die alten Weiber, und diese haben dabey eine Menge abergläubischer Gebräuche. Sie erlauben außer den dabey befindlichen Handlangern keinem lebendigen Geschöpfe etwas,

das dazu gehöret, anzurühren, ja sie laßen sogar an den Ort, wo sie es bereiten, niemand hinkommen.

So ist nun die Kost der Otaheiten beschaffen. Sie thun keine Mahlzeit von allen den genannten Speisen, ohne Salzwaßer dabey zu haben. Dieses ist ihre einzige gewöhnliche Brühe. Diejenigen, welche am Strande wohnen, holen solches aus der See, so oft sie es nöthig haben; andere aber, welche zu weit davon wohnen, heben es in großen Röhren in ihren Wohnungen auf. Auser dieser haben sie zum Wohlgeschmack noch eine andere Brühe. Sie bereiten solche aus den Kernen der Cocusnuß; diese Kerne laßen sie so lange, bis sie sich in einen Teig auflösen, zergehen, und durchkneten solchen alsdenn mit Salzwaßer. Der Geschmack davon ist sehr stark, aber denen, die nicht daran gewöhnt sind, sehr eckelhaft; die Einwohner aber machen ein Leckereßen daraus, und seßen solches deswegen nicht alle Tage auf. Ihr gewöhnlicher Trank ist Waßer und der Saft aus der Cocusnuß. Die Kunst, berauschende Getränke durch Gährung zu machen, ist ihnen ganz und gar unbekannt; auch haben sie keine narcotische Kräuter, die sie zu dem Ende kauen, um sich zu berauschen. Als

die

die Engländer auf dieser Insel waren, so gaben sie den Einwohnern von ihren starken Getränken, und diese wurden auch dadurch berauscht; aber diejenigen, denen es begegnet war, wollten doch dergleichen Ausschweifung nicht zum zweytenmal wiederholen, und wollten deswegen hernach von den Getränken der Europäer gar nichts mehr kosten. Doch soll unter den Vornehmen in Otaheite etwas dergleichen angetroffen werden. Sie haben eine Pflanze, die sie Ava Ava nennen; aus derselben preßen sie einen Saft, der eine berauschende Kraft haben soll. Die Standespersonen sollen sich untereinander beeifern, welcher von ihnen die meisten Züge davon thun kan. Doch verwahren sie dieses Getränke sehr sorgfältig vor dem Frauenzimmer.

Ihr Tischgeräthe ist sehr einfach, und nicht so beschaffen, daß sie viel Staat damit machen können. Gewöhnlich speisen sie einzeln. Wenn der Otaheite eßen will, so setzt er sich unter den Schatten des nächsten Baumes, oder an die schattigte Seite seines Haußes; hierauf wird der Boden vor ihm her mit einer großen Menge von Blättern, entweder von der Brodfrucht, oder dem Bananabaum bestreuet: die-

ses ist sein Tischtuch. Alsdenn stellt man einen Korb neben ihn, darinnen seine Mahlzeit angerichtet ist; wenn solche in Fischen oder Fleisch besteht, so ist solche in diesem Korbe schon ganz zubereitet, und sehr sauber in Blätter eingewickelt; nächst diesem bringt man ihm zwo Cocusnuß-Schalen, wovon die eine mit Salz- und die andere mit süßen Waßer angefüllt ist. Seine Bedienten, wenn er deren hat, setzen sich alsdenn rings um ihn herum, und wenn alles fertig ist, so macht er den Anfang damit, daß er sich den Mund und die Hände mit frischen Waßer ganz rein wäscht, dieses wiederholet er auch während der Mahlzeit noch oft. Alsdenn nimmt er einen Theil seiner Mahlzeit aus dem Korbe. Mit der Brodfrucht fängt er die Mahlzeit an, er schälet die Rinde ab, und macht den Kern mit seinen Nägeln heraus; denn beißt er einen Mundvoll davon ab, und wickelt während dem Kauen die Fische aus ihrer Einwickelung von Blättern, brockt einen davon in das Salzwaßer, und legt den andern, nebst dem, was von der Brodfrucht übrig ist, auf die vor ihm ausgebreitete Blätter hin. Alsdenn ißt er ein Stückgen nach dem andern von den in das Salzwaßer gebrockten Fischen, braucht aber bey jeden Griff alle fünf Finger, um vom Salzwaßer

so

so viel mit zu bekommen, als möglich ist; er trinkt auch zwischen jeden Bißen, oder doch wenigstens sehr oft einen Schluck von diesem Salzwaßer, entweder aus der Cocusschale, oder aus der hohlen Hand. Während dieser Zeit, als dieses geschieht, macht ihm einer von dem Bedienten eine junge Cocusnuß zurecht, und schälet die äußere Rinde mit seinen Zähnen ab. Beliebt dem Herrn zu trinken, so nimmt er die geschälte Nuß, und bohret mit seinen Fingern oder mit einem Stein ein Loch in dieselbe, und saugt den Saft aus. Wenn er mit den Fischen und der Brodfrucht fertig ist, so schälet er Plantanen, oder ißt an deren statt Aepfel. Diese letztere ißt er niemals ungeschält, sondern schabt mit einer Muschel die Rinde, wobey aber viel von der Frucht verlohren geht. Anstatt der Messer, um die Fische und das Fleisch damit zu zerlegen, braucht er ein Stück von einem Bamboo-Rohr, welches er der Queere nach mit seinen Nägeln spaltet, und zu seiner Absicht bequem macht. Zum Nachtisch stampft ihn einer von seinen Tedienten Brodfrucht, besprengt solche mit Waßer, und macht einen Teig daraus; diesen thut er in ein Gefäß, und durchknetet ihn mit Banana oder Mahie, begießt es allmählig mit Waßer, und preßt es oft gelinde durch die Hand. Hiedurch wird die

ses ist sein Tischtuch. Alsdenn stellt man einen Korb neben ihn, darinnen seine Mahlzeit angerichtet ist; wenn solche in Fischen oder Fleisch besteht, so ist solche in diesem Korbe schon ganz zubereitet, und sehr sauber in Blätter eingewickelt; nächst diesem bringt man ihm zwo Cocusnuß-Schalen, wovon die eine mit Salz- und die andere mit süßen Waßer angefüllt ist. Seine Bedienten, wenn er deren hat, setzen sich alsdenn rings um ihn herum, und wenn alles fertig ist, so macht er den Anfang damit, daß er sich den Mund und die Hände mit frischen Waßer ganz rein wäscht, dieses wiederholet er auch während der Mahlzeit noch oft. Alsdenn nimmt er einen Theil seiner Mahlzeit aus dem Korbe. Mit der Brodfrucht fängt er die Mahlzeit an, er schälet die Rinde ab, und macht den Kern mit seinen Nägeln heraus; denn beißt er einen Mundvoll davon ab, und wickelt während dem Kauen die Fische aus ihrer Einwickelung von Blättern, brockt einen davon in das Salzwaßer, und legt den andern, nebst dem, was von der Brodfrucht übrig ist, auf die vor ihm ausgebreitete Blätter hin. Alsdenn ißt er ein Stückgen nach dem andern von den in das Salzwaßer gebrockten Fischen, braucht aber bey jeden Griff alle fünf Finger, um vom Salzwaßer

so

so viel mit zu bekommen, als möglich ist; er trinkt auch zwischen jeden Bißen, oder doch wenigstens sehr oft einen Schluck von diesem Salzwaßer, entweder aus der Cocusschale, oder aus der hohlen Hand. Während dieser Zeit, als dieses geschieht, macht ihm einer von dem Bedienten eine junge Cocusnuß zurecht, und schälet die äußere Rinde mit seinen Zähnen ab. Beliebt dem Herrn zu trinken, so nimmt er die geschälte Nuß, und bohret mit seinen Fingern oder mit einem Stein ein Loch in dieselbe, und saugt den Saft aus. Wenn er mit den Fischen und der Brodfrucht fertig ist, so schälet er Plantanen, oder ißt an deren statt Aepfel. Diese letztere ißt er niemals ungeschält, sondern schabt mit einer Muschel die Rinde, wobey aber viel von der Frucht verlohren geht. Anstatt der Messer, um die Fische und das Fleisch damit zu zerlegen, braucht er ein Stück von einem Bamboo-Rohr, welches er der Queere nach mit seinen Nägeln spaltet, und zu seiner Absicht bequem macht. Zum Nachtisch stampft ihn einer von seinen Bedienten Brodfrucht, besprengt solche mit Waßer, und macht einen Teig daraus; diesen thut er in ein Gefäß, und durchknetet ihn mit Banana oder Mahie, begießt es allmählig mit Waßer, und preßt es oft gelinde durch die Hand. Hiedurch wird die

die dicke Masse consistent wie eine Gelee, man thut es in eine Nußschale, aus welcher es der Herr ausschlürft. Nun wäscht er sich die Hände und den Mund, und die Mahlzeit hat ein Ende.

Es ist unglaublich, was diese Leute für eine Menge Speise zu sich nehmen können. Zween ziemlich große Fische, drey Brodfrüchte, funfzehen Plantanen oder Bananas, und ein Quartmaaß geknetеter Brodfrucht ist für einen Otaheiten für eine Mahlzeit nicht zu viel. Es ist besonders bey diesen Leuten, daß, da sie sonsten so gesellig, und besonders gern in der Gesellschaft ihrer Weiber sind, sie sich dieses Vergnügen bey der Mahlzeit entziehen, und meistens ganz allein eßen. Da die Engländer nach der Ursache fragten, so konnten sie keine andere Ursache anführen, als weil es die Gewohnheit so mit sich bringe. Diese Mode war noch mit andern Grillen verknüpft, die den Europäern eben so wunderbar vorkamen. Es konnte z. B. niemals die eine oder andere von den Frauenspersonen bewogen werden, mit den Engländern in Gesellschaft zu speisen, gleichwohl giengen ihrer fünf oder sechs mit einander ohne Bedenken in die Zimmer der Bedienten, und aßen

daselbst

daselbst von allem, was sie fanden. Wenn ein Frauenzimmer allein in der Gesellschaft mehrerer Engländer war, so machte sie sich wohl kein Bedenken, mit ihnen zu eßen, allein sie äußerte beständig eine Bedenklichkeit, daß man es erfahren möchte. Diese Etiquette geht bey den Otaheiten so weit, daß sogar Brüder und Schwestern, jedes seinen eigenen Korb und sein eigenes Geschirr bey der Mahlzeit hat. Die Weiber dürfen weder in Gesellschaft der Männer, noch von denen Speisen eßen, die für diese zubereitet worden sind, sondern es werden eigene Knaben dazu gehalten, um ihnen die ihrigen besonders zurecht zu machen, diese bringen sie ihnen an einen besondern Ort hin, und warten ihnen bey der Mahlzeit auf. Nach der Mahlzeit pflegen die Otaheiten zu schlafen, besonders die von einem gewißen vornehmen Stande sind. Sie sind in der That äußerst träge, und eßen, trinken, schlafen, machen beynahe ihre ganze Beschäfftigung aus. Doch sind etwas ältere Leute nicht ganz so schläfrig, und Knaben und Mädgen der natürlichen Munterkeit ihrer Jugend wegen, auch nicht so zum Schlafe geneigt.

Music und Tanz ist bey allen Völkern der wichtigste Theil der öffentlichen Lustbarkeiten; und auch bey den Otaheiten finden wir, daß

sie ihre müßige Stunden damit zubringen. Von musicalischen Instrumenten haben sie weiter nichts als Flöten und Trommeln. Die Flöten sind aus einem hohlen Bamboorohr, das ohngefähr einen Fuß lang ist, verfertigt, und haben nur zwey Löcher, folglich können sie nicht mehr denn vier Töne geben, und diese wißen sie bis jetzo nur nach einer einzigen Melodie abzuspielen, auf diese Löcher legen sie den Vorderfinger der linken, und den Mittelfinger der rechten Hand. Ihre Trommel besteht aus einem hohlem cylinderförmigen Stück Holz, das unten am Ende dicht, und am obern Ende mit einer Seehundshaut überzogen ist. Auf diese schlagen sie nicht mit Schlägeln, sondern unmittelbar mit den Händen; sie wißen auch zwo Trommeln von verschiedenen Klang in einen Ton zu stimmen. Wenn mehrere Flötenspieler zusammen Music machen, und ihre Instrumente alle auf einen Ton gestimmt werden müßen; so nehmen sie zu diesem Ende ein Blatt, rollen es auf, und stecken es an das Ende der kürzesten Flöte, so daß es, wie die beweglichen Auszüge in unsern Seherohren, auf und abwärts geschoben werden kan; diese ziehen sie denn so lange heraus, oder stecken sie tiefer hinein, bis der verlangte Ton da ist, den sie durch das Gehör sehr genau zu beurtheilen wißen.

Zu

Zu diesen Instrumenten singen sie Lieder aus dem Stegreif, wie ehemals unsre Barden und Minensänger. Je zween Verse heißen sie ein Lied, in ihrer Sprache Pahay, diese sind gemeiniglich, jedoch nicht allezeit gereimt, und wenn sie die Eingebohrnen hersagten, so konnten Engländer ein gewißes Sylbenmaaß darinnen entdecken, so, daß bey aller Rauhigkeit der Natur, die Kunst dennoch einen, wiewohl schwachen, Antheil daran hat. Sie haben auch eine Art herumziehender Musicanten, die gegen die nöthigen Bedürfniße des Lebens den Hausvätern mit ihren Trommeln, Flöten und Liedern, die sie jedesmal auf die Umstände aus dem Stegreif verfertigen, ein Vergnügen machen.

Der Music setzen wir den Tanz an die Seite. Unter andern haben die Otaheiten einen Tanz, der in ihrer Sprache Timorodi genennt wird. Dieser wird von jungen Mädgen, so oft man ihrer acht bis zehen zusammen bringen kan, angestellt. Er besteht aus Geberden und Bewegungen, die außerordentlich muthwillig sind. Zu diesen werden sie bereits in der frühesten Kindheit angeführt, und während dem Tanz stoßen sie Reden aus, die den Hauptbegriff dieser Ceremonie noch deutlicher aus-

ausdrücken würden, wenn die Geberden auch nicht schon sprechend genug wären. Bey diesen Tänzen beobachten sie den Tact, mit einer Richtigkeit, darinnen die geschickteste Tänzerinnen auf europäischen Schauplätzen die dasigen schwerlich übertreffen werden. Allein, was dem Mädchen erlaubt ist, wird dem Weibe von dem Augenblicke an, da sie verheyrathet ist, für unerlaubt gehalten.

Auf einer von denen in der Nähe von Otaheita gelegenen Insel, wurde den Engländern zu Ehren ein Tanz angestellt, den wir nicht umhin können näher zu beschreiben. Der Figurante war ein Mann, welcher, ehe er den Tanz anfieng, auf seinem Kopf einen geflochtenen Korb setzte, welcher ohngefähr vier Fuß hoch war, und acht Zoll im Durchschnitt, und im Ganzen eine walzenförmige Gestalt hatte, der obere Rand dieses Korbs war mit aufrechtstehenden Federn, die sich vorwärts neigten, und ringsherum mit Seehundszähnen besetzt. Mit diesem Kopfputz, den sie einen Whow nennen, geziert, fieng er an zu tanzen; anfangs bewegte er sich ganz langsam, und drehte den Kopf dabey so herum, daß der obere Theil seiner hoben Korbmütze einen Kreis beschrieb. Bisweilen kam er dem Gesichte eines oder des

andern

andern Zuschauers so nahe, daß diese zurückprellten, und dieser Spaß zog allemal ein lautes Gelächter nach sich, besonders wenn er gegen einen Fremden gemacht wurde. Nicht lange darnach kam eine ganze Gesellschaft herumziehender Tänzer, und diese ließen zum Vergnügen der Engländer ihre Kunst sehen. Es waren zwey Tänzerinnen und sechs Männer mit drey Trommeln. Sie zogen zwar von einem Ort zum andern herum, aber sie waren von den angesehensten Personen der Insel; sie tanzten blos zum Vergnügen, ohne von den Zuschauern einiges Geschenk anzunehmen. Die Weiber hatten eine beträchtliche Menge geflochtenes Haar, welches sie Tamu nennen, um ihren Kopf gewickelt, zwischen diesen hatten sie an mehrern Orten Blumen eingesteckt, und dieses machte ihren Aufputz sehr niedlich. Den Hals, die Schultern und die Aerme trugen sie unbedeckt, desgleichen war auch die Brust bis unter die Achselgrube entblößt; weiter hinab trugen sie eine Kleidung von schwarzen Tuch, die genau am Leibe anlag; auf der Seite jeder Brust war ein kleiner Busch schwarzer Federn, so wie unsre Frauenzimmer ihre Bouquets tragen, angesteckt; auf den Hüfften ruht eine Menge Tuchs voller Falten, und reichte bis an die Brust hinauf; unter der Hüffte aber gieng

es wie ein langer Unterrock hinunter, so, daß die Füße ganz bedeckt waren, diese wusten sie auch so geschickt zu rühren, als unsre beste Tänzerinnen. In diesem Aufzug schritten sie mit abgemeßenen Schritten seitwärts, und beobachteten den Tact zu dem Schalle der Trommeln, welche munter und laut geschlagen wurden, ganz vortrefflich. Bald darauf fiengen sie an, die Hüffte zu schütteln, welches dem darauf liegenden gefaltenen Tuch eine sehr schnelle Bewegung mittheilte, die in gewißer Maaße den ganzen Tact hindurch währte, so verschieden auch die Stellung des Leibes auch immer seyn mochte. Dieses war allerdings künstlich genug, denn bald standen sie, bald saßen sie, bald legten sie sich auf die Knie und stützten sich auf die Ellbogen, und bey allen diesen Veränderungen bewegten sie zugleich die Finger mit einer fast unbeschreiblichen Geschwindigkeit. Außer diesen Kunststücken bestand ein großer Theil der Geschicklichkeit dieser Tänzerinnen und des Vergnügens ihrer Zuschauer in dem Muthwillen ihrer Geberden und Stellungen, die unbeschreiblich frech waren. Eines von diesen Frauenzimmern trug drey Perlen als ein Ohrgehänge. Zwischen den Tänzen der Frauenzimmer führten die Mannspersonen eine Art von theatralischen Vorstellungen auf, die so wohl aus Gesprächen

als

als Tänzen bestunden. So oft sie dergleichen Tänze haben, so stellen sie solche Zwischenspiele an. Es sind dieseses aber nicht Wiederholungen der vorhergegangenen Vorstellungen, sondern jederzeit neue Erfindung. Wir wollen, um unsern Lesern eine Idee davon zu machen, eines dieser Zwischenspiele beschreiben. In einem derselben theilten sich die Acteurs, welches lauter Mannspersonen waren, in zwo Partheyen ab, die sich durch die Farbe ihrer Kleider unterschieden, bey der einen waren solche weiß, bey der andern braun. Von der braun gekleideten Parthey stellte einer den Herrn, und die übrigen seine Bedienten, die weißgekleidete aber eine Diebsbande vor. Der Herr gab seinen Leuten einen Korb mit Fleisch in Verwahrung, und alsdenn gieng der Tanz an; die weiße Parthey wandte während desselben ihrer seits verschiedene Kunstgriffe an, diesen Korb zu stehlen, und die braune Parthey suchte im Tanzen alle Mittel anzuwenden, daß der Kunstgriff nicht gelingen sollte. Nach einiger Zeit setzten sich diejenigen, die den Korb in Verwahrung hatten, rings um denselben auf den Boden nieder, lehnten sich auf den Korb, und schienen zu schlafen; die andern machten sich diese Gelegenheit zu nutz, schlichen sich leise hin,

hoben den Korb auf, und trugen ihre Beute davon. Bald darauf erwachten die Schläfer, vermißten ihren Korb, fiengen aber, ohne sich weiter um den Verlust zu bekümmern, sogleich wieder zu tanzen an. Die Handlung dieses theatralischen Tanzes war sehr einfach, man sieht aber doch, wie die sich selbst gelaßene Natur auch in dieser Art von Lustbarkeiten die erste Regel der Kunst aus sich selbsten holt. Man sieht hieraus die Art, wie sich auch bey allen gesitteten Völkern, die Natur selbst aus dem Groben herausgearbeitet hat.

Zu denjenigen Lustbarkeiten, mit welchen zugleich eine ernsthafte Absicht verbunden ist, gehört billig das Wettringen, wobey außer dem Zeitvertreib auch Stärke und Geschicklichkeit des Cörpers erhalten wird. Eines von der feyerlichen Art wurde auf Otaheite in Gegenwart der Engländer gehalten, die uns folgende Beschreibung davon machen. Auf dem Platz, wo das Wettringen gehalten werden sollte, fand sich das Oberhaupt desjenigen Theils der Insel, wo die Engländer damals waren, mit seinen vornehmsten Hofleuten vorher ein, und setzten sich oberhalb desselben in einen halben Kreis. Dieses waren die Richter, deren Beyfall die Sieger krönen sollte. Nun traten zehen

bis

bis zwölf Personen auf dem Kampfplatz. Sie giengen am ganzen Leibe nackend, ausgenommen, daß sie um den Unterleib ein Stück Tuch gewickelt hatten. Die vorläufigen Ceremonien des Kampfes bestanden darinnen, daß die Ringer ganz langsam und gebückt rund in diesem Bezirk herumgiengen, und dabey die linke Hand auf ihre rechte Brust legten, mit der flachen rechten Hand aber oft auf das Vordertheil des linken Arms klatschten. Dieses war eine allgemeine Aufforderung an die Kämpfer, mit welchen sie sich einlaßen wollten, oder an irgend jemand, der von den andern Anwesenden Lust haben möchte, einen Gang zu wagen. Es währte nicht lange, so folgten dem ersten noch andere auf die nemliche Art nach; und alsdenn forderte ein jeder von ihnen seinen Gegner insbesondere dadurch heraus, daß er die Spitzen der Finger an beiden Händen aneinander und auf die Brust hielt, und zu gleicher Zeit die Ellbogen schnell auf und abwärts bewegte. Wenn derjenige, an welchen die Ausforderung gerichtet wurde, solche annahm; so wiederholte er diese Zeichen, machte sich sogleich auf den Kampf gefaßt, und die nächste Minute darauf geriethen sie aneinander. Allein, den ersten Griff ausgenommen, wodurch einer den andern beyzukommen

suchte, kam es bey ihrem Kampf blos auf die Stärke an; denn jeder bestrebte sich zuerst seinen Gegner an den Schenkel, und wenn ihm dieses mislung, an der Hand, an den Haaren, am Tuche, oder wo er sonsten beykommen konnte, zu faßen; wenn dieses geschehen war, rungen sie ohne die geringste Kunst oder Geschicklichkeit so lange mit einander, bis der eine von ihnen den andern auf eine vortheilhafte Art anpacken, oder ihn, weil er mehrere Stärke besaß, auf den Rücken niederwerfen konnte. Wenn der Kampf vorbey war, so theilten die Vorsteher, als Richter, dem Sieger ihren Beyfall in wenig Worten mit. Diesen sungen sie in einer Art von Melodie ab, und wiederholten ihn als ein Chor etliche mal; das Volk rufte dem Sieger durch ein dreymaliges Freudengeschrey seinen Beyfall zu. Hierauf hielten sie etliche Minuten lang inne, und alsdenn kam ein anderes Paar Kämpfer zum Vorschein, welche sogleich, wie die vorhergehenden, mit einander anfiengen zu kämpfen. Geschahe es nun, daß keiner von dem andern niedergeworfen wurde, so schieden sie, nachdem der Kampf ohngefähr eine Minute lang gewähret hatte, entweder von selbst, oder durch Vermittelung ihrer Freunde voneinander; und in diesem Fall klatschte ein jeder von ihnen auf seinen Arm,

um eben denselben Gegner, oder einen andern aufs neue zum Kampf auszufordern. Während nun, daß die Kämpfer miteinander rungen, tanzte eine andere Parthey von Mannspersonen einen Tanz miteinander, der jedesmal auch ohngefähr eine Minute dauerte; aber keine von diesen Partheyen gab auf die andere Achtung, sondern sie wendete ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigene Beschäfftigung. Wenn einer den Sieg davon getragen hatte, so lachte er den andern nicht aus, und an dem Besiegten merkte man auch kein Zeichen des Verdrußes. Beide Theile behielten während den Kampf und nachher ihr munteres und freundschaftliches Wesen bey, ob gleich die Sache unter der Augen der Zuschauer vorgieng. Ein solcher Kampf dauert zuweilen etliche Stunden, bis sich alle Kämpfer miteinander gemeßen haben. Wir finden auch in diesem Stück zwischen diesen Insulanern, und einigen Völkern der Alten, wie sie anfiengen, sich aus dem Stand der Wildheit herauszuarbeiten, einige Aehnlichkeit.

Die Otaheiten haben noch eine andere Art von Zeitvertreib, der uns nach unsrer Art sehr gefährlich vorkommt. Es bestehet diese in einer für uns sehr gefährlichen Art von Schwimmen. Es sind einige Orte an der

Küste, wo der Zugang der Insel nicht, als wie an andern Orten, durch eine Reihe von Felsenklippen versperrt ist, und wo folglich die Wellen sehr hoch an die Küste schlagen, und sich brechen. Die Brandung ist daselbst so fürchterlich, daß kein europäisches Boot darinnen würde aushalten können, viel weniger, daß der beste europäische Schimmer sich darein wagen würde. Aber der Otaheite findet hier, wo andere schreckliche Gefahr suchen, einen Schauplatz des Vergnügens. Zwischen den Klippen schwimmen sie zum Zeitvertreib hin und her. Wenn sich eine Welle nahe bey ihnen bricht, so tauchen sie sich unter, und kommen mit einer ungemeinen Leichtigkeit auf der andern Seite wieder zum Vorschein. Sie treiben zuweilen einen Kahn weit vor sich her in die See, springen alsdenn hinein, und treiben ihn wieder gegen die Küste. Und dieses Spiel treiben sie verschiedenemal hintereinander.

Nun wenden wir uns zu den ernsthaften Beschäftigungen der Otaheiten. Da sie mit den übrigen Bewohnern der Welt in keiner Verbindung stehen, so fehlen ihnen auch diejenigen Triebfedern, wodurch Industrie und Thätigkeit bey einem Volk in Bewegung gesetzt wird. Mit sich allein zufrieden, schränkt sich

ihre

ihre Beschäfftigkeit blos in solche Dinge ein, wodurch ein jeder seine eigne Bedürfniße befriedigt, oder was zu seines Leibes Nahrung u. Nothdurft gehört, sich anschaft. Obgleich die Otaheiten sich weit mehr als andere wilde Völker dem cultivirten Zustand nähern, so kommen sie doch darinnen mit ihnen überein, daß die Fische ihr liebstes Nahrungsmittel, und Fischen ihre angenehmste Beschäfftigung ist. Man hat sonsten diejenigen Völkerschaften, welche von Fischen lebten, und die die Alten Ichthyophagen nennten, insgemein für die wildesten und grausamsten gehalten; allein bey den Otaheiten trifft der sonst als allgemein angenommene Satz nicht zu. Sie sind wirklich geselliger, als manche Völker, die schon einen Anfang im Ackerbau gemacht haben. Allein, man muß auch dieses dabey bemerken, daß der Fischfang nicht die einzige Beschäfftigung der Otaheiten ist; sondern, daß sie noch andere Arten, die schon der Geselligkeit angemessener sind, kennen. Wir wollen von jedem insonderheit reden.

Was also erstlich ihre Fischerey anbelangt, so treiben sie solche theils mit Netzen, theils mit Angelhacken. Ihre Netze bereiten sie aus Schnüren, die sie aus Baumrinden verfertigen, und die so dick sind, als unser dünner

Bindfaden. Aus diesen knüpfen sie Fischernetze. Ausserdem bereiten sie aus den Fibern der Cocusnuß eine Art von Garn, dessen sie sich zu eben diesem Behuf bedienen. Aus einer nesselartigen Staude, die auf ihren Gebirgen wächst, verfertigen sie die besten Angelschnuren von der Welt. Sie ziehen damit die stärksten Fische aus dem Waßer, und laufen nicht Gefahr, daß die Schnur reißen werde, so sehr auch die muntersten Fische sich loszureißen arbeiten. Aus einem groben breiten Gras, dessen Blätter den Schwerdt-Lilien ähnlich sind, wissen sie Zugnetze zu verfertigen. Diese Netze machen sie zuweilen 240 Fuß lang, und fischen damit in seichten und stillen Waßer; vermöge seiner eignen Schwere stürzt dieses Netz so nahe über den Boden hin, daß ihnen fast kein einziger Fisch entwischen kan. Zu einer andern Art von Fischerey brauchen sie Harpunen; sie verfertigen solche aus Rohr, und spitzen sie mit hartem Holze zu; so unzureichend dieses Werkzeug auch scheinen möchte, so ist es doch unter ihren Händen eben so brauchbar und zuverläßig Fische zu fangen, als die mit Eisen gespitzte immer seyn können.

Ihre Angelhacken sind von zweyerley Art, und jede derselben ist für die Absicht ihrer Bestimmung

stimmung sowohl der Einrichtung und Form, als auch den Materialien nach, gut ausgesonnen. Die eine Art, die sie Witti Witti nennen, wird zum Nachfischziehen gebraucht. Der Stiel ist aus der glänzensten Perlmutter gemacht, die man finden kan. Die inwendig Seite, welche die helleste ist, wird hinten angebracht. An diese Angelhaaken wird ein Busch weißer Hundshaare und Schweinsborsten so befestiat, daß er dem Schwanze eines Fisches einigermasen ähnlich ist, folglich ist an dem Angelhaaken die Lockspeise zugleich mit befestigt. Die Angelruthe bestehet aus einem Stecken von Bamboo, und die Schnur ist aus der Pflanze Frewa gemacht. Wenn der Fischer auf seinen Fang ausfährt, so sieht er sich, um die fischreichen Stellen zu entdecken, nur nach den Vögeln um: wo diese in Schwärmen über dem Waßer flattern, daselbst ist er gewiß, eine Menge von gewißen Fischen zu finden, um welche die Vögel beständig herumschwärmen. Er fähret also mit seinem Kahn dahin, und kehrt niemals, ohne einen reichen Fang gethan zu haben, zurück. Die andere Art von Angelhacken wird gleichfalls aus Perlenmutter, oder einer andern harten Muschel verfertigt. Sie können Widerhacken, wie an unsern Angeln sind, daran machen; sie schnitzen nemlich die Spitze so,

Bindfaden. Aus diesen knüpfen sie Fischernetze. Ausserdem bereiten sie aus den Fibern der Cocusnuß eine Art von Garn, dessen sie sich zu eben diesem Behuf bedienen. Aus einer nesselartigen Staude, die auf ihren Gebirgen wächst, verfertigen sie die besten Angelschnuren von der Welt. Sie ziehen damit die stärksten Fische aus dem Waßer, und laufen nicht Gefahr, daß die Schnur reißen werde, so sehr auch die muntersten Fische sich loszureißen arbeiten. Aus einem groben breiten Gras, dessen Blätter den Schwerdt-Lilien ähnlich sind, wissen sie Zugnetze zu verfertigen. Diese Netze machen sie zuweilen 240 Fuß lang, und fischen damit in seichten und stillen Waßer; vermöge seiner eignen Schwere stürzt dieses Netz so nahe über den Boden hin, daß ihnen fast kein einziger Fisch entwischen kan. Zu einer andern Art von Fischerey brauchen sie Harpunen; sie verfertigen solche aus Rohr, und spitzen sie mit hartem Holze zu; so unzureichend dieses Werkzeug auch scheinen möchte, so ist es doch unter ihren Händen eben so brauchbar und zuverläßig Fische zu fangen, als die mit Eisen gespitzte immer seyn können.

Ihre Angelhacken sind von zweyerley Art, und jede derselben ist für die Absicht ihrer Bestimmung

stimmung sowohl der Einrichtung und Form, als auch den Materialien nach, gut ausgesonnen. Die eine Art, die sie Witti Witti nennen, wird zum Nachfischziehen gebraucht. Der Stiel ist aus der glänzensten Perlmutter gemacht, die man finden kan. Die inwendig Seite, welche die helleste ist, wird hinten angebracht. An diese Angelhaaken wird ein Busch weißer Hundshaare und Schweinsborsten so befestiat, daß er dem Schwanze eines Fisches einigermasen ähnlich ist, folglich ist an dem Angelhaaken die Lockspeise zugleich mit befestigt. Die Angelruthe bestehet aus einem Stecken von Bamboo, und die Schnur ist aus der Pflanze Frewa gemacht. Wenn der Fischer auf seinen Fang ausfährt, so sieht er sich, um die fischreichen Stellen zu entdecken, nur nach den Vögeln um: wo diese in Schwärmen über dem Waßer flattern, daselbst ist er gewiß, eine Menge von gewißen Fischen zu finden, um welche die Vögel beständig herumschwärmen. Er fähret also mit seinem Kahn dahin, und kehrt niemals, ohne einen reichen Fang gethan zu haben, zurück. Die andere Art von Angelhacken wird gleichfalls aus Perlenmutter, oder einer andern harten Muschel verfertigt. Sie können Widerhacken, wie an unsern Angeln sind, daran machen; sie schnitzen nemlich die Spitze so,

daß sie sich einwärts krümmt. Sie machen sie von allerhand Größen und Gattungen. Jeder Fischer verfertigt seine Werkzeuge selbst. Die Muschelschaale wird zuerst vermittelst der scharfen Seite von einer Schaale in viereckigte Stücke zerschnitten und mit einem Corallenstein, der rauh genug ist, die Stelle einer Feile zu vertreten, so weit ausgefeilt, bis die Aussenlinie des Angelhackens da ist. Alsdenn bohren sie mit einem Stein in die Mitte ein Loch, und stecken das hohle Ende eines Stückes Bamboo hindurch, und quirklen es zwischen den Händen herum. Wenn das Loch weit genug ist, so nehmen sie Corallen und feilen damit so lange daran, bis der Angelhacken ausgefeilt ist. Sie brauchen hiezu nicht viel Mühe und Zeit, und in einer halben Stunde ist alles fertig, daß sie sogleich auf den Fischfang ausfahren können.

Nun wollen wir noch von den übrigen Arbeiten der Otaheiten reden. Von der Verfertigung ihrer Boote haben wir bereits gehandelt. Sie brauchen hiezu ein steinernes Beil, einen beinernen Meisel, Raspel aus Corallen, und statt einer Feile oder eines Glätteisens die rauhe Haut eines Seefisches oder Corallensand. Nicht weniger haben wir auch die Art, wie sie

ihre

ihre Kleider verfertigen, kennen gelernt. Hiebey ist nur noch die Art ihrer Färberey übrig. Wir haben zwar schon eines und das andere davon angeführt; aber wir wollen sie doch näher beschreiben. Den Saft derjenigen Feigen, woraus sie ihre Farbe bereiten, sammlen die Weiber in einem Gefäße auf, worinnen ein wenig von dem Waßer der Cocusnuß ist; es gehören aber viele Feigen dazu, ehe mit dem Saft derselben, das Waßer der Cocusnuß gehörig gesättigt ist. Wenn sie einen gehörigen Vorrath davon beysammen haben, so werden die Blätter von einer Pflanze, Etou, in derselben gelegt, und wohl durchgefeuchtet, alsdenn auf ein Plantanenblatt gelegt, und auf diesem so lange hin und hergewendet, bis sie ganz geschmeidig werden. Hierauf fängt man an, sie sanft auszudrücken, und nach und nach drückt man sie immer mehr aus, doch so behutsam, daß man sie nicht zerreiße. So wie sie geschmeidiger und lockerer werden, feuchtet man sie immer mehr mit dem Safte an, in ohngefähr fünf Minuten kommt die Farbe zuerst auf den Adern der Blätter zum Vorschein, und in Zeit von zehen Minuten sind sie ganz damit angefüllt. Hierauf preßt man sie mit aller Gewalt aus, und seigt den Saft während dem Auspreßen zugleich durch. Zu diesem Durchsei-

gen bereiten die Knaben ein gewißes grasartiges Gewächs, welches sie Muh nennen, indem sie solches zwischen ihren Zähnen, oder zwischen kleinen Stecken durchziehen, bis die grüne Rinde, und die darunter liegende kleyartige Substanz abgestreift ist, und nichts als das bloße Gewebe der zarten Fibern noch übrig ist. In dieses werden die Blätter der Etou gewickelt, so daß der Saft während dem Auspreßen durch diese Hülle hindurch treufeln, und also durchseigen muß. Hierauf füllt man die ausgepreßten Blätter von neuen mit dem Feigensaft und Cocusnußwaßer an, und drückt sie wieder aus, bis alle färbende Kraft aus den Blättern heraus ist, und der durchlaufende Saft nicht mehr roth wird. Die zarten Fibern von Muh, welche von der Farbe tief durchdrungen ist, hebt man als eine Bürste auf, und trägt damit die Farbe auf das Tuch. Der ausgedrückte Saft wird in Bechern aus Plantanenblättern aufgehoben.

Am dünnen Tuch wird nicht mehr als der Saum gefärbt, das dicke Tuch hingegen wird auf der ganzen Oberfläche gefärbt, doch kan man es eigentlich nicht färben nennen, weil mehr der Saft als eine Farbe aufgetragen wird. Man überstreicht nemlich nur die eine

Seite

Seite des Tuchs damit, und braucht die Fibern des Muh nur zum Aufdrücken der Farbe. Allein die beste von ihren Farben ist nicht dauerhaft, sondern von vergänglicher Schönheit. Bey denen Weibern, die sich mit Zubereitung und Auftragen der Farben beschäfftigen, laßen diese etwas Farbe auf ihren Nägeln und Fingern sitzen, und es werden solche rothgefärbte Finger für eine besondere Schönheit gehalten. Die gelbe Farbe wird aus der Wurzel der morinda citrifolia gezogen. Man schabt solche klein, und weicht sie in Waßer ein, und wenn sie eine Zeitlang im Waßer gelegen hat, so seigt man es durch, und taugt das Tuch hinein.

Eine andere beträchtliche Beschäfftigung, womit sich die Otaheiten stark abgeben, ist die Verfertigung der Matten. Einige derselben sind feiner und beßer, als wir sie in Europa haben. Die gröbere Gattung dient ihnen zum Lager, die feinern tragen sie als Kleider in naßen Wetter. Auf die feinen verwenden sie sehr viele Mühe, und besonders auf diejenige, die aus der Rinde des hibiscus tiliaceus gemacht werden. Eine andere Gattung von Matten nennen sie Banne; diese sind weiß, glänzend und schimmernd, und werden aus den

Blättern

Blättern des Wharrou, einer Art des Pandanus, gemacht. Sie haben noch eine andere Art von Matten, die sie Mua nennen, welche sie aus vielerley Arten von Binsen und Gräsern bereiten; diese flechten sie mit unglaublicher Geschwindigkeit in einander. Auch wißen sie allerhand Körbe und Flechtwerk zu machen. Ihre Körbe sind nach tausenderley Mustern gemacht, und viele derselben ungemein zierlich. Männer und Frauen wißen mit dieser Arbeit umzugehen, sie machen große und kleine Körbe, aus Cocusnußblättern. Unter andern laßen sich die Frauensperſonen des Morgens solche Blätter holen, und machen sich kleine Schirme daraus, womit sie, wenn sie in der Sonne gehen, ihre Gesichter beschatten. Sie sind eben so groß nicht, bedecken auch nicht den ganzen Kopf, sondern sind gleichsam nur eine Art von Binde, welche rings um den Kopf herum geht, und vorne ein kleines Schirmgen haben, welches über die Stirne herausragt.

Aus diesem, was wir bisher von den Otaheiten gesagt haben, erhellet zur Genüge, daß sie in der Cultur bereits einen ansehnlichen Schritt gethan haben, und nicht mehr im eigentlichen Stand der Wildheit leben. Sie haben auch

von

von denen Geräthschaften, die sie von den Europäern bekommen haben, einen guten Gebrauch machen gelernt. Sobald sie einige eiserne Töpfe bekamen, so lernten sie das Kochen, wovon sie vorher gar keinen Begriff hatten, und solches mit Erstaunen ansahen. Den Gebrauch des Eisenwerks lernten sie auch bald schätzen, und sogar ihre Frauenzimmer erkauften solches um persönliche Gunstbezeugungen. Wir werden aber noch mehr davon überzeugt werden, wenn wir die ersten Keime von einigen Wißenschaften, die für den V[illegible]stand gehören, bey ihnen antreffen. Durch vieljährige Beobachtungen haben sie erstlich die Eintheilung der Zeit gelernt. Ihr Hauptmaasstab ist der Monath. Zu jeden derselben rechnen sie neun und zwanzig Tage, haben auch für einen jeden seinen besondern Namen. Jeder Tag ist in zwölf Theile abgetheilt, wovon sechse für den Tag, und eben so viel für die Nacht gehören. So lange die Sonne noch über dem Gesichtskreis ist, wißen sie aus der Höhe derselben diese Abtheilungen des Tages ziemlich genau zu treffen; allein wenige unter ihnen wißen solche nach dem Untergang der Sonne aus dem Fortrücken der Sterne anzuzeigen; doch sind einige unter ihnen, welche sich auch darein finden können. Dreyzehen Monde nehmen sie zusam-

men,

men, und fangen alsdenn wieder von vorne an zu zählen; auf welche Art aber sie ihre Monathe berechnen, daß dreyzehen derselben genau ein Sonnenjahr ausmachen, davon haben die Engländer keine genaue Nachricht bekommen können.

Nächst diesem treffen wir auch eine Art von Rechnen bey ihnen an. Daß dieses in der Cultur des Verstandes schon einen gewißen Schritt voraussetze, ist daraus offenbar, daß selbsten Zahlen, als Zeichen abstrakter Begriffe, schon eine gewiße Uebung des Verstandes erfordern. Daher finden wir, daß, je tiefer Völker noch in dem Stand der Wildheit liegen, desto weniger Begriffe sie sich von großen Zahlen machen können. Die Otaheiten stehen hier zwischen Cultur und Wildheit in der Mitte. Beym Zählen gehen sie von eins bis zehen nach der Zahl ihrer Finger, haben aber doch für jede von diesen Zahlen einen besondern Namen. Sie zählen an den Fingern, und faßen gemeiniglich einem nach dem andern, bis sie auf die Zahl kommen, die sie ausdrücken wollen. Wenn sie weiter als zehen zählen, so wiederholen sie den Namen dieser Zahl, und setzen das Wort mehr hinzu, z. E. zehen und eins mehr, zehen und zwey, drey, sechs ꝛc. mehr.

Wenn

Wenn sie auf zehen und zehen mehr, oder zwanzig kommen, so haben sie ein besonderes Wort, womit sie diese Zahl anzeigen, mit dieser Zahl zählen sie weiter bis sie es in fortschreitender Zahl zehenmal gebraucht, und folglich zweyhundert gezählt haben. Für diese Zahl haben sie wieder eine neue Benennung. Zu Bezeichnung einer noch größern Zahl scheinen sie in ihrer Sprache keinen Ausdruck zu haben, scheinen auch keinen nöthig zu haben; denn zehen von ihren Benennungen, welche zweyhundert anzeigen, bedeuten, zweytausend, welches eine grössere Zahl ist, als sie jemals brauchen können.

Die Sprache der Otaheiten ist weicher und melodischer als die Sprache vieler andern Völker; sie ist voller selbstlautender Buchstaben, und kan daher von andern leicht nachgesprochen werden; sie selbst aber können die Sprachen anderer entweder gar nicht, oder doch wenigsten mit der grösten Schwierigkeit nachsprechen. So konnten sie die Worte King George, nicht anders, als durch Kihiargo nachsprechen. Diese Schwierigkeit entstehet unfehlbar nicht nur aus der Menge der Mitlauter, sondern auch von dem besondern Bau ihrer Sprachwerkzeuge her. In der kurzen Zeit, als die

Englän-

Engländer auf dieser Insel waren, konnten sie nicht beurtheilen, ob diese Sprache wortreich oder nicht war; so viel aber konnten sie doch finden, daß sie sehr unvollkommen seyn muste; denn sie wißen nichts von Inflexionen, von Veränderungen der Nenn- und Zeitwörter, u. dergl. Daher man sich, wenn man nur Worte in der otaheitischen Sprache weiß, ihnen leicht verständlich ausdrucken kan, und sie auch leicht verstehen kan, zumal da sie in ihren Gesprächen ihre Worte mit Geberden begleiten, wodurch auch ein Ausländer ihre Meinung leicht verstehen kan.

Leute, deren Kost so einfach, und Lebensart so einförmig ist, die besonders von starken und berauschenden Getränken keinen allgemeinen Gebrauch machen, werden auch nicht viel von Krankheiten wißen. Und in diesem Fall befinden sich die Otaheiten. Doch haben die Engländer, da sie im Jahr 1769 auf dieser Insel waren, eine fürchterliche Krankheit unter ihnen angetroffen. Es wurden nemlich die Eingebohrnen zuweilen mit krätzigen und schuppigen Ausschlägen, die einem förmlichen Aussatze nahe kamen, behafftet. Diejenigen, bey welchen diese Krankheit überhand genommen hatte, lebten von aller Gesellschaft ausgeschlossen,

sen, in kleinen Häusgen, die an einsamen Orten erbauet waren, daselbst wurden sie mit Lebensmitteln versorgt. Ob sie aber allda Hofnung zur Genesung hatten, oder ob sie den Ueberrest allda in Einsamkeit und Verzweiflung zubringen musten, können wir nicht sagen. Da die Engländer im Jahr 1769 das zweytemal auf dieser Insel waren, hatte die Lustseuche daselbst fürchterliche Verwüstungen angerichtet, ob sie schon bey ihrer ersten Landung noch keine Spur davon entdeckt hatten. Die Otaheiten benennen diese Krankheit mit einem allgemeinen Namen, welcher so viel als Fäulnis bedeutet, und machen die fürchterlichste Beschreibung davon; sie sagen, daß denen Unglücklichen, die mit dieser Krankheit befallen würden, die Haare und Nägel ausfallen, und das Fleisch von den Gebeinen abfaule; daß diese Krankheit einen allgemeinen Schrecken unter ihnen erregt habe, daß die Kranken von ihren nächsten Blutsverwandten verlaßen würden, aus Furcht, die Krankheit möchte sich durch das Anstecken weiter verbreiten. Dennoch vermuthen die Engländer, daß diese Insulaner vielleicht ein Heilungsmittel möchten gefunden haben, weil sie niemanden angetroffen haben, bey dem sie sehr überhand genommen habe; sie

schließen daraus, daß entweder die Krankheit von selbst müße geheilet seyn, oder ihnen die Heilkräfte gewißer Kräuter Dienste geleistet haben. Dem sey nun wie ihm wolle, so haben diese Leute, die bisher von dieser Krankheit befreyet, an einem abgelegenen Ort der Welt ohne sonderliche Cultur gelebt haben, diese Krankheit von den cultivirten Europäern zum Geschenk bekommen. Die Engländer schreiben den Franzosen diese Freygebigkeit zu.

Da die Otaheiten im Ganzen genommen, von Krankheiten befreyet sind, so hat auch die Arzneykunst keine große Schritte unter ihnen machen können. Die ganze Besorgung der Kranken fällt hier, wie an mehrern Orten, die von der Ueppigkeit nicht mehr, als diese Leute angesteckt, noch durch die Einsichten seiner Bewohner erleuchtet sind, dem Priester anheim. Die Heilungsart, deren sich diese bedienen, besteht vornemlich in Gebeten und Ceremonien. Wenn der Priester seinen Kranken besucht, so wiederholt er gewiße Sprüche, welches ausdrücklich zu diesem Behuf abgefaßte Formeln zu seyn scheinen. Hiernächst macht er aus den Blättern des Cocusnußbaums ein sehr artiges Geflechte von verschiedenen Gestalten, indet einige derselben an die Finger, andere

dere an die Zehen des Kranken, und läßt, wenn er weggehet, noch einige Zweige von der Thespecia populnea, die sie Emidho nennen, bey ihm zurück. Diese Ceremonien werden so lange wiederholt, bis der Patient entweder genesel, oder stirbt. Genesel er, so schreiben sie es ihren Arzneymitteln zu; stirbt er aber, so sagen sie, die Krankheit sey unheilbar gewesen. C'est tout, comme chez nous, möchte man vielleicht sagen.

In der Wundarzneykunst müßen sie es weiter als in der Arzneywißenschaft gebracht haben; denn man trifft Leute unter ihnen an, deren fürchterliche Narben einen deutlichen Beweiß davon geben. Jedoch läst sich auch manches dagegen einwenden. Wenn man die bey Verrenkungen und Beinbrüchen erforderliche Wiedereinrichtung der Glieder ausnimmt, so kan der geschickteste Wundarzt nur sehr wenig zur Heilung des Kranken beytragen; das Blut selbst ist der beste Wundbalsam, und wenn die Säfte des Cörpers gut sind, und der Kranke mäsig ist, so braucht die Natur zu Heilung der gefährlichsten Wunden weiter keine Beyhülfe, als daß der Schaden rein gehalten werde. Dennoch ist es nicht unnützlich, der Natur zuweilen zu Hülfe zu kommen. Wir wollen nur eine

einzige Probe anführen, woraus man allenfalls die Art, wie die Otaheiten ihre Wunden curiren, abnehmen kan. Es hatte sich ein englischer Matrose, da er auf dem Lande war, einen großen Splitter in den Fuß getretten, und weil der Schiffsarzt nicht zugegen war, so wollte ihm einer seiner Cameraden den Splitter durch Hülfe eines Federmeßers herausnehmen; nachdem er aber den armen Kerl eine lange Zeit gequält, und ihm viele Schmerzen verursacht, aber dennoch nichts ausgerichtet hatte, so stund er endlich davon ab. Ein Indianer sahe es, und rufte einen seiner Landsleute, dieser besahe den Fuß des Matrosen, lief an den den Strand und holte eine Muschelschaale, brach solche mit seinen Zähnen spitzig ab, und öffnete in weniger als einer Minute den Fleck, wo der Splitter steckte, und zog solchen heraus. Während dieser Operation gieng ein anderer Indianer in den Wald, und brachte eine Art von Gummi, strich solchen auf ein kleines Stück Zeug, und legte solches auf die Wunde, welche in zweyen Tagen vollkommen damit geheilt war. Ob nun schon bey den Otaheiten die Hauptcuren in den Händen der Priester sind, so treiben diese dennoch nicht so viel abergläubisches Zeug, als andere Wilden; ein neuer

Beweiß,

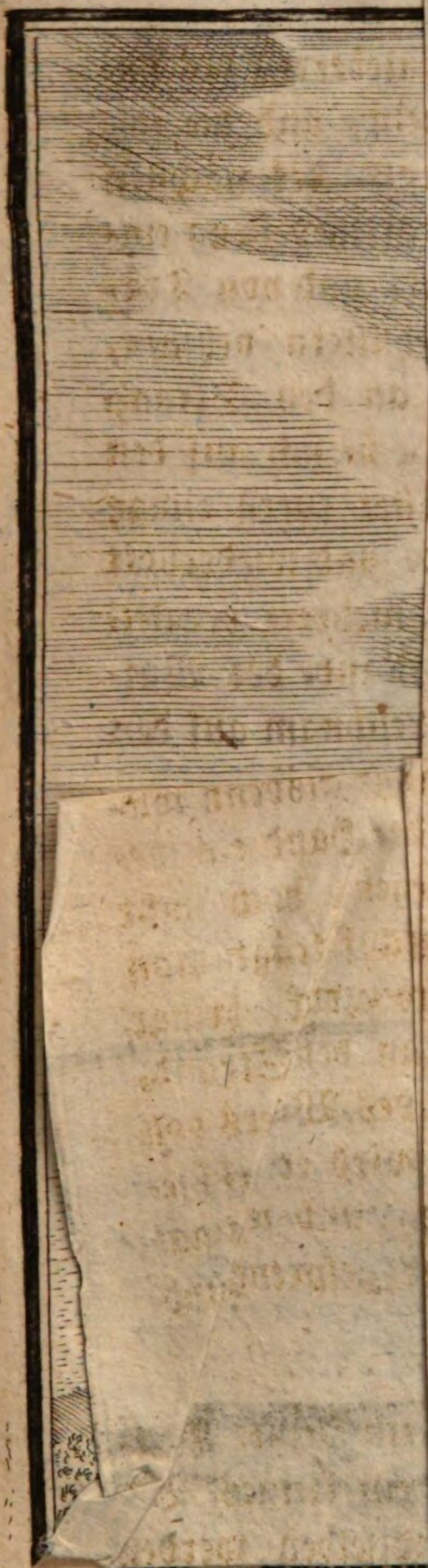
Beweiß, daß sich die Otaheiten immer weiter von dem Stand der Wildheit entfernen, es müste denn die Art ihrer Aderläße, wie sie Bougainville beschreibt, das Gegentheil hievon beweisen. Nach seiner Erzählung kommt der Chirurgus, wenn er einen Patienten zur Ader laßen will, mit einem etwas scharf geschnittenen Prügel, haut ihn sanft über den Kopf, und wenn das Blut genug geronnen hat, verbindet er die Wunde, und wäscht sie Tages darauf mit frischen Waßer aus, und der Kranke wird gemeiniglich davon gesund.

Nun ist noch übrig, daß wir von denenjenigen Gebräuchen reden, die bey den Otaheiten bey Todesfällen und Leichenbegängnißen üblich sind. Sobald man weiß, daß ein Eingebohner von Otaheite todt ist; so versammeln sich deßen Anverwandte in seinem Hauße, und betrauren deßen Verlust, theils durch lautes Wehklagen, theils durch stille, aber ächtere Zeichen des Schmerzens. Die, welche ihm am nächsten verwandt, und über sein Absterben wirklich gerührt sind, schweigen; die andern aber stoßen den einen Augenblick ein übereinstimmendes, jämmerliches Geschrey aus, und lachen und schwätzen den andern Augenblick hernach, als ob sie der Verlust nichts angienge.

Auf diese Art bringen sie den Ueberrest des Tages, an dem sie sich versammeln, und die folgende Nacht zu. Am Morgen des nächsten Tages wird der Leichnam in dortigen Zeug eingehüllt, auf eine Baare gelegt, und von Trägern, die solche auf die Schultern nehmen, in Begleitung des Priesters an den Strand des Meeres herabgetragen; ehe sie sich auf den Weg machen, sagt der Priester zuerst einige Gebete über den Leichnam her, und wiederholt während der Leichenprocession mehrere dergleichen Sprüche. Wenn sie am Rande des Wassers anlangen, legt man den Leichnam auf den Strand nieder; der Priester fängt alsdenn wieder an zu beten, schöpft mit der Hand ein wenig Waßer, und spritzt es gegen, doch nicht auf den Leichnam hin. Hierauf trägt man denselben 120 bis 150 Schritte zurück, bringt ihn aber hernach bald wieder an den Strand, wo das Beten und Sprengen des Waßers von neuen angeht. Auf solche Art wird er verschiedenemal hin und her getragen, und jedesmal wird gegen den Cörper Waßer gesprengt und gebetet.

Während dieser Zeit wird ein kleiner Platz umzäunet, und in demselben ein kleines Begräbnißhaus erbauet. In demselben werden

vier



vier

vier Pfosten in die Erde geschlagen, um die Baare darauf zu setzen, und hier bleibt der Leichnam stehen, bis er verfaulet ist. Diese Verwesungshäußer, welche Tupapow genennt werden, sind nach dem Rang der verstorbenen Personen bald größer, bald kleiner. Gemeiner Leute ihre sind gerade nur so lang, daß die Baare bedeckt ist, und mit einem Gegitter umgeben werden kan. Sie legen sie unter dem Schatten dick belaubter Bäume an, und so gering jemand ist, so hat er doch für seine Todte eine gewiße Ehrerbietung. Vornehme Leute zeigen auch hier ihren Pracht. Sie bauen Häußer, die manchmal über dreysig Schuh lang sind, und schmücken sie nach Gutbefinden aus. Man findet solche Begräbnishäußer, wobey viele zierliche Kisten von Menschenbeinen stehen, und an den Aesten der Bäume herum zierliche Körbe hängen, in welchem Köpfe und Beine von Schildkröten und andern Fischen sind, die sie bey dem Begräbniß dahin gelegt haben. Der Leichnam wird nach dem Stand und dem Rang des Verstorbenen mit mehr oder weniger Tuch umwickelt, und viele Leute ermangeln nicht, eine Menge gutes Tuch um den Leichnam herumzulegen, ja manchmal die ganze äußere Seite des Haußes damit zu behängen. Außerdem bringen sie auch Guirlanden,

die ihre Priester von der Palmnußfrucht, und von Cocusblättern, in geheimnisvollen Knoten zusammen flechten, und legen solche nebst einer Pflanze, die bey ihnen den Leichenfeyerlichkeiten geweihet ist, und Ethee no Morai genennt wird, daselbst nieder, laßen auch nicht weit davon etwas Lebensmittel und Waßer zurück. Man sollte glauben, daß dieses letzte eben die Bedeutung habe, wie bey andern wilden Völkern, bey welchen man eben diese Gewohnheit antrifft, daß sie solche für die Verstorbene zum Genuß nach diesem Leben hinlegen und dadurch zu erkennen geben, daß sie eine schwache Vorstellung von einem abgesonderten Zustand der Seele haben; allein die Otaheiten legen solches als ein Opfer für ihre Götter hin. Sie glauben aber deswegen nicht, daß ihre Götter eßen, sondern sie bringen diese Opfer nur als einen Ausdruck und Zeichen der Ehrfurcht und Dankbarkeit. Vorne an der Begräbnisstelle ist eine Queerstange, wo die Anverwandte des Verstorbenen stehen, um ihnen den Zoll ihrer Betrübnis zu entrichten, und um sie herum liegen viele und kleine Stückgen Tuch, mit welchen die Zähren und Blutstropfen der Leidtragenden aufgefangen werden; denn in dem ersten Anfall des Schmerzens ist es gebräuchlich, sich mit einem Seehundszahn zu verwunden.

Nicht

Nicht weit von dem Begräbnißhaus wird gemeiniglich noch ein anderes Haus erbauet, in welchem sich der vornehmste Leidtragende, welcher allezeit eine Mannsperson ist, während der Trauerzeit aufhält. In diesem Begräbnishauße bleibt der Leichnam, wie gesagt, so lange stehen, bis das Fleisch verfault ist, und hernach werden die Gebeine ordentlich begraben. Man kan nicht sagen, was diese Völker für einen Beweggrund haben mögen, ihre Todten über der Erde verfaulen zu laßen; ob es seinen Grund in ihren Religionsmeinungen habe, weil ihre Begräbnisplätze zugleich die Orte ihres öffentlichen Gottesdienstes sind, oder ob es aus Ehrfurcht gegen den Verstorbenen herkommt, oder ob es ein Gebrauch ist, davon die Otaheiten selbsten keinen Grund angeben können.

Was die Gebräuche bey der Beysetzung anbelangt, so hatte Herr Banks, der mit dem Capitain Cook auf dieser Insel war, die Neugierde, solche in der Nähe mit anzusehen. Zu diesem Ende muste er selbsten an der Trauer Antheil nehmen, weil man ihm unter keiner andern Bedingung den Zutritt gestatten wollte. Er kam also des Abends an den Ort, wo der Leichnam war. Die Tochter des Verstorbenen

empfieng ihn daselbst in Gesellschaft von verschiedenen andern zu dieser Feyerlichkeit gehörigen Personen, unter welchen sich auch ein Knabe von ohngefähr vierzehen Jahren befand. Unser Engländer muste sich nackend ausziehen, und statt seiner europäischen Kleidung wickelte man ihm ein schmales Stück von otaheitischen Zeug mitten um den Leib, und färbte ihn bis an die Schultern mit Waßer und Kohlen so lange, bis er über und über schwarz wie ein Neger war. Eben diese Ceremonie nahm man mit verschiedenen andern Personen, und unter andern auch mit einigen Frauenzimmern vor, die sich gleich ihm nackend ausziehen musten. Der Knabe wurde hierauf vom Kopf bis auf die Füße schwarz gemahlt. Nun setzte sich die ganze Procession in Bewegung. Der vornehmste Leidtragende murmelte bey dem Leichnam etwas her, das vielleicht ein Gebet seyn mochte, und machte es nochmals so, als er an sein Haus kam. Diejenigen Indianer, welche nicht zum Trauergeleite gehörten, flohen auf das eilfertigste von denselben, oder versteckten sich in dem Walde in Schlupfwinkel. Wo die Procession vor einem Hauße vorbey gieng, da verließen die Eigenthümer solche eiligst, und so lange die Leichen-Ceremonie dauerte, lies sich kein einziger Indianer sehen. Der Leichnam

wurde

wurde auf die vorhin beschriebene Art in das Begräbnishaus gesetzt. Hierauf kamen zwey Personen von dem Leichen-Conduct zu dem vornehmsten Leidtragenden, und sagten: immatata, d. i. es ist niemand da. Auf diese Anzeige wurde die Gesellschaft entlaßen, ein jeder wusch sich, und zog seine gewöhnliche Kleider wieder an.

Sobald der Leichnam in dem Tupapow beygesetzt ist, so gehet das Wehklagen von neuen an. Die Weiber versammeln sich, und werden von der nächsten Anverwandtin an die Thüre des Behältnißes geführt, allwo sich die erste einen Seehundszahn verschiedenemal in das Obertheil des Kopfs stößt. Das Blut welches häufig darnach strömt, wird sorgfältig auf Stückgen Zeug aufgefangen und unter die Baare geworfen. Die andern Weiber folgen dem Beyspiel ihrer Anführerin, und diese Feyerlichkeit wird alle zwey bis drey Tage wiederholt, so lange es der Eifer und die Betrübnis der Leidtragenden zulaßen. Auch die Thränen, die bey dieser Gelegenheit vergoßen werden, werden auf Stückgen Tuch aufgefangen, und dem Verstorbenen dargebracht. Einige von den jungen Leuten schneiden ihre Haare ab, und werfen es als ein Todtenopfer unter die

Baare.

Baare. Dieser Gebrauch gründet sich auf die Meinung, daß die Seele des Verstorbenen um den Platz schwebe, wo der Leichnam beygesetzt ist, daß sie das Betragen der Ueberlebenden beobachte, und an den Zeichen ihrer Zärtlichkeit und Betrübnis einen Wohlgefallen habe. Mit diesen Ceremonien machen die Weiber den Anfang und die ersten zween oder drey Tage über scheinen die Männer bey dem Verlust des Verstorbenen ganz unempfindlich zu seyn; nach Verlauf der ersten Tage aber fangen auch diese an, ihre Rolle zu spielen. Die nächsten Anverwandten gehen dabey wechselsweise in einem seltsamen Trauerstaat gekleidet. Der nächste Leidtragende hält einen langen flachen Stock, dessen Rand mit Seehundszähnen besetzt ist, in der Hand, und läuft gleichsam als wenn ihn der Schmerz wahnsinnig gemacht hätte, auf alle diejenigen, die er erblickt, los, und wenn er einen derselben einholet, so schlägt er mit diesen zackigten Prügel jämmerlich auf ihn los, welches nothwendig schmerzhafte Wunden machen muß. Dieses ist auch die Ursache, warum das Volk, sobald eine Trauer-Procession zum Vorschein kommt, so schnell entflieht.

Diese

Diese Trauerprocesionen währen in gewissen Zwischenzeiten fünf Monathe fort, werden aber allmählig nicht mehr so häufig als im Anfang gehalten, und nehmen immer mehr ab, je näher sie dem Ablauf der gedachten Zeit kommen. Wenn diese Zeit vorbey ist, so werden die Ueberbleibsel des Leichnams von der Baare hinweggenommen, die Gebeine sehr reinlich abgeschabt und gewaschen, und dem Rang der Personen gemäß, entweder innerhalb oder ausserhalb eines Morai begraben. Wenn der Verstorbene ein Earih oder Oberhaupt gewesen ist; so wird seine Hirnschale nicht wie die übrigen Gebeine begraben, sondern in feines Tuch eingewickelt, und in ein hiezu gemachtes Kästgen gelegt, welches ebenfalls in dem Morai beygesetzt wird. Dieses Kästgen wird Ewharre no te Orometua, d. i. das Haus eines Lehres, oder Meisters, genennt. Ein schönes Morai, oder Begräbnisort zu haben, ist ein Vorzug, wornach man unter diesem Volk am meisten trachtet, und dieses ist gleichsam der einzige Maasstab, wornach der Rang beurtheilet wird. Wenn diese letzte Feyerlichkeit, nemlich die Beerdigung der Gebeine vorüber ist; alsdenn hört die ganze Trauer auf, es sey denn, daß einige Frauenspersonen noch im Ernste betrübt wären, und in diesem Fall

ist

ist es nichts außerordentliches, daß sie sich oft wider alles Vermuthen mit den Seehundszahne zu verwunden pflegen, wenn die Empfindung der Traurigkeit wieder rege bey ihnen wird, und es gilt alsdenn gleich, wo und in was für Umständen sie sich befinden mögen. Ist die Traurigkeit verfloßen, so haben deswegen die Ceremonien noch kein Ende. Der Priester fährt mit dem Hersagen seiner Gebete fort, läst sich von den Hinterbliebenen reichlich dafür bezahlen; es werden auch noch immer Opfer nach dem Morai gebracht. Einige von den Dingen, die zu solcher Zeit aufgestellt werden, sind eigentliche Sinnbilder. So deutet zum Beyspiel ein junger Plantanenbaum den Verstorbenen, und ein Federbusch, die angeflehete Gottheit vor. Der Priester begiebt sich mit einigen von den Anverwandten dahin, die mit kleinen Gaben versehen sind, und tritt dem Sinnbild der Gottheit gegen über, wiederholt vor demselben sein Gebet nach gewißen vorgeschrieben Formeln, und flechtet zugleich einige Blätter des Cocusbaums in verschiedene Gestalten zusammen, und legt solche hernach gerade auf den Fleck, an welchem die Gebeine ruhen; sodann wenden sich alle Anwesende mit einem durchdringendtönenden Ausruf, der nur bey solchen Gelegenheiten gebraucht wird, an

die Gottheit. Wenn der Priester weggehet, wird auch der Federbusch weggethan, und die gebrachten Lebensmittel läst man verfaulen, oder verdorren. Und hiemit endigen sich die Trauer-Ceremonien.

Nun wollen wir noch einige Gebräuche der Otaheiten anführen, die wir unter keine der vorhergehenden Rubriken bringen konnten. Es ist ein Zeichen der Ehrerbietung, wenn man sich den Oberleib bis auf die Hüffte entblöset, und da man in Otaheite alle Theile des Leibes mit der grösten Gleichgültigkeit entblöset, so scheinet es in einigen Gegenden ein Zeichen einer besondern Ehrerbietung zu seyn, wenn man sich auf vom Unterleib an, weiter hinabwärts entblöset, wie es wirklich an einigen Orten Mode ist. Wenn die Otaheiten Zeichen ihrer freundschaftlichen Gesinnungen geben wollen, so bedienen sie sich grüner Zweige, und bieten solche einander an. Nimmt ihn der andere an, so ist der Freundschafts-Bund bestättigt. Hierauf giebt man einander Geschenke, und von den Augenblick an, verschwindet alles Mistrauen.

Verschiedene Paticular-Züge, woraus man den moralischen Charakter dieser Insulaner einiger-

nigermaßen kennen lernen kan, verdienen auch noch unsre Aufmerksamkeit. Erstlich entdecken wir bey ihnen einen unmäßigen Hang zur sinnlichen Liebe, und den fürchterlichsten Ausschweifungen der üppigen Sinnlichkeit. Ihre Königin Oberea hatte nicht nur erklärte Liebhaber und Beyschläfer aus ihrem Volk, sondern überlies sich auch, gleich den übrigen otaheitischen Schönen, den Engländern ohne die geringste Zurückhaltung. Sie luden gleich anfänglich die europäischen Fremdlinge durch die nachdrücklichsten und deutlichsten Geberden zum Genuß ihrer Reizungen, und spotteten ihrer mit einem ärgerlichen Muthwillen, wenn sie ihren lockenden Winken nicht folgen wollten. Der Vater brachte seine Tochter, und der Bruder seine Schwester, an den Strand, und boten sie daselbst feil. Junge Mädchen werden von ihrer ersten Kindheit an, zu den liederlichsten pantomimischen Tänzen gewöhnt, deren Bewegungen selbst bey den Griechen und weichlichen Asiaten nicht schlüpfriger und zur Erweckung erstorbener Begierden geschickter seyn konnten. Junge nur eben aufblühende Mädgen von eilf bis zwölf Jahren, werden öffentlich mit einer gewissen Feyerlichkeit in die Geheimniße der irrischen Venus eingeweihet, wovon einstens die Engländer Augenzeugen waren. Ein junger

Mensch

Mensch feyerte in Gegenwart einer großen Menge von Einwohnern diesen Dienst. Die freymüthige Art, mit der er zu Werke gieng, bewieß ganz unleugbar, daß er diese Handlung im geringsten nicht für etwas Unschickliches oder Unanständiges hielt, sondern, daß sie dem Gebrauch seines Landes, und den Sitten seiner Landsleute vollkommengemäß war. Unter den Anwesenden befanden sich manche Frauenzimmer von Stande, und die Königin selbst gab dem Mädchen Anleitung, wie es sich zu verhalten habe, ohngeachtet sie keiner Unterweisung nöthig zu haben schien. Ja, es giebt hier eine Art von Ueppigkeit, den keine Nation, die uns von Anfang der Welt bis jetzo bekannt worden sind, je erreicht hat, und den sich die ausschweifendeste Einbildungskraft nicht vorstellen kan. Eine sehr beträchtliche Anzahl der vornehmsten Leute in Otaheite, beiderley Geschlechts, haben nemlich eine Gesellschaft unter sich errichtet, worinnen ein jedes Frauenzimmer einer jeden Mannsperson gemeinschaftlich ist. Solchergestalt haben sie eine beständige Abwechselung, so oft ihnen die Lust ankommt, und es er ereignet sich der Fall oft, daß der nemliche Mann und die nemliche Frau es nicht zwey Tage miteinander halten. Diese Gesellschaften werden Arreoyes genennt, und die

Mitglieder derselben halten gewiße Zusammenkünfte untereinander, denen sonst niemand beywohnen darf. Die Männer belustigen sich mit Wettringen, und die Weiber tanzen ihrer willkührlichen Verbindung mit verschiedenen Männern ohnerachtet, den oben beschriebenen Timoradi-Tanz, und dieses mit den muthwilligsten Geberden. So arg dieses auch immer seyn mag, so ist es doch gegen die schrecklichen Folgen dieser Wollust noch gar nichts. Wenn irgend eine von den Frauenspersonen schwanger wird; so wird das arme Kind gleich erstickt, damit dem Vater dessen Erziehung nicht zur Last fallen, und die Mutter in der Vergnügung ihrer teufelischen Lüste nicht gehindert werden möge. Es geschiehet zwar bisweilen, daß der Hang zur Ausschweifung, der eine Person antreibt, in diese Gesellschaft zu tretten, alsdenn, wenn sie Mutter wird, von jener angebohrnen Liebe, welche die Natur allen Geschöpfen zur Erhaltung ihrer Jungen eingepflanzt hat, überwältigt wird. Doch auch in diesem Fall ist es ihr nicht erlaubt, das Leben ihres Kindes zu schonen, es sey denn, daß sie einen Mann finden kan, der sich deßen als Vater annehmen will; in diesem Fall wird zwar dem Morde vorgebeugt, beide Theile aber

werden

werden aus der Gesellschaft ausgeschloßen, und die Frauensperson wird mit dem Namen Whannownow, d. i. Kindergebährerin belegt, welches ein Schimpfname ist, ohngeachtet es nach allen Grundsätzen wahrer Weißheit, Menschenliebe und gesunden Vernunft, keinen rühmlichern Titel geben kan. Die Mitglieder dieser Gesellschaft selbst sind so weit entfernt, sich eine Schande aus dieser Gesellschaft zu machen, daß sie sich nicht das geringste Bedenken machen, öffentlich zu gestehen, daß sie aus der Gesellschaft der Arreoyes sind. Woher soll man diese ungewöhnliche Sittenverderbnis erklären, die zwar in großen durch Weichlichkeit und Luxus verzehrten Staaten begreiflich ist, aber mit der geringen Ausbildung der Insulaner und der Reinigkeit in andern sittlichen Dingen, in einen offenbaren Widerspruch steht? Woraus läst sich der Abscheu vor Ehen, und der so hohe Grad von Sinnlichkeit, der in Müttern bey den Wilden den sonst so starken Trieb der Mutterliebe, und in Männern die Neigung zu den zärtlichsten Verbindungen erstickt? Woher die gänzliche Abwesenheit von Eifersucht, von der man gewöhnlich glaubt, daß sie in heißen Gegenden physisch nothwendig sey? Woher der Mangel aller Schamhaftigkeit, einer Tugend, die zwar

gewiße im äußersten Grad wilde Nationen nicht kennen, aber wenn sie einmal mit ihr bekannt sind, nicht so öffentlich und ungescheut mit Füßen tretten. Der Psycholog hat hier Gelegenheit genug, sein Nachdenken zu üben.

Ein anderer Hauptzug in dem Character der Otaheiten ist ihre Neigung zum Diebstahl, welchen sie mit den meisten Wilden gemein haben. Die Engländer haben hievon manche lächerliche, aber auch manche ihnen empfindliche Proben erfahren. Ferner sind sie in ihren Gemüthsbewegungen sehr geschwind und heftig, halten aber gar nicht darinnen aus. Sie sind wirklich wie die Kinder; wenn ihnen eine oder die andere hefftige Leidenschaft aufsteigt, so tretten ihnen die Thränen in die Augen, aber sie sind auch, wie die Thränen der Kinder eben so leicht vergeßen. Sie haben nie gelernt, ihre Empfindungen zu verstellen, oder zu unterdrücken, und da sie keine besondere Fertigkeit im Denken haben, vermittelst sie sich des Vergangenen unaufhörlich bewust seyn, oder das Zukünftige voraussehen sollten; so würkt jede Veränderung in dem Augenblick ihrer Entstehung auf sie, und sie zeigen die Beschaffenheit der äußern Umstände, wie ein Wetterglas, an, verändern sich aber eben so schnell, wenn sich eine

neue

neue Veranlaßung zeigt. Sie haben die Geschicklichkeit nicht, wie wir, von Tag zu Tag einen gewißen Entwurf zu verfolgen, wißen nichts von der unabläßigen Aengstlichkeit und Bestreben nach einen Gegenstand, der gleich beym ersten Erwachen des Morgens unsre ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht, und nicht eher weicht, als bis uns der Schlaf die Augen zudrückt. Sie sind deswegen aufrichtig, offenherzig, weder mistrauisch, noch verrätherisch, weder grausam noch rachgierig.

Und so haben wir nun die Otaheiten auf der guten und auf der schlimmen Seite geschildert. Es ist wahr, sie haben vor andern Wilden vieles voraus; aber im Ganzen genommen sind sie noch weit von der wirklichen Cultur entfernt, dienen aber zu einem Beweiß, durch wie unendlich viele Stufen der Mensch von der rohesten Wildheit bis zu den gesitteten Zustand durchgehen muß. Der Psycholog sucht diese Schattierungen auf, und erklärt viele Erscheinungen unter seinen Landsleuten, aus Entdeckungen, die er bey auswärtigen Völkern macht.

Von den Wilden in Neu-Seeland.

Dieses Land ist zuerst von einem holländischen Seefahrer, mit Namen Abel Jansen Tasman, im Jahr 1642 entdeckt worden. Er wurde in der Strase, welche die zwo Inseln, die dieses Land ausmachen, von einander trennt, und die man jetzo Cooksstrase nennt, von den Eingebornen angegriffen, und gieng deswegen nicht ans Land; doch gab er ihm, den General-Staaten zu Ehren, den Namen Staatenland. Von dieser Zeit an wurde dieses Land nicht weiter besucht, und man hielt es insgemein für einen Theil des südlichen festen Landes, bis es der Capitain Cook umschiffte, und fand, daß es aus zwey großen Inseln bestehe, die sich zwischen den 34 und 48 Graden südlicher Breite, in der westlichen Länge vom 181. bis 194ten Grad erstrecken. Die Strase, welche zwischen beiden Inseln durchgeht, ist vier bis fünf Seemeilen breit. Die nördlichste von diesen Inseln wird von den Einwohnern, Eaheinomauwe, und die südlichste, Tovy, oder Tävái Pornämuh genennt, doch weiß man nicht

nicht gewiß, ob der letzte Name der ganzen südlichen Insel, oder nur einem Theil derselben beygelegt wird; denn dieser Name heist buchstäblich übersetzt so viel, als das Waßer des grünen Talks, woraus man schliest, daß er nur denjenigen Theil der Insel bedeute, wo die Einwohner eine Art grüner Steine herbekommen, aus welchen sie ihre Zierrathe und Werkzeuge verfertigen. Diese Insel ist grösstentheils ein gebürgigtes und allem Ansehen nach unfruchtbares Land, und schlecht bewohnt. Die nördliche Insel hingegen hat ein weit beßeres Ansehen. Sie hat zwar auch viele Gebürge; allein es sind keine nackende und unfruchtbare Felsen, sondern die Berge sind mit Holz bedeckt, und in jedem Thal ist ein Waßerbach. Der Boden in den Thälern und Ebenen ist zwar leicht, aber durchgängig fruchtbar, und es ist sehr wahrscheinlich, wenn europäische Pflanzen, Früchte und Getreid hier gepflanzt würde, so würde es wohl gedeyhen. Der Winter scheint hier nicht sonderlich streng zu seyn, und im Sommer ist die Wärme nicht so abwechselnd, sondern gleichförmiger, als in unsern Gegenden. Eine beträchtliche Strecke des Landes ist mit dem schönsten Grün bedeckt, und die Europäer haben daselbst über vierhundert neue Pflanzen angetroffen, die noch von

keinem Botaniker beschrieben worden sind. Unter der Menge dieser Pflanzen aber haben sie wenig eßbare Pflanzen gefunden, außer wilden Sellery und einer Art von Kreßen, die an der Seeküste wachsen, und einen Kohlbaum, der ihnen eine treffliche Mahlzeit verschaffte. Auch unter den Bäumen, Gesträuchen und Pflanzen, haben sie keinen gefunden, der Obst getragen hätte, außer eine einzige Beere, die weder einen lieblichen Geschmack noch Geruch hatte. Das Land scheint in den innern Theilen volkreicher zu seyn, als an der Küste, doch haben sich die Europäer zu kurze Zeit daselbst aufgehalten, um genaue Nachricht davon geben zu können.

Was die Gestalt der Einwohner anbelangt, so sind die Männer überhaupt von der grösten Statur, die man unter den Europäern antrifft. Sie sind untersetzt, von starken Gliedmaßen, und fleischigt, aber nicht so fett, wie die üppigen Einwohner in den Südsee-Inseln; sie sind ungemein thätig und stark, besitzen in ihrer Handarbeiten eine außerordentliche Geschicklichkeit, und diese zeigt sich in allem, was sie vornehmen. Ihre Farbe ist braun, und bey wenigen einzelnen Personen dunkler, als die Farbe eines Spaniers, wenn er der Sonne aus-

aus-

ausgesetzt ist; bey vielen ist sie nicht einmal so dunkel. Sie haben ein schwarzes Haar, so wohl auf dem Haupt, als am Bart; ihre Zähne sind dagegen so weiß, wie Elfenbein, und außerordentlich eben. Die Weibespersonen haben in Gesichtszügen gar nichts weiblich zärtliches, sie sind auch eben nicht schön, und machen sich dadurch noch häßlicher, daß sie sich die Gesichter mit rothen Ocker oder Bergroth und Oel schminken. Diese Schminke ist gemeiniglich frisch und noch naß auf ihren Wangen und Stirnen, daher sie auch gemeiniglich die Nase desjenigen, der sich die Lust ankommen läst, ihnen einen Kuß zu geben, rothfärben, wovon viele Engländer, wie sie da waren, einen in die Augen fallenden Beweiß gaben. Die Gesichter der Mannspersonen sind nicht durchgehends so geschminkt; doch fanden die Engländer einen, der sich den ganzen Leib, und sogar die Kleider mit trockenen Bergroth gefärbt hatte, und überdies noch ein Stück von dieser Farbe in der Hand hatte, womit er unaufhörlich bemühet war, seinen Staat beständig neu aufzutragen, wenn die Farbe nur ein wenig ausgelöscht zu seyn schien. Das einzige unterscheidende Stück, welches die Frauensperson haben, ist ihre Stimme, welche ungemein sanft ist, und daran kennt man sie auch; denn die

Kleider sind bey beiden Geschlechtern einerley: außerdem haben sie auch mehr Munterkeit und Heiterkeit, als die Mannspersonen, und die jungen Mädgen sind insonderheit so ausgelaßen muthwillig, wie ein ungebändigtes Füllen. Dem Ansehen nach geniessen sie eine dauerhafte Gesundheit. Da Unmäßigkeit und Müssiggang vielleicht die einzigen Quellen aller kritischen und chronischen Krankheiten sind; so ist auch kein Wunder, daß diese Leute eine vollkommene und ununterbrochene Gesundheit genießen. Die Engländer haben in allen Städten und Dörfern, und überall, wo sie diese Leute zu sehen bekommen haben, nirgends einen angetroffen, der mit einer Krankheit behaftet gewesen wäre, oder sonst ein körperliches Gebrechen gehabt hätte; auch sahen sie unter der großen Menge derer, die sie nackend sahen, keine einzige Person, die einen Ausschlag der Haut, oder sonst ein Merkmal, dergleichen Geschwüre und Ausschlag hinter sich laßen, an sich gehabt hätte. Noch ein anderer Beweiß, von der guten Gesundheit der Neu-Seeländer ist dieser, daß, wenn einer eine Wunde an sich hat, solche gar leicht heilet, als welches ein untrüglicher Beweiß von der Güte des Bluts und der übrigen Säffte ist. Daher es auch

auf

auf dieser Insel eine Menge alter Leute giebt, die ihres hohen Alters ungeachtet, dennoch nicht kraftlos waren, und ob sie gleich nicht mehr so viel Leibeskräfte hatten, als junge Leute, so fehlte es ihnen dennoch nicht an Heiterkeit und Munterkeit.

Die Gemüthsbeschaffenheit sowohl der Männer als Weiber, scheint gegen ihre Landsleute sanftmüthig und leutselig zu seyn, sie gehen auf das zärtlichste und liebreichste miteinander um, aber gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich und schenken ihnen nie das Leben. Die Engländer hatten weit mehr Mühe mit den Neu-Seeländern in eine Art von Unterhandlung zu kommen, als mit den Otcheiten, und so wie sich nur ein Engländer am Lande blicken lies, so fiengen sie Feindseligkeiten mit ihnen an. Alle Indianer, wo nur Europäer hinkamen, geriethen durch das Schießgewehr der letztern in eine Art von Verlegenheit, aber bey den Neu-Seeländern hatte es eine gerade entgegengesetzte Wirkung, und so wurden sie dadurch nur desto muthiger. Als die Europäer einstens gelandet, und sich ein wenig vom Ufer entfernt hatten; kamen vier Indianer plötzlich aus dem Walde herausgesprungen, und wollten sich des Bootes bemächti-

mächtigen. Man schoß eine Musketen-Kugel über ihre Köpfe hinweg; der Schuß befremdete sie ein wenig, sie sahen sich um, schwenkten ihre Lanzen, und setzten den Europäer aufs neue zu. Man schoß zum zweytenmal über sie weg, nunmehr achteten sie nicht einmal mehr des Knalles, sondern sie hoben ihre Spieße auf, und machten Anstalten, solche ins Boot zu werfen. Wie endlich die Engländer Ernst machten, und einen von ihnen todt schoßen, so waren sie zwar erstaunt, erholten sich aber doch bald wieder, und wie sie merkten, daß sie nichts ausrichten konnten, so zogen sie sich zurück. Dieser Vorfall machte sie aber doch nicht muthlos. Sie versammelten sich am Ufer, und warteten, ob die Engländer landen würden. Da ihnen diese ihr Verlangen bekannt machten, einen Handel mit ihnen anzufangen, und begehrten, daß sie die Waffen niederlegen sollten, so waren sie zwar zum ersten geneigt, aber in das letzte wollten sie nicht willigen. Ueberhaupt war diese Nation unter allen Wilden in der Südsee die kriegerischste. So kriegerisch aber die Mannspersonen auf dieser Insel sind, so verbuhlt sind die Weibspersonen; doch beobachten sie dabey noch einige Art von Wohlstand. Und dieses ist gewiß auffallend. Die Otaheiten, die gewiß mehr Geselli-

ges an sich haben, als die Neu-Seeländer, wissen nicht einmal was Wohlanständigkeit sey, und verknüpfen mit keiner Art von Handlungen den Begriff der Schande; diese beobachten im Gegentheil in ihrer Aufführung und Gesprächen so viel bescheidene Zurückhaltung, als man unter gesitteten Völkern in Europa nur finden kan. Die Frauenspersonen sind zwar nichts weniger als unerbittlich, und gestatten andern gern gewiße Gunstbezeugungen; dennoch überschreiten sie die äußersten Gränzen der Ehrbarkeit nicht so sehr, als die Otaheiten. Diese tragen kein Bedenken, alles womit sie die Natur beschenkt hat, in ihrer natürlichen Blöse sehen zu laßen; die Neu-Seeländerinnen im Gegentheil sind Feinde von allen öffentlichen Entblösungen. Manns- und Weibspersonen haben außer ihrer gewöhnlichen Kleidung, noch ein besonderes Stück, wodurch sie die heimlichen Glieder bedecken. Wenn die Weibspersonen ihre Gunstbezeigungen verkauften, oder vermietheten, so geschah es nicht anders als mit der Bewilligung der ganzen Familie, und mit der Bedingung einer stillschweigenden Delicateße selbst in den Genuß der Reizungen. Wenn einer von den Europäern einer jungen Frauensperson einen Antrag that, so verwarf

sie

sie solchen zwar nicht, sie gab ihm aber doch zu verstehen, daß die Einwilligung ihrer Anverwandten dazu erfordert werde, und diese wurden gemeiniglich vermittelst eines gehörigen Geschenkes bewürkt: allein, wenn nun auch dieser vorläufige Vergleich berichtigt war, so muste er seine nur für eine Nacht genommene Frau doch auf eine eben so anständige Art behandeln, als man hier zu Land mit einer Frau umgehen muß, die man auf Zeitlebens für die seinige erkennt, und wenn sich der Liebhaber etwa Freyheiten herausnahm, wodurch der Wohlstand verletzt wurde, so konnte er sicher darauf rechnen, daß aus dem ganzen Handel nichts wurde. Einer unter ihnen wendete sich einstens in einer solchen Absicht an eine Familie von gewißen Stand, und erhielt eine Antwort, die ihren wörtlichen und wahren Verstand nach, in unsrer Sprache übersetzt, so lauten würde: ein jedes von diesen jungen Frauenzimmern wird es sich zur Ehre rechnen, daß Sie sich die Mühe geben, um sie anzufragen; Sie müßen mir aber vorher ein anständiges Geschenk machen, und alsdenn kommen und bey uns übernachten; denn das Tageslicht darf ja nicht Zeuge von dem seyn, was zwischen ihnen beiden vorgeht.

Die Neu-Seeländer haben, wie alle andere Wilden, eine herrschende Neigung zum Stehlen, und sie brauchen hiezu sowohl Gewalt als List. Die Engländer erfuhren beides. Sie hatten einstens einer Anzahl Indianer, die auf Kähnen um ihr Schiff herumschwärmten, ein Stück Tuch in der Absicht geschenkt, um sich durch Wohlthaten ihre Freundschaft zu erkaufen. Allein sie verfehlten ihre Absicht. So bald es dunkel wurde, stimmten die Indianer ihren Kriegsgesang an, und machten einen Versuch, den Anker bey den Engländer wegzuschleppen. Als es diese merkten, so feuerten sie einige Musketenschüße über ihre Köpfe weg; allein anstatt sich dadurch abschrecken zu laßen, wurden sie noch mehr zum Zorn gereitzt: sie ruderten zwar weg, droheten aber, daß sie des andern morgens wieder kommen wollten. Allein, sie warteten nicht, bis es Tag wurde, sondern wollten die Engländer in der Nacht überraschen, wie sie sie aber auf guter Huth fanden, so hielten sie es für das beste, diesmal ohne vielen Lermen wegzugehen. Des morgens kamen sie in verstärkter Anzahl wieder, und suchten dasjenige nun mit Gewalt zu holen, was sie in der Nacht durch List nicht bekommen konnten. Die Engländer ruften ihnen zu, von ihrem Vorhaben abzustehen; sie bequem-

bequemten sich auch endlich dazu, und stellten sich ganz freundlich an. Nunmehr fiengen sie mit den Engländern einen Handel an, und wollten ihnen ihre Waffen verkaufen. Bey den zwey ersten Gewehren, die sie verkauften, gieng alles ganz ehrlich und ordentlich zu; als sie aber den bedungenen Preiß für ein drittes bekommen hatten, so weigerten sie sich, solches heraus zu geben, und waren so unverschämt, solches von neuem feil zu bieten. Die Engländer bezahlten es ihnen auch von neuem, aber das Gewehr wurde noch nicht geliefert, und sie waren so unverschämt, die Bezahlung das drittemal zu fordern. Nunmehr wurden die Engländer des Handels müde, und gaben den Indianern ihr Misfallen deutlich zu erkennen. Allein der Betrüger lies sich dadurch nicht irre machen, sondern ruderte mit allerhand spasshaften Zeichen der Verachtung davon. Man feuerte zwar einige Schroote auf den Dieb und eine Kugel durch sein Boot; aber dieses hatte keine andere Würkung, als daß er sich nur weiter entfernte. Die andern Indianer bekümmerten sich nicht das geringste um ihren verwundeten Landsmann, sondern setzten ihren Handel mit den Engländern fort. Sie verkauften ihnen eine Zeitlang noch verschiedenes, ohne den geringsten Betrug dabey zu versuchen.

Zulezt

Zuletzt gefiel es einem mit etlichen Stücken Tuch davon zu rudern, ohne dasjenige, was er dagegen zu geben, versprochen hatte, zurück zu geben. Man schoß nach ihm, und dies brachte ihn zwar zur Flucht, aber nicht auf ehrlichere Gedanken. Zu einer andern Zeit erhaschte ein Indianer einen Hirschfänger von einem Engländer, zog sich schnell damit zurück, und schwenkte das Gewehr jauchzend über seinen Kopf. Der Engländer verstand keinen Spaß, und schoß mit Schrooten auf den Dieb, und traf ihn auch wirklich. Dieser hörte nun zwar auf zu jauchzen, gab aber dennoch den Hirschfänger nicht zurück, sondern schwenkte ihn beständig um den Kopf. Der Engländer schoß ihn darauf todt. Seine Landsleute kamen herbey, um sich des Hirschfängers zu bemächtigen, aber der Engländer kam ihm hierinnen zuvor. Dergleichen Auftritte ereigneten sich verschiedene, bis sich die Engländer in einen gewißen Credit bey ihnen gesetzt hatten. So lange sie von den Indianern als Feinde angesehen wurden, die nur an ihre Küste gekommen wären, um sich zu bereichern; so trugen die Indianer nicht das geringste Bedenken, es auf Kosten der Engländer eben so zu machen, und folglich, wenn sie den

Gegenwerth für eine Sache, die sie feil boten, empfangen hatten, packten sie oft, sowohl das Verkaufte, als den Kaufpreiß, mit aller Gelaßenheit zusammen, als ob es eine rechtmäsige Beute wäre, die sie Leuten abgenommen hätten, welche nur aufs Plündern ausgegangen wären. Nachdem aber einmal ein freundschaftlicher gegenseitiger Umgang unter beiden Nationen festgesetzt war; so hatten die Engländer nicht mehr Ursache, sich über Diebereyen zu beschweren. Es scheint also, daß, da die Indianer alle Fremde, die zu ihnen kommen, als Feinde ansehen, sie aus eben dem Grund sich berechtigt halten, sie zu bestehlen, so gut sie können. Und aus einem ähnlichen Grund mag wohl der Vorwurf hergekommen seyn, den man allen Wilden macht, daß sie eine Neigung zum Stehlen hätten. Sie bestehlen nur Fremde, niemals aber, oder doch wenigstens selten, ihre eigene Landsleute.

Wie weit diese Insulaner noch von dem äussersten Grad des geselligen Lebens entfernt sind, ist daraus besonders abzunehmen, weil sie nach Art der gräßlichsten Wilden in America, Menschenfleisch freßen. Die erste Vermuthung, die die Engländer davon hatten, war ihnen dermaßen auffallend, und kam ihnen so fremde vor,

vor, daß sie die gröste Mühe und Behutsamkeit anwandten, hinter die Wahrheit der Sache zu kommen, und zu ihrem grösten Erstaunen funden sie auch ihre anfänglichen Vermuthungen durch redende Beweiße bestättigt. Dieser Gebrauch scheint anfänglich durch die Noth entstanden zu seyn. Obgleich diejenigen, die in einem Gebiete zusammen wohnen, eine Art von Freundschaft gegen einander haben, so liegen doch die einzelnen Gebiete einander beständig in den Haaren, und ein jedes kleines Gebiet stehet mit allen andern Gebieten beständig in Feindschaft. Eine Ursache davon ist unter andern, der Mangel an Lebensmitteln. Ihre vornehmste Speise sind zwar die Fische, wie wir weiter unten bemerken werden. Da nun diese nur an der Seeküste, und da nicht immer gefangen werden; so sind die Landeinwärts wohnende Stämme, und zuweilen auch die, welche an der Seeküste wohnen, in beständiger Gefahr Hungers zu sterben. Wenn es sich nun zuträgt, daß einem oder dem andern Stamme, entweder wegen der Lage ihres Wohnplatzes, oder aus andern Ursachen, der Zugang zum Fischfang abgeschnitten ist; so haben sie nichts zu eßen, als Hunde und einige Kräuter. Gebricht es ihnen durch einen Zufall an diesen, so muß die Noth auf das höchste

steigen. Der Hunger waffnet sie alsdenn nicht nur gegen ihres gleichen, sondern erstickt auch alle übrige Empfindungen. Kommt es zum Krieg, so wird dem Sieger nichts hindern, seinen Hunger mit dem Leibe seines erschlagenen Gegners zu stillen. Aus diesen Ursachen scheint dieser abscheuliche Gebrauch bey den Neu-Seeländern anfänglich entstanden zu seyn, und sich auch in der Folge erhalten zu haben. Denn man darf nicht glauben, daß dieses Unheil aufhöre, wenn die Noth, die dasselbe verursachet hat, vorüber ist; sondern es ist vielmehr wahrscheinlich, daß, wenn der Hunger diesen Gebrauch auf Seiten der einen Parthie einmal eingeführet hat, er auf Seiten der andern aus Rachsucht ebenfalls werde angenommen werden. Es hat zwar Leute gegeben, die zu behaupten gesucht haben, daß es eine ganz gleichgültige Sache sey, ob der todte Leichnam eines Feindes gegeßen, verbrannt oder in die Erde gegraben werde, und daß nur Vorurtheil und Gewohnheit bey uns einen Schauder über den Gedanken Menschenfleisch zu eßen, errege; allein, wir können doch mit Grunde behaupten, daß der Gebrauch, Menschenschenfleisch zu eßen, aus was für Ursachen er auch entstehen mag, dennoch beziehungsweise, und in Absicht auf seine Folgen, höchst verderblich ist,

weil

weil er offenbar auf die Ausrottung eines Grundsatzes abzielet, der die vornehmste Sicherheit des menschlichen Lebens ist, und durch den die Hand des Mörders mehr, als durch alle Begriffe von Pflicht, oder durch die Furcht der Strafe zurück gehalten wird.

Unter Leuten, die gewohnt sind, die Todten zu eßen, muß der Tod selbst vieles von seinem Schrecken verlohren haben; und wo man sich über den Anblick des Todes wenig entsetzt, da wird man auch keine große Abneigung vor dem Morde fühlen. Die Vorstellung von dem, was Pflicht ist, und die Furcht vor der Strafe kan alsdenn leichter unterdrückt werden, als das ursprüngliche Gefühl der Natur, oder als diejenigen Empfindungen, welche frühes Vorurtheil und Anhänglichkeit an die Gewohnheit in unsre Natur gepflanzt hat. Das Entsetzen des Mörders entsteht nicht allemal aus der Strafbarkeit der verübten That, sondern oft aus ihren natürlichen Wirkungen. Wer sich nun mit der Wirkung bekannt gemacht hat, der wird auch ungleich weniger Entsetzen fühlen. Ein Neu-Seeländer also, der aus langer Gewohnheit einen menschlichen Cörper zu einer Mahlzeit zubereiten, denselben mit eben so kal-

ten Blut in Stücken schneiden kan, als unsere Köchinnen mit einem geschlachteten Huhn thun, wenn sie Fricassee daraus machen wollen, der wird sich gewiß auch nichts daraus machen, einen Menschen todtzuschlagen. Und hieraus laßen sich auch verschiedene Auftritte, die sich bey dem Aufenthalt der Engländer auf Neu-Seeland ereignet haben, erklären, wenn sie bey dem Tode der Ihrigen, die von dem Engländer gewaltsamerweise sind getödet worden, über den Anblick des Todes so wenig Empfindlichkeit geäußert haben. Wie derjenige Indianer, der einem Engländer seinen Hirschfänger gestohlen hatte, erschoßen wurde, so bekümmerten sich seine Landsleute nicht um seinen Leichnam, sondern sie suchten nur seine Waffen in Sicherheit zu bringen. Als bey einer andern Gelegenheit vier Indianer erschoßen, und drey von den Engländern gefangen wurden, so erholten sich diese letztern dermaßen bald von ihrem Schrecken, daß sie vergnügt und wohlgemuth wurden, und mit gutem Appetit aßen. So bekannt sind diese Leute mit dem Tode dadurch geworden, daß sie ihre ermordete Feinde aßen.

Daß nun aber dieses kein bloßes Vorgeben sey, sondern, daß die Neu-Seeländer wirklich diesen

Diesen abscheulichen Gebrauch haben, wollen wir aus wirklichen Geschichten beweisen. In einer jeden Bucht, wo die Engländer landeten, fanden sie Knochen von aufgezehrten Menschen auf denen Stellen, wo Feuer gebrannt hatte. Es brachte einstens ein alter Mann den Engländern verschiedene Menschenköpfe an Bord, worunter einige waren, denen sie falsche Augen eingesetzt, und sie mit Ohrengehängen geschmückt hatten, als ob sie noch lebendig wären. Einer von diesen Köpfen schien das Haupt eines jungen ohngefähr vierzehenjährigen Menschen zu seyn; den Contusionen nach, welche an der einen Seite zu sehen waren, muste er viele hefftige Schläge bekommen haben, und nahe am Auge fehlte wirklich ein ganzes Stück vom Knochen. Wenn man hier die Gewohnheit gehabt hätte, Kriegsgefangene zu machen, so würde dieser Mensch ohnfehlbar einer geworden seyn; aber man wuste gewiß, daß er in einem Treffen, welches wenige Tage vorher vorgefallen war, getödtet worden war, und daß man sein Fleisch, wie der andern ihres, gegessen hatte. Einen andern Beweiß von dieser unmenschlichen Gewohnheit fanden die Engländer, da sie einstens drey junge Indianer in ihre Gewalt bekamen, und solche wieder an das Land bringen wollten. Diese Leute freueten sich zwar,

als sie die Nachricht davon bekamen; als sie aber den Ort bemerkten, wo sie an das Land gesetzt werden sollten, so veränderten sie ihre Mienen und baten, daß man sie nicht an diesem Orte aussetzen möchte, weil er von ihren Feinden bewohnt würde, die sie tödten und freßen würden. Den stärksten Beweiß aber bekamen sie einige Zeit hernach. Sie sahen nemlich einstens etwas auf dem Waßer schwimmen, welches sie anfänglich für ein todtes Seekalb hielten, als sie aber darauf zuruderten, so fanden sie, daß es der Leichnam einer Frauensperson war, die allem Ansehen nach schon vor einigen Tagen gestorben seyn muste. Sie erkundigten sich bey einigen Personen, die sie am Ufer antrafen, und erfuhren, daß es eine Anverwandte von ihnen sey, die eines natürlichen Todes gestorben wäre, daß man nach Landesgebrauch einen Stein an den Leichnam gebunden und solchen in die See geworfen hätte, daß aber solcher durch einen Zufall losgekommen seyn muste. Sie trafen diese Leute eben über dem Eßen an, wie sie einen Hund verzehrten. Sie sahen hier einige Körbe, und in demselben einige rein abgeschabte Knochen, die sie bey genauer Untersuchung für Menschengebeine hielten. Sie konnten nunmehr nicht daran zweifeln, daß das Fleisch davon gegeßen

worden

worden war, da sie sie in einem Speisekorb fanden; an dem noch übrigen Fleisch sahe man auch augenscheinlich, daß es gebacken worden war, und in den Knorpeln am Ende des Knochens fanden sich noch die Spuren der Zähne, welche dieselbe abgenaget hatten. Um aber allen blosen Muthmasungen, die sich blos auf Umstände und äußern Anschein gründeten, ein Ende zu machen, fragte man die Einwohner gerade zu: was dieses für Gebeine wären? Die Indianer antworteten, ohne alles Bedenken: das Gebein eines Mannes. Man fragte sie ferner, wo das Fleisch hingekommen sey? und sie versetzten, sie hätten es gegeßen. Aber, fragte man sie weiter, warum sie es mit der Frauensperson, die auf den Waßer geschwommen wäre, nicht auch so gemacht hätten? Die Antwort war: die Frau starb an einer Krankheit, und überdas war sie unsre Anverwandtin, und wir eßen nur die Leiber unserer Feinde, die im Gefecht umkommen. Auf diese Frage, wer denn der Mann gewesen sey, dessen Knochen man bey ihnen gefunden hätte? sagten sie, daß vor ohngefähr fünf Tagen eine Anzahl von ihren Feinden in einem stark bemannten Boote in diese Bay gekommen wären, davon sie sieben getödtet hätten, und der gedachte Mann wär mit unter denselben gewesen.

Einer von den Engländern, die dabey waren, fragte sie, ob sie noch einige Menschengebeine hätten, an welchen das Fleisch noch wäre? und als sie zur Antwort gaben, daß sie alles Fleisch bereits aufgezehrt hätten, stellten sich die Engländer, als ob es ihnen unglaublich vorkomme, daß die vorhin gemeldten Gebeine wirklich von einem Menschen wären, und sagten, es mögten Knochen von einem Hunde seyn: einen von den Indianern schien dieser Zweifel wirklich zu verdrießen, er ergriff seinen eigenen Vorderarm, streckte solchen mit einem gewißen Unwillen vor sich hin, und sagte, daß der Knochen, den der Engländer damals in der Hand hatte, zu diesem Theil eines menschlichen Cörpers gehört habe; und um sie zu überzeugen, daß das Fleisch wirklich gegeßen worden sey, faßte er seinen eigenen Arm mit seinen Zähnen, und stellte sich, als ob er äße, überdies nagte er und biß noch an den Knochen, den ein Engländer in der Hand hatte, zog ihn durch den Mund und gab zu verstehen, daß es ein rechter Leberbißen gewesen sey. Nunmehr wird man wohl nicht mehr zweifeln, daß der abscheuliche Gebrauch, Menschenfleisch zu eßen, wirklich unter den Einwohnern dieser Küste herrsche.

Wir haben bisher die Neu-Seeländer im Ganzen und überhaupt kennen lernen; nun wollen wir ihre Sitten und Meinungen auch über einzelne Gegenstände insonderheit kennen lernen. Wir machen, wie wir bisher gewohnt sind, auch hier mit der Religion den Anfang; aber wir müßen ebenfalls auch hier den Mangel näherer Nachrichten bekennen, und wir bedauern, daß wir hievon keinen weitläuftigern Bericht geben können, als wir von den Engländern, die die einzigen sind, die dieses Volk kennen gelernt haben, empfangen haben. Diese Wilden glauben ein höchstes Wesen, fügen ihm aber noch mehrere Untergottheiten an die Seite. Blos diesen letztern schreiben sie einen Einfluß auf die Welt zu; von dem Ursprung der Welt und der Erzeugung des menschlichen Geschlechts haben sie eben die Begriffe, als die Einwohner von Otaheite, doch scheinen sie noch unwissender zu seyn, als diese; denn die Engländer hatten einen Eingebohrnen von Otaheite mitgenommen, und dieser war in Vergleichung mit den Neu-Seeländern ein großer Philosoph. Tupia, so hieß dieser Mann von Otaheite, verrichtete hier das Amt eines Lehrers, es versammelte sich zu gewißen Zeiten eine große Menge Volks um ihn herum, denen er predigte, und die ihnen in der tiefsten Stille und mit der grö-

sten

sten Aufmerksamkeit zuhörten. Es scheinet also wirklich, daß diesem Volk vernünftige Begriffe von Gott beygebracht werden könnten, wenn sie nur gute Lehrer hätten, die sie unterrichteten. Von einem äußern Gottesdienst haben die Engländer auch noch keine Spur entdeckt; sie fanden hier keine Gotteshäußer, wie auf Otaheite, doch fanden sie etwas, das sie für eine Religionssache erklärten. Sie trafen ein Feld an, daß mit süßen Erdäpfeln bepflanzt war; auf demselben fanden sie einen kleinen viereckigten mit Steinen umgebenen Platz, in deßen Mitte ein scharf gemachter Stecken, deren sie sich anstatt eines Spaten zu bedienen pflegen, in die Erde gesteckt, und ein Korb voll Farrenkraut-Wurzel aufgehängt war. Als die Engländer nach der Bedeutung hievon fragten, so sagten ihnen die Neu-Seeländer, daß dieses ein Opfer für die Götter wäre, wodurch der Eigenthümer dieses Feldes ihren Segen und eine reiche Erndte zu erhalten hofte. Dies ist alles, was wir von ihrer Religion wißen.

Eben so wenig wißen wir von ihrer bürgerlichen Verfaßung zu sagen. Sie stehen unter einem Könige, der den Namen Teratu hatte; wie weit sich aber sein Reich und seine Herr-

schaft

schäft erstrecke, können wir nicht sagen, indem die Engländer von ihm weiter nichts, als den blosen Namen erfahren haben. Sein Reich scheint, in Vergleichung mit andern indianischen Monarchen, ziemlich weitläuftig zu seyn, denn in einer Strecke an der Küste von 80 Seemeilen, wurde er durchgängig als König erkannt, und vielleicht erstreckt sich sein Reich noch weiter, als wo die Engländer hingekommen sind. Außer diesem scheinen aber auch noch viele unabhängige Völkerschaften auf dieser Insel zu seyn, die weder ihn noch einen andern für ihr Oberhaupt erkennen. Es ist dieses aus den vielen Kriegen, die beständig auf dieser Insel geführt werden, abzunehmen; wo die Engländer anlandeten, sagten ihnen die Einwohner, daß sie nicht weit von ihren Feinden wären. In der Gegend, wo der Teratu regierte, sind viele Oberhäupter, die unter ihm stehen, und für welche jedermann eine große Ehrerbietung hatte. Dieses waren meistens alte Leute, die sich auch in der Kleidung von dem gemeinen Volk unterschieden. Sie stellen die Unterobrigkeiten und Richter vor, und tragen auch kein Bedenken, bey sich ereigenender Gelegenheit, selbst auf der Stelle die Strafen auszuüben. Die Engländer beschwerten sich einstens bey einem solchen Oberhaupt über einem Diebstahl,

der von einem mit ihm an Bord gekommenen Mann war begangen worden. Der Richter gab ihm sogleich von Obrigkeitswegen einige derbe Ribbenstöße und Schläge; und der Dieb, der doch sonsten ein handvester Kerl war, sahe sie als eine rechtmäsige Strafe an, und litte sie geduldig, ohne sich zu widersetzen. Diese Würde war an einigen Orten erblich, an andern hieng sie von der Wahl ab; wer aber das Wahlrecht exercire, wißen wir nicht.

Diejenigen kleinen Partheyen, die besonders in den südlichen Gegenden des Landes wohnen, scheinen gänzlich von einander unabhängig zu seyn. Diejenigen, die zu einer Parthey gehören, scheinen verschiedene Dinge, insonderheit ihre besten Kleider und Fischernetze mit einander gemein zu haben. Die besten Kleider, die sie vermuthlich im Krieg mögen erbeutet haben, werden in einer hiezu erbauten kleinen Hütte verwahrt, die gemeiniglich mitten in ihren befestigten Dörfern ist. An den Netzen muß eine Familie gemeinschaftlich arbeiten, in einem jeden Hauß wird etwas davon gestrickt, die verschiedenen Theile aber hernach gesammelt und zusammen gesetzt.

Bey der Nachbarschaft kleiner und von einander unabhängiger Staaten, die nicht durch gewiße Bündniße und Verträge in Freundschaft gehalten werden, ist der Krieg eine alltägliche Sache. Eben dieses treffen wir bey den Neu-Seeländern an. Man könnte es zwar befremdend finden, daß in einem Lande, wo so wenig durch Krieg zu gewinnen ist, oft Krieg geführet werde; allein, wenn man die Umstände genau überlegt, so wird man es sogar befremdend nicht finden. Wir haben oben schon bemerkt, daß der Mangel an Lebensmitteln, einer von den vornehmsten Beweggründen sey, wodurch bey ihnen Krieg entstehe. Hiezu kommt die Rachsucht, die allen Wilden eigen ist; und endlich der Gebrauch, den sie von ihren erschlagenen Feinden machen, daß sie sie nemlich eßen, macht es allerdings glaublich, daß oft Krieg unter ihnen entstehen könne, und es ist höchst wahrscheinlich, daß sie zuweilen Jagd auf einander machen, blos um sich einen guten Braten zu verschaffen. Diese Leute leben also in beständigen Feindseligkeiten gegeneinander. Aus dieser Ursache ist auch fast jedes Dorf befestigt, weil sie sich eines beständigen Ueberfalls besorgt seyn müßen. Wir wollen ihre Vestungen zuerst kennen lernen, und eines der-

derselben, welches die Engländer genau in Augenschein genommen haben, beschreiben.

Dieses befestigte Dorf lag auf einem kleinen Felsen, der vom festen Lande abgesondert, und zur Zeit der Fluth mit Waßer umgeben war. Die Gegend kam den Engländern so romantisch und anmuthig vor, als man nur ersinnen konnte. In der Maße dieses Felsens war ein großes durchgehendes Loch, welches den grösten Theil deßelben einnahm, und die Figur eines Bogens gleich dem gewölbten Joch einer Brücke vorstellte. Die innere Wölbung dieses Bogens war mehr als 60 Fuß senkrecht über der See erhaben, welche zur Flutzeit durch den untern Theil desselben hindurch floß. Oberhalb dem Bogen war der ganze Gipfel des Felsens nach Landesgebrauch umzäunet, der innere eigentliche Wohnplatz aber konnte nur 5 bis 6 Häußer faßen. Der einzige Zugang hinauf war ein sehr schmaler und steiler Pfad. Nicht weit davon stund ein anderes auf gleiche Art befestigtes, aber größeres Dorf. Da die Engländer noch in einer gewißen Entfernung waren; so baten sie sich die Erlaubnis aus, dieses Hippäh, so nennen sie ihre befestigten Dörfer, zu besehen. Die Bewohner bewilligten solches, und führten sie selbsten hinein. Dieses Städt-

gen

gen hieß Wharretouwa, und liegt auf einer hohen Landspitze, oder Vorgebürg, welches in die See hinauslauft. Von beiden Seiten wird das Hippäh von der See benetzt, und an diesen ist es ganz unzugänglich. Die zwo andern Seiten liegen gegen das Land hin, und sind wohl befestigt; die eine von diesen Seiten, an welcher das Land sehr steil ist, liegt gerade gegen den Strand zu, die andere ist eben, und stößt auf einen Berg, deßen Rücken ziemlich schmal ist. Das ganze Hippäh ist mit einer ohngefähr zehen Fuß hohen Palliſade umgeben, die aus starken, mit Weiden zusammengeflochtenen Pfosten besteht. Die schwache Seite, welche gegen das Land hinliegt, wird noch außerdem durch zween besondere Graben beschützt, davon der innere eine Erderhöhung hat, und mit einer Reihe Palliſaden verstärkt ist. Diese innere Palliſaden stehen zunächst am Städtgen und auf der Erderhöhung, jedoch in einer solchen Entfernung vom Gipfel derselben, daß zwischen ihnen und dem innern Graben Platz genug ist für die Leute, welche daselbst gehen und ihre Waffen gebrauchen müßen. Die äußern Palliſaden stehen zwischen den beiden Graben, und sind dergestalt schräg in den Boden hinein getrieben, daß ihre obere Enden sich über den innern Graben neigen. Die Tiefe

dieses Grabens von unten an bis hinauf zu dem Gipfel gerechnet, beträgt 24 Fuß. Hart innerhalb der Palliſaden-Reihe ſtehet ein 20 Fuß hohes, 40 Fuß langes und 6 Fuß breites Gerüſte; dieſes ruhet auf ſtarken Pfoſten, und iſt zum Standplatz für die Vertheidiger der Veſtung beſtimmt, von da ſie die Belagerer durch Wurfſpieße und Steine beſchädigen können, dergleichen Munition ganze Haufen daſelbſt in Bereitſchaft liegen. Ein anderes ſolches Gerüſte überſiehet den ſteilen Zugang vom Strande her, und ſtehet gleichfalls innerhalb der Palliſaden. Auf dieſer Seite des Bergs giebt es einige kleine Auſſenwerke und Hütten, die nicht zu Vorpoſten, ſondern zu Wohnungen ſolcher Leute da ſind, die aus Mangel an Platz nicht inwendig in der Veſtung wohnen können, und doch unter dem Schutz derſelben leben wollen. Die Palliſaden laufen um die ganze Rundung des Bergs, ſowohl gegen die See, als gegen das Land hin, rings um das Städtgen herum, und da der darinnen eingeſchloßene Boden urſprünglich ein ſpitziger Hügel geweſen iſt, ſo haben ſie ſolchen abgetragen, aber nicht zu einer, ſondern mehrern Ebenen gemacht, die ſich wie ein Amphitheater, ſtufenweis übereinander erheben, und deren jede mit einer beſondern eigenen Palliſade umgeben iſt.

ist. Sie hängen indeßen alle durch enge Gäßgen aneinander, die man aber im Nothfall leichtlich versperren könnte, so, daß wenn auch der Feind die äußere Palliſade eingenommen hätte, dieſe Oerter dennoch einer nach den andern hartnäckig vertheidigt werden könnten, und der Feind manchen Sturm würde wagen müßen, ehe er von dem ganzen Platz Meiſter wäre. Dieſe Burg hat nur einen einzigen Zugang, und dieſer beſteht aus einem ohngefähr 12 Fuß langen Weg, der mit dem ſteilen Pfad vom Strand herauf zuſammenhängt. Dieſer Weg gehet unter einem von den Streitgerüſten durch, und kan dergeſtalt verſperrt werden, daß es eine ſehr ſchwere und gefährliche Unternehmung ſeyn würde, durch denſelben einzudringen. Ein ſolcher Ort iſt allemal feſt genug, daß ein Volk, das keine andere Waffen hat, als die hier zu Land üblich ſind, ſich immer gegen eine anſehnliche Macht, die mit gleichen Waffen ſtreitet, wehren kan. Dieſe Plätze ſind auch mit allen Nothwendigkeiten verſehen, außer daß ſie gemeiniglich einen Mangel an Waßer haben. Dennoch müßen ſie ein Hülfsmittel haben, es mag auch beſtehen, worinnen es will, wodurch ſie zu dieſem unentbehrlichen Bedürfniße gelangen können;

denn außer diesem würden ihnen die andern Lebensmittel, die sie dorthin zusammen bringen, als Wurzeln und gedörrte Fische, nichts helfen.

Da dieses Volk in beständigen Feindseligkeiten lebt; so haben sie fast ein jedes Dorf zu einer solchen Vestung gemacht; dieses ist aber auch die Ursache, daß sie sehr wenig gebautes Feld haben. Eben dieses aber wird wieder eine neue Ursache zu Feindseligkeiten, und verschiedene Uebel bringen auch hier einander wechselsweis hervor. Der Mangel an Lebensmitteln ist eine Ursache zum Krieg, und dieser erzeugt wieder den Mangel, so daß Hunger und Krieg die ärgsten Uebel sind, die dieses Volk drücken. Dergleichen befestigte Dörfer trifft man besonders an denjenigen Gegenden häufig an, wo zwey Völker aneinander gränzen, und man kan aus der Menge derselben einen beynahe richtigen Schluß machen, daß man sich nahe an den Gränzen eines Volks befinde. Es ist aber gewiß etwas sonderbares, daß eben die Erfindsamkeit, die ihnen den Plan zu dem bewundernswürdigen Bau ihrer Vestungen eingegeben, und die Emsigkeit, die ihnen die Ausführung desselben, ohne Hülfe der nöthigen Werkzeuge, erleichtert hat, nicht auch hinreichend gewesen ist, sie bey ähnlichen Gelegenhei-

ten auf eine andere Art des Schießgewehrs hinzuleiten, als blos auf Wurfspieße; denn sie haben keine Art von Bogen, um Pfeile abzuschießen, auch keine Schleuder, um sich das Werfen eines Steins zu erleichtern. Und es ist dieses um so viel seltener, da es weit leichter ist, Schleudern, Pfeile und Bogen auszusinnen, als den Plan einer Vestung anzulegen; ersters findet man in der ganzen Welt, bey allen rohen Völkern, letzteres aber nur bey wenigen. Auch an denen Orten, wo man keine solche Vestungen antrifft, und die Häußer nur einzeln stehen, findet man dennoch auf den Bergen sehr lange, mit Kriegs-Ammunition, nemlich Steinen und Wurfspießen, versehene Streitgerüste, zu welchen vermuthlich die Einwohner im äußersten Nothfall ihre Zuflucht nehmen. Auf diese Streitgerüste stellen sie sich, wenn sie angegriffen werden, und bedienen sich ihrer Waffen mit gutem Erfolg. Diese Forts scheinen auch nur Schutzwehren gegen einen plötzlichen Ueberfall zu seyn, denn da sie mit keinen Lebensmitteln versehen sind, so würden auch die besten Streiter keine lange Belagerung darinnen aushalten können.

Was ihre Waffen anbelangt, so haben sie erstlich einen langen Speer, oder Lanze. Diese

ist ohngefähr vierzehen bis funfzehen Fuß lang, an beiden Enden spitzig, und die Spitzen sind bisweilen aus Knochen gemacht. Dieses Gewehr halten sie, wenn sie es brauchen wollen, in die Höhe, und schwenken es herzhaft. Alsdenn fassen sie es gerade in der Mitte an, so, daß der hintere Theil dem vördern das Gleichgewicht hält, und werfen es gegen ihren Feind loß: dieser Wurf mislingt weit seltener, weil sie die Lanze in der Mitte anfaßen, als wenn sie nur das Ende in der Hand hielten, und solche alsdenn abfliegen ließen. Das andere Gewehr ist der Wurfspieß, oder eine Art von Streitaxt, die sie Pätuh-Pätuh nennen. Es ist dieses ein Gewehr, welches einer Schippe ähnlich, und aus einem grünen Talkstein verfertigt ist. Es ist sehr spitzig, und mit einem kurzen Handgriff versehen. Unter allen ihren Waffen verlaßen sie sich auf ihren Pätuh-Pätuh am meisten. Sie haben ihn mit einem starken Riemen an das Gelenke der Hand angebunden, damit man es ihnen nicht aus der Hand winden könne. Wenn sie ihren langen Speer gegen den Feind abgeschoßen haben; so greifen sie sogleich zu dieser Streitaxt, und geben ihn damit auf den Leib. Sie hauen damit mit solcher ungestümmen Wuth auf den Kopf, daß, wenn sie ihn recht treffen, sie ihm die Hirn-

schale gänzlich spalten. Daß sie ihrem Feind kein Quartier geben, haben wir oben schon bemerkt. Dieses Gewehr tragen sie auch als ein Ehrenzeichen; die Vornehmen haben solches im Gürtel stecken, sehen es für einen kriegerischen Putz an, und glauben, daß ohne dieselben ihr Anzug nicht vollständig sey; er ist bey ihnen, was bey Standespersonen in Asien der Dolch, und bey den Europäern der Degen ist. Außer diesen führen sie auch Schleudern, um Steine damit in die Ferne zu werfen. Von Schußgewehren wißen sie nichts. Ihre Oberhäupter haben außer den jetzt beschriebenen Waffen auch eine Art von Commandostab, zum Zeichen der Würde: es ist dieses eine schneeweise Wallfisch-Rippe, welche über und über mit Schnitzwerk versehen, und mit Hundshaaren und Federn geschmückt ist; bisweilen ist es auch nur ein langer Stock, der eben so geziert, und mit einer Art von Muscheln, die dem Perlemutter gleich kommt, eingelegt ist. Diejenige, die dieses Ehrenzeichen trugen, waren gemeiniglich alte Leute, oder die wenigstens über die mittlern Jahre hinaus waren.

Wenn sie in das Treffen gehen, so greifen sie niemals ihren Feind überhaupt, oder in geschloßenen Gliedern an; denn davon wißen sie

gar nichts: sondern jeder sucht seinen Mann. Ehe sie einander anfallen, so stimmt ein jeder von beiden Theilen sein Kriegslied an, fordert den andern durch Schwingen der Lanze heraus, und tanzt mit erschröcklichen Geberden, um sich in einen gewißen Grad mechanischer Wuth hineinzuarbeiten, die bey allen ungesitteten Völkern eine nothwendige Vorbereitung zum Gefecht ist; denn eine kaltblütige Herzhaftigkeit, und jene Stärke der Seele, welche sich selbst genug ist, die Empfindung der Gefahr zu überwältigen, ohne das Hülfsmittel nöthig zu haben, durch Aufwiegelung der Leidenschaften die Vorstellung davon zu dämpfen, dürfen wir bey Wilden nicht suchen, sondern sie ist ein Vorrecht edler und durch die Vernunft gebildeter Seelen. Sie ziehen zwar mit kalten Blut gegeneinander zu Felde, aber wenn es zu einem wirklichen Angriff kommen soll, finden sie es für nöthig, sich in eine Hitze von Leidenschaft hineinzuarbeiten, so wie auch bey uns manche Leute nicht glauben, daß sie herzhaft seyn könnten, wenn sie sich nicht vorher ein wenig betrunken hätten. Dieser Kriegs-Tanz, wodurch sie sich in Wuth setzen, ist etwas fürchterliches. Er besteht in vielerley hefftigen Bewegungen und abscheulichen Verdrehungen der Glieder, wobey auch das Gesicht seine Rolle

spielt.

spielt. Sie strecken die Zung unglaublich lang zum Hals heraus, und ziehen die Augenlieder so gewaltig hinauf, daß das Weiße, sowohl unten als oben, und auf beiden Seiten zum Vorschein kommt, und einen Kreis um die Iris macht. Sie unterlassen, mit einem Wort, nichts, was die menschliche Gestalt nur entsetzlich und abscheulich machen kan. Dabey schwenken sie ihre Speere, schütteln ihre Wurfspieße, und hauen mit dem Pätuh-Pätuh in der Luft herum. Zu diesem gräßlichen Tanz pflegen sie auch zu singen; die Melodie dieses Gesangs ist zwar wild, aber doch nicht unangenehm, und jeder Absatz endigt sich mit einem lauten und tiefen Seufzer, den sie alle miteinander zugleich ausstoßen. So entsetzlich aber auch die Bewegungen sind, so kan man doch die Stärke, die abgemeßene Genauigkeit und Behendigkeit, die sie dabey zeigen, nicht ohne Bewunderung ansehen. Nach diesen Vorbereitungen gehen sie aufeinander los, und gerathen allemal hart aneinander. Sie fechten Mann gegen Mann, es sey zu Waßer oder zu Land; das Blutvergießen muß natürlicherweise sehr groß seyn, da nach Beschaffenheit ihrer Waffen, ein jeder seinen Gegner mit einem einzigen Streich zu Boden schlagen kan, und folglich, wenn der erste Schlag trifft, nicht zum

zweytenmal zuzuschlagen braucht. Diejenigen, die im Treffen bleiben, werden von ihren Feinden, die das Schlachtfeld behaupten, gefreßen.

Von der Art, wie diese Völker zur See streiten, waren die Engländer Augenzeugen. Als sie sich der Insel näherten, und die Wilde sie mit Gewalt abtreiben wollten, so fiengen sie es auf folgende Art an. Sie kamen in ihren Kähnen herbeygefahren, und in einem jeden derselben stund einer von den Oberhäuptern mit seinen Commandostab. Wenn sie sich bis auf eine gewiße Weite dem Schiff genähert hatten, so hielten sie still. Die Anführer stunden alsdenn von ihren Sitzen auf, und zogen eine gewiße Kleidung von Hundsfellen an, die vermuthlich bey solchen Gelegenheiten gebräuchlich ist. In diesem Staat hielten sie ihren Commandostab oder sonsten ein Gewehr in die Höhe, und theilten ihren Leuten die Befehle aus. Sie forderten hierauf die Europäer zum Treffen auf; die Ausforderungsworte waren beynahe einerley, als: häromai, häromai, härre juta a Pätuh-Pätuh Oge: d. i. kommt ans Land, kommt ans Land, wir wollen euch mit unsern Pätuh-Pätuh töden. Sie fiengen darauf ihren Schlachtgesang und Kriegstanz an, und näherten sich; aber da sie gegen das Feuergewehr

gewehr der Europäer mit ihren Steinen nichts ausrichten konnten, so musten sie sich jederzeit zurückziehen. Wenn sie untereinander einen Seekrieg haben, so fechten sie eben so, wie zu Land, nur mit dem Unterschied, daß sie nach den gewöhnlichen Vorbereitungen mit Steinen aufeinander werfen, und alsdenn in die Schiffe springen: wer den andern den ersten Streich versetzt, ist Meister.

Die Verwandschaft der Materie bringt uns ganz natürlich auf ihren Schiffsbau, worinnen sie eine größere Geschichlichkeit zeigen, als die meisten andern Wilden. Ihre Kähne sind lang und schmal, und an Gestalt den Booten gleich, deren man sich in Neu-England zum Wallfischfang bedient. Sie haben zweyerley Arten derselben, die sie sowohl zum Krieg, als zum Fischen brauchen. Die grösten scheinen zum Krieg erbaut zu seyn, und es haben in denselben vierzig, achtzig bis hundert streitbare Männer Platz. Sie sind gemeiniglich gegen siebenzig Fuß lang, fünf Fuß breit, und vier Fuß tief. Der Boden ist spitzig mit geraden Seiten, folglich wie ein Keil gestaltet, und aus drey Stücken der Länge nach zusammengesetzt, die bis auf zween oder anderthalb Zoll dick ausgehölet, und durch starkes Flecht-

werk

werk aneinander befestigt sind. Jede Seite bestehet aus einem einzigen ganzen Bret, die Seitenwände aber sind sehr schicklich auf dem Boden gefügt, und an demselben befestigt. Eine beträchtliche Anzahl von Queerhölzern lauft vom obern Rand einer Seite bis zum andern hin, und ist an beiden Seiten sehr wohl befestigt, und dient zur Verstärkung des Bootes. Der Spiegel am Vordertheil ragt 5 bis 6 Fuß über den Cörper des Kahns hinaus, und ist ohngefähr fünfthalb Fuß hoch; der Spiegel am Hintertheil ist auf dasselbige Ende befestigt, wie der hintere Pfosten eines Schifes auf den Kiel, und ist ohngefähr 14 Fuß hoch, zwey Fuß breit, und anderthalb Zoll dick. Beide Spiegel bestehen aus Brettern, die mit erhabener Arbeit geziert sind, von welchen aber die Zeichnung das Schnitzwerk weit übertrifft. Sie haben auch Kähne, die ganz plump gemacht sind, die nur aus einem blosen Stück Holz bestehen, welches durch das Feuer ausgehölet ist. Uebrigens sind alle Schiffe nach gleicher Art gebauet, und die wenigsten sind unter zwanzig Fuß lang. Einige von der kleinen Gattung haben Seitenrahmen, und bisweilen werden ihrer zween mit einander verbunden. An den kleinen Booten, die blos zur Fischerey gebraucht werden, stellt das Schnitz-

werk

werk am Spiegel eine menschliche Figur mit dem gräßlichsten Gesichte vor, das sich denken läst, welchem eine ungeheuere lange Zunge aus dem Munde hängt; die Augen sind Muschelschalen. Die größern hingegen, die hier Kriegsschiffe zu seyn scheinen, sind mit durchbrochener Arbeit prächtig geziert, und außerdem mit frey herabhängenden Franzen von schwarzen Federn geschmückt, die dem Kahne ein artiges Ansehen geben. Auch sind manchmal die Seitenbretter am obern Rand nach einem seltsamen Geschmack ausgeschnitzt, und mit weißen Federbüschen geziert, die auf einem schwarzen Grund angebracht sind.

Die Ruder sind klein leicht und artig gemacht. Das breite Ende oder die Schaufel ist oval, oder vielmehr an Gestalt einem Baumblatte ähnlich, unten spitzig, in der Mitte am breitesten, und verliert sich allmählig in den Stiel oder Schafft. Das ganze Ruder ist von einem Ende bis zum andern, ohngefähr sechs Fuß lang, wovon für den Stiel oder Schafft, bis oben an das Ende, wo man das Ruder faßt, 4 Fuß, und für den untern breiten Theil, oder für das Blatt 2 Fuß zu rechnen sind. Vermittelst diese Ruder treiben sie ihre Schiffe mit einer erstaunenden Geschwin-

digkeit

digkeit fort. Dagegen sind sie im Segeln desto ungeschickter; sie wißen nichts anders, als gerade vor dem Winde hinzusegeln, und verstehen die Kunst nicht, sich gegen den Wind zu helfen. Ihre Segel bestehen aus Netzwerk, oder Matten, welche zwischen zwo Stangen aufgespannt sind, die an dem obern Ende des Kahnes, eine zur rechten, und die andern zur linken Hand, aufrecht befestigt sind, und als Maßten und Raen zu gleicher Zeit dienen müßen. Zween Stricke versehen die Stelle der Schroten, und sind zu diesem Ende oben an den Gipfel jeder Stange befestigt. So unbequem und unbehülflich auch diese Zurüstung ist, so segeln sie bey günstigen Wind doch ziemlich schnell damit, und anstatt des Steuerruders wird der Kahn von zween Männern regiert, die am Hintertheile deßelben sitzen, und deren jeder ein Ruder zu dieser Absicht gebraucht.

Ehe wir die häußliche Einrichtung der Neu-Seeländer kennen lernen, müßen wir zuvor die Naturgüter, die sie auf dieser Insel haben, untersuchen. Es giebt hier keine andere vierfüßige Thiere, als Hunde und Ratten, wenigstens bekamen die Engländer keine andere zu sehen, und es giebt auch der letztern Thiere so wenig, daß verschiedene von den Reisenden niemals eine

gesehen

gesehen haben. Die Hunde halten sich bey den Menschen auf, und diese ziehen solche blos, um sich davon zu nähren. Es könnte zwar möglich seyn, daß es besonders in dem innern Theile des Landes Thiere gebe, die den Engländern nicht zu Gesicht gekommen sind; allein es ist aus dem Grund nicht wohl wahrscheinlich, weil der vornehmste Kleiderputz dieser Leute in Fellen und Haaren der Thiere, welche sie haben, bestehet, und die Engländer außer Hundefellen und Vogelhäuten nie die Haut eines andern Thieres gesehen haben. Es giebt zwar Seekälber an der Küste, und die Engländern sahen auch einmal einen Seelöwen; allein, es sind diese Thiere sehr selten; denn ob man gleich hier und dar einen Zahn von diesen Thieren sieht, welchem die Eingebohrnen gemeiniglich die Gestalt einer einfachen starken Haarnadel geben, und diese als einen unschätzbaren Zierrath an der Brust tragen, so fanden doch die Engländer nicht eine einzige Haut von diesen Thieren bey ihnen. Es giebt auch Wallfische an der Küste, und ob gleich die Bewohner derselben, weder die Kunst, noch eine Art von Werkzeugen zu besitzen scheinen, womit ein solches Thier gefangen oder getödet werden könnte, so haben doch einige unter ihnen Pätuh-

Pätuhs,

Pätuhs, die aus den Beinen eines Wallfisches oder eines andern Thieres, das demselben gleich kommt, gemacht zu seyn scheinen.

Von Vögeln giebt es gleichfalls nicht vielerley Arten, und unter denselben ist keine den in Europa bekannten Arten gleich. Verschiedene von den dasigen Enten und Meerraben scheinen den Europäischen ziemlich gleich zu kommen, daß man sie ohne genaue Untersuchung für eben dieselben halten würde; so giebt es auch Eulen, Falken und Wachteln daselbst, die dem ersten Anblick nach von den europäischen wenig unterschieden sind. Die Seeküste wird auch von vielen solchen Vögeln besucht, die man an dem großen Weltmeere findet, besonders von Albatroßen, schwarzen Erdmöven, und Pintados; auch findet man solche Vögel daselbst, die man sonsten Penguinen nennt, die denjenigen Vögeln gleich kommen, die die Franzosen Nuance nennen; diese Vögel scheinen eine Mittelgattung zwischen Fisch und Vögel zu seyn: denn ihre Federn, besonders die in den Flügeln, sind nur ganz wenig von Schuppen verschieden, und die Flügel selbst, deren sie sich blos zum Tauchen, und nicht zur Beförderung ihrer Bewegung, auch alsdenn nicht, wenn sie auf der Oberfläche des Waßers sind,

bedienen, können vielleicht mit eben so viel Recht, Floßfedern genennt werden. Die Insektarten sind nicht zahlreicher, als die Vögel. So wenig Thiere es aber auf dem Lande giebt, desto reicher ist die See. Jede Bucht wimmelt von Fischen, die nicht nur eine gesunde Kost, sondern auch von eben so leckern Geschmack sind, als unsre europäische Arten. Ueberall kan man mit Angeln Fische genug fangen, und wenn man vollends das Netz zieht, kan man sich reichlich damit versorgen. Die See liefert Fische von mancherley Art. Auch findet man verschiedene Arten von Stechrochen, Fluß- und Meeraale, nicht minder allerhand Schaalfische, Meerschnecken, Muscheln und Austern.

Unter den Producten des Pflanzenreichs, behaupten die Bäume den ersten Rang; denn es giebt allhier ungeheure Waldungen von Bauholz, voll von den geradesten, reinsten und grösten Stämmen. Ihrer Größe, ihres körnigten Holzes und augenscheinlicher Dauerhaftigkeit wegen, taugen sie zu allen Arten von Gebäuden, und zu jedem andern Behuf, ausgenommen zu Masten, für welche sie zu hart und zu schwer sind. Es ist hier ein Baum, so groß als eine Eiche, der sich durch seine schöne Scharlachblüthe auszeichnet, und deßen Holz

so außerordentlich hart und schwer ist, daß man ihn besonders zum Mühlenbau brauchen könnte. Desgleichen wächst noch ein anderer Baum in den Sümpfen, der hoch, gerade und stark genug ist, um für die grösten Schiffe Masten zu geben. Ein großer Theil des Landes ist mit Kräutern bedeckt, die sehr geil in die Höhe wachsen, die wenigsten davon sind in Europa bekannt. Küchengewächse giebt es wenige. Die Einwohner des Landes bauen auch Cürbiße, und bedienen sich derselben zu Gefäßen von verschiedener Art und Nutzen. Hier wächst auch derjenige Baum, aus welchem die Otaheiten ihr Tuch verfertigen. Die Neu-Seeländer machen zwar auch dergleichen Zeug; aber der Baum ist hier so selten, daß sie nicht genug davon bereiten können, um sich damit zu kleiden, oder einen andern erheblichen Gebrauch davon zu machen; sie tragen es daher blos zum Zierrath in den Löchern, die sie sich in die Ohren stechen. Dagegen haben die Eingebohrne eine Pflanze, die ihnen anstatt des Hanfes und Flachses dient, und die alle andere übertrifft, die man in andern Ländern zu ebenderselben Absicht braucht. Von dieser Pflanze findet man allhier zweyerley Arten. Die Blätter derselben sind bey beiden Gattungen den Blättern der Schwerdt-Lilie ähnlich, die Blü-

then

then sind aber nicht so groß, aber die kleinen Büschel, in denen sie zusammenwachsen, sind in größerer Anzahl als bey jenen. An der einen Gattung sind sie gelb, und an der andern dunkelroth. Aus den Blättern dieser Pflanze verfertigen sie mit weniger Zubereitung nicht nur alle ihre gewöhnliche Kleidung, sondern auch alle Arten von kleinen Schnüren, Angelschnüren und allerhand Stricke, die allem, was wir aus Hanf machen, an Stärke so weit vorzuziehen sind, daß man sie gar nicht einmal miteinander in Vergleichung setzen kan. Aus eben dieser Pflanze wissen sie durch eine andere Zubereitung lange dünne Fäsergen zu ziehen, die wie Seide glänzen, und schneeweiß sind. Diese sind ebenfalls ungemein stark, und werden zu ihren feinern Kleidern gebraucht; auch ihre Netze machen sie aus diesen Blättern, und zu diesem Gebrauch ist die Zubereitung derselben noch weit einfacher, als zu den vorigen. Sie spalten solche alsdenn blos der Länge nach in gehörige schmale Streifen, und knüpfen hernach ihre Netze daraus, deren einige von ungeheurer Größe sind.

Dieses sind die Naturgüter, die auf dieser Insel angetroffen werden. Nun wollen wir sehen, wie sich die Einwohner derselben bedienen.

Wir wollen zuerst von der Einrichtung ihrer Häußer reden. Ohnerachtet sie rechtes gutes Bauholz haben, so brauchen sie es doch nicht so, daß sie sich bequeme und dauerhafte Wohnungen daraus machten. Ihre Wohnungen sind, wenn man die Größe wegrechnet, nicht viel beßer, als bey uns ein Hundstall. Sie sind selten über achtzehen bis zwanzig Fuß breit, und von der Stange an, die oben von einem Ende bis an das andere hinlauft, und die innere Dachspitze ausmacht, bis herab auf den Boden, fünf bis sechs Fuß hoch. Die erste Anlage dieser Gebäude, oder was man die Zimmerarbeit daran nennen könnte, ist von Holz und bestehet gemeiniglich aus dünnen Stangen, die Wände aber sind von Heu aufgeführt, womit auch das Dach bedeckt ist. Man muß gestehen, daß dieser Theil des Baues sehr sauber ist, indem sie das Heu sehr eben und sehr genau zusammen zufügen wißen; auch sind die Häußer bisweilen mit Baumrinde getäfelt, daß also die Bewohner derselben gegen die Kälte hinlänglich darinnen geschützt seyn können. Das Dach ist abhängig, und die Thüre ist an einem Ende des Haußes, aber kaum hoch genug, daß ein Mann auf Händen und Füßen hineinkriechen kan. Nahe an dem

Eingang ist ein viereckigtes Loch, daß ihnen so wohl zum Fenster, als auch zum Rauchfang dient, denn der Feuerheerd liegt an demselben Ende, fast mitten zwischen den beiden Seiten. Gemeiniglich nahe an der Thür, oder sonst an einem Ort im Hauße, ist ein Brett befestigt, das nach ihrer Art mit Schnitzwerk geziert ist, und dieses schätzen sie eben so hoch, und halten es für keinen geringern Zierrath, als wir Europäer mit Gemälden thun. Die beiden langen Seitenwände und das Dach sind ohngefähr zween Fuß weit über das vordere und hintere Ende des Haußes hinaus gebauet, so daß von beiden Enden eine Art von bedeckten Vorhof daraus entsteht, in welchem zur Bequemlichkeit der Familie Bänke befindlich sind. Der innerhalb des Gebäudes zum Feuerheerd bestimmte Ort, ist durch hölzerne oder steinerne Seitenwände eingeschloßen, und in der Mitte dieses hohlen Vierecks wird das Feuer angezündet. Der Fußboden ist längst der innern Seite der Wände hin, dick mit Stroh bedeckt, und auf diesem schläft die Familie.

Bey ihren Häußern haben sie eine Art von Reinlichkeit, wovon es vielleicht unter keinem indianischen Volk ein Beyspiel giebt. Jedes Haus, oder jedes kleines Gehöfte von drey bis

vier Häußern, ist mit einem Abtritt versehen, und auf dem Boden siehet man nicht die geringste Unsauberkeit. Alles, was von Speisen weggeworfen wird, und anderer Auskehrig, wird hier in ordentliche Düngerhaufen zusammengeschüttet, die sie vermuthlich zur Besserung für ihre Felder brauchen. Sie thun es hierinnen mancher gesitteten Stadt von Europa zuvor. Bis auf das Jahr 1760 hat es in Madrid, der Hauptstadt Spaniens keine Abtritte gegeben, sondern der Koth wurde des Nachts aus den Fenstern auf die Straße geschüttet, wo denn eine Menge Leute geschäfftigt waren, denselben mit Schaufeln aus den obern Theilen der Stadt nach der untern wegzuschaffen; hier blieb er liegen, bis er ausgetrocknet war, und alsdenn wurde er weggeführt und ausserhalb der Stadtthore abgeworfen. Wie der jetzt regierende König zur Regierung kam, so ließ er einen Befehl bekannt machen, daß jeder Eigenthümer eines Haußes ein heimliches Gemach bauen, und daß Rinnen und Cloaken auf öffentliche Kosten erbauet werden sollen. So vernünftig dieser Befehl war, so widersetzten sich doch die Spanier diesem Befehl, als einem Eingriff in die natürliche Rechte des Menschen, und streubten sich hartnäckig gegen die Vollziehung des Gebots. Man ersann allerhand

Einwendungen dagegen, und besonders ließen es sich die Aerzte angelegen seyn, den König zur Beybehaltung der alten hergebrachten Freyheit seines Volks zu bewegen. Es wäre beynahe zu einem Aufstand gekommen. Endlich aber drung der König durch, und der gesittete Spanier mußte mit Gewalt zu einer Reinlichkeit gezwungen werden, welche der ungesittete und rohe Neu-Seeländer aus eignen Antrieb beobachtet.

Ihr Hausgeräthe und ihre Werkzeuge bestehen in sehr wenig Stücken, und sind gemeiniglich in einer einzigen Kiste verwahrt. Ihre Speisekörbe, ihre Kürbiße, worinnen sie ihr Waßer aufbewahren, und die Hämmer, womit sie die Farrenkraut-Wurzeln schlagen, damit sie geniesbar werden, liegen außen vor ihren Hütten. Ihr ganzer Reichthum besteht in einigem schlecht gemachten Werkzeug, in ihren Kleidern und Waffen, und in ein paar Federn zum Kopfputz. So schlecht nun ihre Häußer sind, so dienen sie ihnen doch dazu, daß sie vor der Strenge der Witterung verwahrt sind, ob sie sich gleich nicht viel daraus machen, ob sie auf ihren Auswanderungen, und Einsammlung verwahrt sind, oder nicht. Bisweilen pflegen sie bey dergleichen Gelegenheiten einen Schirm

gegen den Wind hin aufzurichten; oft aber gebrauchen sie nicht einmal diese Vorsicht, sondern schlafen mit ihren Weibern und Kindern blos unter ein wenig Strauchwerk, wobey sie ihre Waffen rings um sich herum legen.

In ihren Speisen sind sie eben so einfach, wie in ihren Wohnungen. Ihre Speisen sind nach der Jahreszeit verschieden. Der gröste Theil derselben bestehet aus Fischen, zu denen sie anstatt des Brods die Wurzel einer Art von Farrenkraut eßen. Diese Wurzel trocknet man über dem Feuer, und schlägt sie hernach mit einem Stecken oder Hammer so lange, bis die Rinde, oder äußere dürre Haut abfällt; das überbleibende ist eine weiche etwas klebrigte und süße Substanz, die nicht von unangenehmen Geschmack ist, aber drey bis viermal mehr unschmackhafte holzartige Fasern hat, als Fleisch. Einige eßen diese Wurzeln mit sammt den Fasern, allein der ungleich größere Theil der Einwohner bringt die Fasern wieder aus dem Munde, läst sie in ein Körbgen fallen, das unter einem jeden steht; in dieses Körbgen werfen sie alles was sie von ihren Speisen übrig lassen, und nicht genießen; von da wird es an den gemeinen Ort, wo sie alle ihre Unreinigkeiten hinwerfen, gebracht. Ausser diesem sind Fische

ihre

ihre gemeinste Speise, wenn sie nicht zuweilen einen Hund schlachten, oder einen Seevogel fangen. Daß Farrenkraut-Wurzeln und Fische, sogar auf der Küste und den benachbarten Bergen nicht allemal zu haben sind, ist daraus offenbar, weil man hier und dar einen Vorrath von solchen gedörrten Wurzeln und Fischen antrifft; ein deutlicher Beweiß, daß sie diese Lebensmittel nicht in Ueberfluß haben, ist auch dieser, weil sie sich mit den Engländern nicht gern in einen Kauf einlaßen wollten, als sie solche von ihnen verlangten, um sie mit in die See zu nehmen. Das Land bringt nicht einmal so viel solcher Lebensmittel hervor, als hinreichend ist, den Hunger seiner eigenen Einwohner zu stillen, welches Gelegenheit zu tausend Feindseligkeiten und Befehdungen giebt. Da sie keine Geschirre haben, worinnen sie Waßer sieden können, so schränkt sich ihre ganze Kochkunst nur auf Backen und Braten ein. Sie backen ihre Speisen fast eben so, wie die Einwohner auf den Inseln der Südsee. Wenn sie Fleisch braten, so befestigen sie solches an einem Stecken, als an einem Bratspieß, und stellen solchen so auf die Erde, daß er sich gegen das Feuer neigt. Um nun dieses zu bewerkstelligen, legen sie einen Stein hinter das untere Ende des Stockes, damit er nicht ausgleite; sodann hal-

ten sie ihn schräg gegen das Feuer, und stützen ihn durch einen andern Stein, auf welchem die Mitte des Steckens ruht; nachdem sich die Spitze des Steckens mehr gegen das Feuer hin, oder weiter von demselben hinweg neigen soll, rücken sie den Stein mehr oder weniger gegen denselben heran. Diese Lebensmittel sind nicht in allen Gegenden der Insel in gleicher Menge zu haben. In den nördlichen Theilen der Insel bauen sie Yamwurzeln, süße Erdäpfel, und Cocos, aber in den südlichen Theilen findet man nichts dergleichen, und diese müßen sich mit Farrenkraut-Wurzeln und Fischen begnügen. So viel man weiß, ist Waßer der einzige Trank, den sie kennen, und wenn sie wirklich kein Mittel haben, sich zu berauschen, so sind sie in dieser Absicht glücklicher, als alle bisher bekannte Völker.

Was ihre Art sich zu kleiden anbelangt, so ist die Kleidung eines Neu-Seeländers für einem Fremden beym ersten Anblick die roheste, die man sehen kan. Sie wird aus den Blättern derjenigen Pflanze, die wir oben mit unsern Schwerdt-Linien verglichen haben, verfertigt. Diese Blätter werden in drey bis vier Streifen gespalten, und die Streifen, wenn sie dürre sind, dergestalt miteinander verbunden und zusammengeknüpft, daß ein Zeug heraus-

kommt,

kommt, der ein Mittelding zwischen Netzarbeit und Tuch ist. Alle die äußern Spitzen dieser Streifen, welche acht bis neun Zoll lang sind, hängen an dem obern Ende des Zeuges heraus, gleich den rauhzottigten Matten, die man bisweilen bey uns auf den Fußboden des Vorplatzes und vor die Thüren unsrer Zimmer legt. Aus zwey Stücken von solchem Tuch macht sich der Neu-Seeländer eine vollkommene Kleidung. Das eine wird mit einer Schnur um die Schultern gebunden, und reicht bis an die Knie herab, vorn ist es ganz offen, kan aber vermittelst einer großen aus Knochen verfertigten Nadel, die am Ende der obgedachten Schnur hängt, leichtlich in einer beliebigen Gegend zusammengestochen werden, das andere Stück Zeug wird um den Unterleib gebunden, und reicht beynahe bis auf die Erde hinab, so daß der ganze Fuß davon bedeckt ist; die Männer tragen ein solches Unterkleid nur bey besondern Gelegenheiten, gemeiniglich haben sie nur einen Gürtel um den Leib gebunden, und an diesem ist ein Band befestigt, das zu einem sehr sonderbaren Gebrauch dient. Die Einwohner auf den Inseln der Südsee schlitzen die Vorhaut auf, daß sie die Eichel nicht bedecken kan; diese Leute hingen ziehen sie vorwärts über die Eichel zusammen, und damit solche durch das Einschrumpfen

pfen des Gliedes nicht zurückgezogen werde, so binden sie das Band, welches von ihrem Leibgürtel hinabhängt, um das Ende desselben. Die Eichel scheint auch der einzige Theil des Leibes zu seyn, den sie mit Sorgfalt bedecken; denn sie werfen oft ihre ganze Kleidung mit der sorgfältigsten Gleichgültigkeit von sich, aber den Gürtel und das Band niemals; sie sind auch allemal in die augenscheinlichste Verwirrung gerathen, so oft sie von den Engländern ersucht wurden, das Band abzunehmen, und willigten niemals darein, ohne die äußerste Abneigung und Scham blicken zu laßen. Wenn sie ihre Oberkleider anhaben, und mit eingebogenen Knie auf der Erde sitzen, so sehen sie einer kleinen mit Stroh gedeckten Hütte einigermaßen ähnlich. So häßlich aber auch diese Kleidung ist, so taugt sie doch für Leute, die oft ohne allen andern Schutz gegen den Regen, unter freyem Himmel schlafen. Indeßen haben sie doch außer diesen groben, zottigten Matten, noch zweyerley Gattungen Tuch, dessen Oberfläche glatt ist; diese sind auf eine sehr sinnreiche Art gemacht. Die eine Gattung ist so grob, als unser gröbstes Segeltuch, und demselben in Absicht auf die Lage und Anordnung der Fäden einigermaßen ähnlich, aber zehenmal so stark; die andere Gattung besteht aus vielen Fäden, die in der Rich-

tung,

tung, welche man den Aufzug nennen könnte, sehr nahe aneinander liegen; den Einschlag aber machen nur wenige quer über die ersten hinlaufende Fäden aus, um das Ganze miteinander zu verbinden. Diese letzten Fäden liegen ohngefähr einen halben Zoll weit voneinader, fast wie man solches an den rundgeflochtenen sogenannten Strohtellern sieht, die man auf die Tische legt, um die Schüßeln darauf zu setzen. Diese Gattung Tuch ist manchmal gestreift, und hat allemal ein gutes Ansehen; denn sie wird aus den Fäsergen derjenigen Pflanze verfertigt, welcher man, wie wir oben gemeldet haben, durch die Zubereitung einen seidenartigen Glanz geben kan. Man macht dieses Tuch in einem besondern Rahmen, der so groß ist, als das zu verfertigende Stück Tuch, gemeiniglich fünf Fuß lang, und vier breit; über diesen Rahmen werden die Fäden, welche über die Länge des Zeuges hinlaufen, und enge beysammen liegen, oder der Aufzug gespannt, und die Einschlagsfäden werden einzeln die quer hindurch mit bloser Hand hineingearbeitet. An diese beide Gattungen von Tuch sticken sie die vier äußern Randseiten, buntfarbig; und diese Farbe siehet fast so aus, wie unsere Fuß-Teppiche, oder viel mehr wie die mit Wolle gestickten Modeltücher, welche junge Mädgen in den

Nähe-

Näheschuten zu verfertigen pflegen. Diese Tücher werden nach verschiedenen Mustern, und mit einer Sauberkeit verfertigt, worüber man sich in Betracht deßen, daß sie keine Nähnadeln haben, billig wundern muß. Ihr gröster Kleiderstaat aber bestehet in Pelzwerk, welches ihnen ihre Hunde liefern. Mit diesen gehen sie so sparsam um, daß sie es in kleine Streifen zerschneiden, und solche in einer gewißen Weite voneinander auf die Kleider nähen. Gedachte Streifen sind auch oft von verschiedenen Farben, und werden dergestalt aufgesetzt und angeordnet, daß sie in der That ein ganz artiges Ansehen machen. Statt des Pelzwerks zieren sie ihre Kleider zuweilen mit Federn, doch ist dieses nicht so gewöhnlich, als mit Hundsfellen.

Die Weiber scheinen sich gegen die beynahe allgemeine Gewohnheit des schönen Geschlechts, weniger aus den Kleidern zu machen, als die Männer. Sie tragen einen kurzen Rock, und unter demselben einen Gürtel, mit einem Büschel mit stark riechenden Kräutern. Ihre Haare tragen sie bald kurz abgeschnitten, bald über die Schultern hinabhängend. Wenn sie es auch wachsen laßen, so binden sie es doch niemals auf dem Wirbel des Kopfes zusammen. Es scheint dieses ein Vorzug und Unterschei-

dungs-

dungsstück der Männer zu seyn, daß sie das Haupthaar auf dem Wirbel des Kopfs zusammen binden, und Federn von allerhand Vögeln hineinstecken, so wie es ein jeder nach seinem Geschmack für das zierlichste hält; bisweilen stecken sie auch auf jede Seite der Schläfe eine, dergestalt, daß sie sich vorwärts neigt. Sonst ist die Kleidung der Weiber von eben dem Zeug, und nach eben der Form gemacht, als wie die Kleidung der Männer; das Unterkleid aber binden sie fest um den Leib, legen es auch niemals ab, außer wenn sie in das Waßer gehen, um Seekrebse zu fangen; und bey solcher Gelegenheit sind sie so behutsam, daß sie sich alle Mühe geben, um von keiner Mannsperson gesehen zu werden. Einige Engländer landeten eines Tages auf einer kleinen Insel, und überraschten zufälligerweise einige Weibspersonen, die mit eben dieser Fischerey beschäfftigt waren. Die keusche Diana konnte nebst ihren Gefährten bey Erblickung des Actäons in keine grössere Verlegenheit gerathen, als die verschämten Neu-Seeländerinnen bey dem Anblick dieser Mannspersonen. Einige versteckten sich zwischen den Klippen, andere bückten sich so lange im Waßer nieder, bis sie sich aus dem Seegrase, welches unten auf dem Grund zu finden war, einen Gürtel und eine kleine Schürze gemacht

macht hatten, ihre Blöse zu bedecken: und doch schien ihn dieser Schleyer noch nicht hinreichend zu seyn; denn als sie mit dieser Bedeckung heraus kamen, so waren sie noch immer in Verlegenheit, ihre Schamhaftigkeit möchte durch die Gegenwart von Mannspersonen gekränkt werden.

Beide Geschlechter stechen sich Löcher in die Ohren, und durch die beständige Ausdehnung werden diese Löcher endlich so groß, daß man einen Finger hineinstecken kan. Sie tragen allerley Zierrathen in denselben, Tuch, Federn, Knochen von großen Vögeln, und bisweilen so gar einen hölzernen Stecken; wenn sie von den Engländern Nägel bekamen, so steckten sie solche auch in diesen dem Putz geweihten Ort; überhaupt stecken sie alles hinein, was sich durch die Löcher hindurchzwingen läßt. Die Weiber ziehen bisweilen die weißen Federn der Albatroßen hindurch, und diese breiten sich vor und hinter dem Ohr in einem Busch aus, der zuweilen so groß ist, wie eine Faust. Dieses sieht zwar sehr sonderbar, aber doch nicht häßlich aus. Außer dem Schmuck, den sie unmittelbar durch die Ohrlöcher stecken, ziehen sie noch Schnüre hindurch, an welchen noch mehr Zierrathen

rathen hängen, als Meißel und Pfriemen, die aus grünem Talkstein verfertigt sind, und bey ihnen sehr hoch gehalten werden, desgleichen die Nägel und Zähne ihrer verstorbenen Anverwandten, Hundszähne, und überhaupt alles, was sie nach ihrer Meinung kostbares bekommen können. Die Weiber tragen auch Arm- und Fußbänder. Sie machen solche aus den Knochen der Vögel, aus Muscheln, und sonst aus andern Dingen, die sie durchbohren, und auf einen Faden anreihen können. Die Männer tragen bisweilen an einer um den Hals gebundenen Schnur, ein Stück grünen Talkstein, oder ein Stück von einen Wallfischbein, welches fast wie eine Zunge gestaltet, und mit einer geschnitzten Figur gezieret ist, die einen Mann vorstellen soll; und diesen Putz schätzen sie sehr hoch. Zuweilen durchbohren sie auch den Knorpel zwischen den beiden Nasenlöchern, und stecken eine Feder durch, die auf beiden Seiten hervorragt.

Beide Geschlechter pflegen sich auch den Leib mit schwarzen Flecken, die sie Amoco nennen, zu zeichnen. Dieses ist die nemliche

Zierrath und wird auch auf die nemliche Art gemacht, wie das Tättowiren in Otaheite; hier aber sind die Männer mehr und stärker gezeichnet, als die Frauensperſonen. Die letztere färben sich gemeiniglich nur die Lippen, zuweilen sind sie wohl auch an andern Theilen des Leibes mit schwarzen Fleckgen verſehen, doch ist dieſes nicht allgemein. Die Männer scheinen im Gegentheil diesem Schmuck mit jedem Jahre einen Zuwachs zu geben, so daß einige sehr alte Männer beynahe vom Kopf bis zu Fuße damit bedeckt sind. Außer dem Amoco laßen sie sich auch andere Zeichen von sehr beſonderer Gattung eindrucken. Es sind dieſes Furchen, ohngefähr eine Linie tief, und eben so breit, fast wie man die Rinde eines jungen Baumes, der noch nicht über ein Jahr alt ist, aufzuſchlitzen pflegt. Die beiden Seiten dieſer Furchenlinien werden hernach noch überdieſes zackenförmig gemacht, und da alles dieſes gänzlich schwarz ist, so sehen sie abscheulich aus. Bey alten Männern ist fast das ganze Geſicht mit Zeichen bedeckt; ganz junge Mannsperſonen überschwärzen sich nur die Lippen; wenn sie etwas älter werden, so tragen sie einen schwarzen Flecken auf einem Backen, und einen über dem einen Auge; und so fahren

sie

sie von Jahr zu Jahr fort immer mehr dergleichen Zeichen aufzutragen, damit sie bey zunehmenden Jahren immer ein ehrwürdigeres Ansehen bekommen mögen. So abscheulich nun ein solcher Anblick für die Europäer war; so bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit, womit sie die Zeichen in die Haut eindrücken. Auf dem Gesichte stellen diese Zeichen gemeiniglich schneckenförmige Linien vor, die sehr zierlich und so gleichförmig gezogen sind, daß sie auf der einen Seite mit denen auf der andern ganz genau übereinstimmen; und auf dem Leibe sehen sie ohngefähr so aus, wie das Laubwerk, welches man ehemals auf der eingelegten Arbeit zu machen pflegte, und wie die in einandergeschlungene Rankenzierrathen auf dem Silbergeschirr. Sie beobachten dabey eine große Mannichfaltigkeit, daß unter hundert Personen nicht zwey sind, die auf gleiche Art gezeichnet sind. Diese Zeichen sind sowohl ihrer Gestalt als Menge nach, an den verschiedenen Theilen der Küste von einander verschieden; und der Hintere, der in Otaheite am mersten bezeichnet ist, ist in Neu-Seeland bisweilen der einzige ungezeichnete Theil, oder ist doch wenigstens durchgängig weniger gezeichnet, als ein anderer.

Ueber dieses beschmieren sie ihre Leiber mit Bergroth, reiben solches trocken in die Haut, oder vermischen es mit Oel, und schmieren alsdenn grosse Flecken darauf; wenn man daher diesen blühenden Schönheiten einen Kuß giebt, so wird die That allemal auf dem Gesicht des Uebertretters angeschrieben. Diese Besalbung mit Oel ist äußerst eckelhaft. Sie nehmen nichts anders dazu, als das ausgeschmolzene Fett von Fisch und Vögeln; Leute von einem gewißen Stand brauchen zwar frisches Fett dazu, aber bey gemeinen Leuten ist es immer so stinkend, daß man sie schon von weiten riecht, wie die Hottentoten. Auch sind ihre Köpfe nicht rein von Ungeziefer, ob sie gleich sowohl beinerne als hölzerne Kämme haben; sie brauchen solche aber nicht zur Reinigung, sondern sie stecken sie zum Staat aufrecht in die Haare.

Ein Volk, bey welchem die Industrie nicht durch den Handel unterstützt wird, wird nicht mehr thun, als es just zu seinen eigenen Bedürfnißen braucht. Für andere zu arbeiten, um von andern wieder andere Vortheile dagegen zu bekommen, dieser erste Grundsatz des gesellschaftlichen Lebens ist den Neu-Seeländern, so wie den meisten andern Wilden ganz unbekannt.

kannt. Die Beschreibung ihrer Beschäfftigung wird also ganz natürlich sehr kurz ausfallen. Ob sie gleich in den meisten Stücken von dem cultivirten Zustand noch sehr weit entfernt sind; so haben sie doch schon einen Anfang im Feldbau gemacht, welches man sonsten für den ersten Schritt des gesellschaftlichen Lebens hält. Hierinnen sind sie sehr geschickt; natürlicherweise kan man es auch von einem Lande vermuthen, wo der, welcher säet, die Erndte unmittelbar genieset, und wo es außer den Früchten derselben sehr wenig andere Lebensmittel giebt. Auf ihren Feldern ist das Erdreich so locker, als es in einem Garten zu seyn pflegt, und überall, wo eine Wurzel hervorsproßen soll, erhöhen sie das Erdreich ein wenig. Diese erhöhete Erdhäufgen sind alle regelmäsig in Reihen aufgeworfen, und stellen überall ein Fünfeck vor, so wie auf den Würfeln die Zahl fünf; sie sind durchgängig nach der Schnur gezogen. Das Werkzeug, deßen sie sich dazu bedienen, ist ein langer, am untern Ende scharf gemachter Stecken; nicht weit oberhalb diesem scharfen Ende ist ein kurzes Stück Holz in die Quere befestigt, damit man dieses Instrument desto leichter in die Erde stoßen kan. Dieses Instrument ist ihr Pflug, und ihr Spaten; mit demselben graben sie Felder um, die sechs bis

sieben Morgen groß sind, ohnerachtet das Werkzeug nicht über drey Zoll breit ist. Der lockere und sandigte Boden macht, daß ihnen diese Arbeit nicht sehr sauer wird. Der Feldbau und die Weberarbeit werden in den nördlichen Gegenden am meisten getrieben, hingegen an der südlichen Küste ist der Krieg ihre meiste Beschäfftigung. Außer den vorhin gemeldten Früchten pflanzen sie auch Cocusbäume, und die Kürbisse säen sie in kleine Vertiefungen oder Gräben. Jedes Feld ist gemeiniglich mit Rohren eingezäunt, die so dicht aneinander stehen, daß kaum eine Maus dazwischen durchkriechen kan. Von ihrer Fischerey haben wir oben geredet.

Was ihre übrigen Beschäfftigungen anbelangt, wie sie ihre Arbeit untereinander theilen, und was einem jeden insonderheit davon zufalle, davon haben wir nichts erfahren. Es scheint, daß die Männer das Feld bauen, Netze stricken, Vögel fangen, Waffen verfertigen, Häußer bauen, Schnitzwerk machen, und in ihren Booten auf den Fischfang fahren; die Weiber hingegen, Farrenkrautwurzel ausgraben, Meerkrebse und andere Schalenfische nahe am Ufer fangen, die Lebensmittel bereiten und Tuch weben. Die Frauensperſonen

scheinen hier weniger geachtet zu seyn, als auf Otaheite; aber beide Geschlechter eßen doch hier miteinander in Gesellschaft. Zu ihren verschiedenen Arbeiten haben sie auch verschiedene Werkzeuge. Sie haben Hobel, Aexte und Meißel; und da sie keine Metalle haben, so nehmen sie zu ihren Hobeln und Aexten eine Art schwarzen harten Stein, oder auch einen grünen Talkstein, der nicht nur hart, sondern auch zähe ist; ihre Meißel aber machen sie aus Menschenknochen, oder aus Jaspis; wenn sie den letzten dazu gebrauchen, so schlagen sie von einer großen Masse dieses Steins, kleine scharfeckigte Stückgen ab, die fast die Gestalt eines Flintensteins haben. Unter allen ihren Geräthschaften aber schätzen sie ihre Aexte am höchsten, und sie konnten nie dazu gebracht werden, eine zu verkaufen, wenn ihnen die Engländer auch noch so viel davor geben wollten. Ihre kleine aus Jaspis verfertigte Werkzeuge, deren sie sich zur äußeren Ausarbeitung des feinen Schnitzwerks bedienen, werden so lange gebraucht, bis sie stumpf sind, alsdenn aber weggeworfen, weil sie kein Mittel haben, solche zu schleifen.

Es ist nun nichts mehr übrig, als daß wir noch etwas von den Ceremonien sagen, die sie

bey Begräbnißen beobachten. Die Engländer haben nicht genau erfahren können, wie sie mit ihren Todten umgehen; denn die Berichte, die sie von den Eingebohrnen bekamen, stimmten gar nicht mit einander überein. In den nördlichen Gegenden, sagten sie, daß sie solche in die Erde begrüben, in der südlichen aber, daß sie solche in das Meer würfen. Unter was für Gebräuchen aber solches geschehe, konnten sie nicht erfahren. Im Anfang, als die Engländer an der Insel anlandeten, wurde ein Eingebohrner von den Engländern erschoßen, den sie den folgenden Tag auf dem Strand unbegraben liegen sahen. Ein alter Mann näherte sich dem Leichnam, mit einem grünen Zweig, den er abgebrochen hatte, und, nachdem er einige Ceremonien gemacht hatte, so warf er den Zweig gegen den Leichnam hin. Einige Zeit hernach kamen einige Indianer über den Fluß mit einem Floß-Holz, legten den Leichnam auf eine Art von Bahre, und trugen ihn weg. Ob sie diese Ceremonie jederzeit bey der Beerdigung beobachten, oder ob sie nur auf den damaligen Vorfall ihren Bezug hatte, können wir nicht sagen. So viel ist gewiß, daß die Engländer, so lange sie in diesem Lande waren, kein Grab gesehen haben, und die Einwohner, wenn sie

dar-

darüber gefragt wurden, beobachteten ein geheimnisvolles Stillschweigen. Wo aber auch der Begräbnisort seyn mag, oder worinnen ihre Gräber bestehen; so sind die Ueberlebenden selbst die Denkmähler der Todten; denn man sieht auf der ganzen Insel nicht eine einzige Person, deren Leib nicht mit Narben gezeichnet gewesen wäre, die von den Wunden herrühren, die sie sich bey dem Verlust eines Anverwandten, oder eines Freundes, zum Zeugnis ihrer Betrübnis mit eigner Hand versetzt hatten. Diese Narben sind zuweilen so tief, daß sie das ganze Gesicht verstellen. Die Engländer waren einstens Augenzeugen von einer solchen Trauer-Ceremonie. Eine Frau, welche den Tod eines ihrer Anverwandten bedauerte, saß ganz allein auf dem Boden. Die Thränen liefen ihr beständig über die Wangen herab, und sie wiederholte einige Worte in einem leisen aber traurigen Ton. Am Schluße eines jeden Spruchs zerfetzte sie sich die Aerme, das Gesicht und die Brust mit einer Muschelschale, die sie in der Hand hielt, und sie trieb dieses so arg, daß sie fast ganz mit Blut bedeckt war, und in der That den mitleidigsten Anblick vorstellte, den man nur erdenken kan. Da die

Narben bey einigen tiefer sind, als bey andern, so scheint dieses von dem Grad der Traurigkeit, wodurch einer mehr oder weniger gerührt worden ist, herzukommen. Diese Ceremonie beobachten sie auch, wenn einer ihrer Anverwandte im Krieg umkommt.

Dieses ist nun alles, was wir von den Gebräuchen und Meinungen der Neu-Seeländer von den Engländern erfahren haben. Da sie sowohl in der Sprache, als auch vielen andern Dingen mit den Einwohnern auf den Südsee-Inseln eine so große Aehnlichkeit haben; so ist es sehr zu vermuthen, daß sie einen gemeinschaftlichen Ursprung haben. Und sie haben wirklich eine Sage, daß ihre Vorältern aus einem Lande, mit Namen Hievije hergekommen seyn. Was sie aber für ein Land meinen, ist völlig ungewiß.

Von

Von den Wilden auf Neu-Holland, oder Süd-Wallis.

Dieses Land ist größer, als irgend ein anderes Land der bekannten Welt, das nicht den Namen eines festen Landes, oder eines Welttheils führt. Der Capitain Cook schiffte an der östlichen und nordöstlichen Küste hin, und entdeckte, daß es sich vom 11ten bis 38ten Grad südlicher Breite, erstreckte; wenn man den Lauf, den gedachter Capitain nahm, in eine gerade Linie bringt, so beträgt solche über 400 deutsche Meilen, und macht im Quadratmaaß viel mehr aus, als ganz Europa. Man kan sich leicht einbilden, daß in einem so ungeheuern Strich Landes, die Einwohner sehr verschieden seyn müßen. Cook hat nur die östliche Küste beschifft, und uns von den dasigen Einwohnern Nachricht gegeben, wovon wir hier einen umständlichen Auszug geben wollen.

Gegen Süden, ohngefähr unter den 33ten oder 34ten Grad ist das Land niedrig und flach, gegen Norden ist es mehr bergigt, aber doch nicht so, daß man es ein gebürgigtes Land nen-

nen

nen könnte, und die Hügel und Berge zusammengenommen, machen in Vergleichung mit den Thälern und Ebenen nur einen geringen Theil der Oberfläche aus. Im Ganzen ist es ehe unfruchtbar, als fruchtbar, doch findet man auf den Anhöhen wechselsweis Wälder und Auen, und die Ebenen sind an vielen Orten mit Gras bewachsen. So weit die Engländer in das Innere des Landes gekommen sind, fanden sie von der Küste keinen Unterschied. Hier und dar schien zwar der Boden, durch einigen Anbau verbeßert werden zu können; aber viele solcher Stellen gab es nicht; der gröste Theil kan nicht urbar gemacht werden; daher man auch hier keine Spur vom Ackerbau findet.

In Betracht der Größe dieses Landes scheint die Anzahl seiner Einwohner allerdings gering zu seyn; die gröste Anzahl, die die Engländer an verschiedenen Orten, wo sie angelandet waren, jemals gesehen haben, belief sich niemals über dreysig Personen, und dies nur ein einzigesmal, da in einer Bay, welche die Engländer Botanik-Bay nennten, Männer, Weiber und Kinder, sich auf einen Felsen versammelt hatten, um das Schiff im Vorbeysegeln zu betrachten. Selbst in denjenigen Fällen, wo sie offenbar Mine machten, daß sie die Engländer

angrei-

angreifen wollten, und also Leute nöthig hatten, brachten sie nie über vierzehen bis funfzehen streitbare Männer zusammen. Da sie in die vorhingenannte Bay einliefen, so wurde gleich Lermen. Sobald sie von den Indianern entdeckt wurden, deren ohngefähr zehen waren, so verließen diese ihre Feuerstätte, wo sie beysammen gewesen waren, und zogen sich zurück auf eine Anhöhe, von da sie die Bewegungen der Engländer bemerken konnten; zu diesen stießen noch vier andere; diese verstärkte Macht zog sich, da sich die Pinasse der Engländer dem Lande näherte, auf den Gipfel des Bergs, und da die Pinasse längst der Küste hinlief, so nahmen sie eben den Weg, ohne daß sich ihre Anzahl vergrößerte. Da sie merkten, daß das Schiff näher kam, machten sie drohende Geberden, und schwenkten ihre Waffen, und gaben den Engländern durch Zeichen zu verstehen, daß sie an das Land kommen sollten. Ihre Anzahl vermehrte sich aber nicht. Sie sahen an den Landspitzen einige wenige Hütten, und verschiedene Einwohner, aber in geringer Anzahl. Ein Dorf, welches sie bemerkten, bestund nicht mehr als aus sechs bis acht Häusern. Man möchte vielleicht sagen, daß diese den Wilden gewöhnliche Gleichgültigkeit Ursache gewesen sey, daß sich nicht mehr Eingebohr-

nen könnte, und die Hügel und Berge zusammengenommen, machen in Vergleichung mit den Thälern und Ebenen nur einen geringen Theil der Oberfläche aus. Im Ganzen ist es ehe unfruchtbar, als fruchtbar, doch findet man auf den Anhöhen wechselsweis Wälder und Auen, und die Ebenen sind an vielen Orten mit Gras bewachsen. So weit die Engländer in das Innere des Landes gekommen sind, fanden sie von der Küste keinen Unterschied. Hier und dar schien zwar der Boden, durch einigen Anbau verbeßert werden zu können; aber viele solcher Stellen gab es nicht; der gröste Theil kan nicht urbar gemacht werden; daher man auch hier keine Spur vom Ackerbau findet.

In Betracht der Größe dieses Landes scheint die Anzahl seiner Einwohner allerdings gering zu seyn; die gröste Anzahl, die die Engländer an verschiedenen Orten, wo sie angelandet waren, jemals gesehen haben, belief sich niemals über dreysig Personen, und dies nur ein einzigesmal, da in einer Bay, welche die Engländer der Botanik-Bay nennten, Männer, Weiber und Kinder, sich auf einen Felsen versammelt hatten, um das Schiff im Vorbeysegeln zu betrachten. Selbst in denjenigen Fällen, wo sie offenbar Mine machten, daß sie die Engländer angrei-

angreifen wollten, und also Leute nöthig hatten, brachten sie nie über vierzehen bis funfzehen streitbare Männer zusammen. Da sie in die vorhingenannte Bay einliefen, so wurde gleich Lermen. Sobald sie von den Indianern entdeckt wurden, deren ohngefähr zehen waren, so verließen diese ihre Feuerstätte, wo sie beysammen gewesen waren, und zogen sich zurück auf eine Anhöhe, von da sie die Bewegungen der Engländer bemerken konnten; zu diesen stießen noch vier andere; diese verstärkte Macht zog sich, da sich die Pinasse der Engländer dem Lande näherte, auf den Gipfel des Bergs, und da die Pinasse längst der Küste hinlief, so nahmen sie eben den Weg, ohne daß sich ihre Anzahl vergrößerte. Da sie merkten, daß das Schiff näher kam, machten sie drohende Geberden, und schwenkten ihre Waffen, und gaben den Engländern durch Zeichen zu verstehen, daß sie an das Land kommen sollten. Ihre Anzahl vermehrte sich aber nicht. Sie sahen an den Landspitzen einige wenige Hütten, und verschiedene Einwohner, aber in geringer Anzahl. Ein Dorf, welches sie bemerkten, bestund nicht mehr als aus sechs bis acht Häusern. Man möchte vielleicht sagen, daß die den Wilden gewöhnliche Gleichgültigkeit Ursache gewesen sey, daß sich nicht mehr Eingebohr-

ne des Landes bey der Annäherung eines europäischen Schiffes haben sehen laßen; allein, sie waren nichts weniger als gleichgültig; sondern wollten sich der Landung der Engländern im Ernste widersetzen, und würden ohnfehlbar mit mehr Mannschaft ausgerückt seyn, wenn sie mehr Leute gehabt hätten. Aus den vorhin genannten Indianern kamen ihrer zwey den Berg herab, und forderten, als Vorfechter, die Engländer heraus. Sie wurden aber durch das Schießgewehr der Engländer verjagt; diese giengen an das Land, und fanden nur wenige Kinder hinter einigen dort liegenden Baumrinden versteckt. Nach dem Abzug der Engländer, da alle Furcht vorbey war, kamen die Indianer aus ihren Schlupfwinkeln heraus, die Engländer konnten aber auch hier nicht mehr, als höchstens achtzehen Personen zählen. Am folgenden Tag ruckten sie aufs neue gegen den Strand, aber auch hier war der Trupp nicht stärker, als vierzehen bis funfzehen Personen stark. Zu einer andern Zeit, als die Engländer eine Streiferey in das Land gethan hatten, hatten sich die Indianer gegen sie versammelt, es waren aber nicht mehr als 22 mit Lanzen bewaffnete Personen. Zu einer andern Zeit erschienen auf einmal zwölf Kähne, es befanden sich aber in allen nicht mehr als

zwölf

zwölf Männer. Nachdem sich die Engländer eine Zeitlang da aufgehalten hatten, und nunmehr mit den Einwohnern vertraut worden waren; so bekamen sie verschiedenemalen Besuch von den Eingebohrnen, sie giengen auch an das Land, trafen aber niemals über zwanzig bis dreyßig Personen an. Hieraus ist der Schluß zu machen, daß dieses Land an keinem Theil der Küste stark bevölkert sey; und in den innern Theilen des Landes muß die Volksmenge noch geringer seyn. Die Engländer haben zwar von diesem großen Lande weiter nichts als längst der Ostseite die Seeküste gesehen, und zwischen dieser und der westlichen Küste liegt freylich ein ungeheurer Strich Landes, der noch nicht untersucht worden ist; allein es ist doch überaus wahrscheinlich, daß dieser ungeheure Strich entweder ganz öde, oder wenigstens noch weniger bevölkert und bewohnt seyn müße, als die Gegenden, welche die Europäer kennen. Ohne Ackerbau würden die Einwohner in den innern Theilen des Landes unmöglich zu allen Zeiten des Jahrs genug Unterhalt finden; es ist aber höchst unwahrscheinlich, daß die Bewohner der Küste von einem Feldbau, der weiter Landeinwärts getrieben würde, gar nichts wißen sollten; und eben so unwahrscheinlich ist es, daß, wenn sie etwas davon wüßten, man

keine

keine Spur unter ihnen finden sollte. Denn so viel ist ausgemacht, daß man in dem ganzen District, wo die Europäer hingekommen sind, nicht einen einzigen Fußbreit angebauten Feldes gesehen habe; und es läst sich daher sehr wohl behaupten, daß in denen Gegenden, wo die See nicht das ihrige zum Unterhalt der Einwohner beyträgt, das Land unbewohnt seyn müße. Es ist indeßen schwer zu errathen, durch was für Mittel die Bevölkerung in diesem Lande so eingeschränkt ist, und erhalten wird, daß der Einwohner nicht mehrere werden, als das Land ernähren kan. Ob sie sich vielleicht, wie die Einwohner von Neu-Seeland untereinander selbst aufreiben, um nicht Hungers zu sterben; oder ob sie durch zufällige Hungersnoth weggeraffet werden, oder ob es irgend sonst eine Ursache daselbst giebt, welche der Vermehrung des menschlichen Geschlechts hinderlich ist? das wird sich näher bestimmen laßen, wenn man mit der Zeit nähere Bekanntschaft mit diesem Lande bekommen wird.

Eigentlich haben die Engländer nur mit einem einzigen Zweig dieser Völkerschaft Umgang gehabt, nemlich an dem Platz, wo ihr Schiff eine Zeitlang liegen bleiben, und ausgebeßert werden muste. Es ist dieses die Gegend, welche

die

die Engländer Endevour Reviere nennten. Es liegt diese unter dem 15. Grad Süder Breite, und 215. westlicher Länge. Hier war es, wo der Capitain Cook mit seinem Schiff, Endevour, auf eine Corallenklippe sties, und mit genauer Noth gerettet wurde. Er brachte endlich sein Schiff an das Land, legte es auf die Seite und beßerte es aus. Hier war es also, wo er Gelegenheit hatte, mit den Einwohnern dirser Gegend bekannt zu werden, und es ist vielleicht der einzige Europäer, der mit diesem Volk in eine solche Bekanntschaft gekommen ist. Während der Zeit, als die Noth die Engländer zwang, sich hier aufzuhalten, trafen sie einstens vier Eingebohrne des Landes an, welche einen kleinen Kahn bey sich hattten, der von Holz gemacht und mit Seitenrahmen versehen war. Diese wurden so dreuste, daß sie bis auf einen Musketenschuß an das Schiff kamen, da die Engländer nicht thaten, als ob sie die geringste Aufmerksamkeit auf sie hätten. Hier machten die Engländer alle erdenkliche Zeichen, um sie zu sich einzuladen, und gaben ihnen zugleich zu verstehen, daß sie nichts von ihnen zu befürchten hätten; während dieser Zeit kamen die Wilden näher, und hielten ihre Lanzen in die Höhe, aber nicht auf eine drohende Weise, wie vorher, sondern ihnen zu verstehen zu ge-

keine Spur unter ihnen finden sollte. Denn so viel ist ausgemacht, daß man in dem ganzen District, wo die Europäer hingekommen sind, nicht einen einzigen Fußbreit angebauten Feldes gesehen habe; und es läst sich daher sehr wohl behaupten, daß in denen Gegenden, wo die See nicht das ihrige zum Unterhalt der Einwohner beyträgt, das Land unbewohnt seyn müße. Es ist indeßen schwer zu errathen, durch was für Mittel die Bevölkerung in diesem Lande so eingeschränkt ist, und erhalten wird, daß der Einwohner nicht mehrere werden, als das Land ernähren kan. Ob sie sich vielleicht, wie die Einwohner von Neu-Seeland untereinander selbst aufreiben, um nicht Hungers zu sterben; oder ob sie durch zufällige Hungersnoth weggeraffet werden, oder ob es irgend sonst eine Ursache daselbst giebt, welche der Vermehrung des menschlichen Geschlechts hinderlich ist? das wird sich näher bestimmen laßen, wenn man mit der Zeit nähere Bekanntschaft mit diesem Lande bekommen wird.

Eigentlich haben die Engländer nur mit einem einzigen Zweig dieser Völkerschaft Umgang gehabt, nemlich an dem Platz, wo ihr Schiff eine Zeitlang liegen bleiben, und ausgebeßert werden muste. Es ist dieses die Gegend, welche die

die Engländer Endevour Reviere nennten. Es liegt diese unter dem 15. Grad Süder Breite, und 215. westlicher Länge. Hier war es, wo der Capitain Cook mit seinem Schiff, Endevour, auf eine Corallenklippe stieß, und mit genauer Noth gerettet wurde. Er brachte endlich sein Schiff an das Land, legte es auf die Seite und beßerte es aus. Hier war es also, wo er Gelegenheit hatte, mit den Einwohnern dieser Gegend bekannt zu werden, und es ist vielleicht der einzige Europäer, der mit diesem Volk in eine solche Bekanntschaft gekommen ist. Während der Zeit, als die Noth die Engländer zwang, sich hier aufzuhalten, trafen sie einstens vier Eingebohrne des Landes an, welche einen kleinen Kahn bey sich hatten, der von Holz gemacht und mit Seitenrahmen versehen war. Diese wurden so dreuste, daß sie bis auf einen Musketenschuß an das Schiff kamen, da die Engländer nicht thaten, als ob sie die geringste Aufmerksamkeit auf sie hätten. Hier machten die Engländer alle erdenkliche Zeichen, um sie zu sich einzuladen, und gaben ihnen zugleich zu verstehen, daß sie nichts von ihnen zu befürchten hätten; während dieser Zeit kamen die Wilden näher, und hielten ihre Lanzen in die Höhe, aber nicht auf eine drohende Weise, wie vorher, sondern ihnen zu verstehen zu ge-

ben, daß sie auch Waffen hätten sich zu rächen, wenn ihnen etwas zu Leide geschehen sollte. Die Engländer warfen ihnen allerhand Dinge zu, womit sie sonsten die Wilden zu gewinnen pflegten, kleine Stückgen Tuch, Nägel, Glas-Corallen, Pappier und andere Kleinigkeiten, aber alles dieses sahen sie mit Gleichgültigkeit an. Endlich warfen sie ihnen einen kleinen Fisch zu, und dieses Geschenk schien ihren Bedürfnißen angemeßen zu seyn; denn sie äusserten nicht nur die lebhafteste Freude darüber, sondern gaben auch den Engländern durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihre Mitgefährten ebenfalls herbeyholen wollten, und ruderten unverzüglich gegen den Strand hin. Sie kamen bald wieder und brachten noch zween andere Indianer mit, welche jetzo ohne Furcht und Mistrauen sich den Engländern näherten. Während der Zeit waren auch einige Engländer an das Land gegangen. Da die Indianer wieder zurück fuhren, und die Europäer daselbst antrafen, so wurden sie bald so bekannt miteinander, daß sie ihre Waffen ablegten, und sich neben sie hinsetzten. Die Engländer gaben sich alle mögliche Mühe, sie zu überführen, daß sie gar nicht die Absicht hätten, ihnen etwas zu Leide zu thun. Dieses hatte die Wirkung, die die Engländer verlangten. Die Indianer

kamen

kamen zu ihnen an Bord, und die Engländer fuhren fort, ihnen allerhand Kleinigkeiten zu schenken, unter andern auch etliche Rechenpfennige, welche sie an eine Schnur banden, und als eine Zierrath an Hals hängten. Wenn sie in grösserer Anzahl an Bord kamen, so brachten sie zwar ihre Lanzen mit; um aber den Engländern alle Gelegenheit zum Mistrauen zu benehmen, so legten sie solche ab. Dennoch aber ereigneten sich verschiedene Zwischenspiele, die das wechselseitige Vertrauen zu unterbrechen schienen, und welche uns etwas von dem ungebildeten Charakter dieses Volks sehen läst. Es kamen einstens einige Indianer an Bord, da die Engländer eben eine große Schildkröte zubereiteten. Anfangs baten sie sie durch Zeichen, ihnen eine zu geben, und als sie sich dessen weigerten, bezeugten sie sowohl mit Blicken als Geberden großen Unwillen und Zorn darüber. Man bot einem Indianer ein Stück Zwieback an, er riß es den Engländer begierig aus der Hand, und warf es über Bord. Sie wandten sich darauf an einen jeden, der ihnen etwas im Schiff zu befehlen zu haben schien, und erneuerten ihr Anliegen; als sie endlich sahen, daß alles vergebens war, so brauchten sie Gewalt, erhaschten wirklich zwo von den

Schildkröten und schleppten solche nach der Seite des Schiffs hin, wo ihr Kahn lag, aber die Engländer jagten ihnen solche wieder ab. Dennoch aber wollten sie ihr Vorhaben durchsetzen, und machten von neuen etliche ähnliche Versuche, die ihnen aber eben so wenig gelungen. Voller Zorn giengen sie ans Land, ergriffen ihre Waffen, rißen einen Feuerbrand unter einem siedenden Pechkessel hervor, liefen damit gegen den Wind, und ehe es noch die Engländer, welche auf dem Lande waren, gewahr wurden, was sie im Schilde führten, stund schon das Gras rings um sie herum in Brand. Das Gras war so dürre als Stoppeln, es brannte mit unglaublicher Wuth, und verursachte den Engländern an ihren Sachen, welche sie am Lande hatten, einen merklichen Schaden. Die Engländer schoßen deswegen mit Kugeln und Schroote unter sie, verwundeten einige, und die übrigen machten sich auf die Flucht. Die Engländer glaubten, daß sie nun nichts mehr von ihnen zu besorgen hätten; allein es währte nicht lange, so hörten sie ihre Stimme aufs neue in den Wald, die Engländer giengen dem Schall nach, und hatten Gelegenheit sich einiger Wurfspieße derselben zu bemächtigen. Die Indianer setzten sich in einer Weite von ohngefähr dreyhundert Schritte nieder, und die

Engläu-

Engländer stellten sich auf einen Berg, wo sie ihre Bewegungen beobachten konnten. Sie waren nicht lang in dieser Stellung, als ihnen ein indianischer Greis entgegen kam, und eine Lanze ohne Spitze trug. Die Engländer winkten ihm mit einer Art von Freundschaft, er wandte sich darauf zu seinen Landsleuten und redete mit ihnen. Sie lehnten hierauf ihre Lanzen an einem Baum, und näherten sich den Engländern ganz friedfertig. Diese gaben ihnen die Wurfspieße, deren sie sich bemächtigt hatten, wieder zurück, und die Indianer bezeigten sich aufs neue wieder ganz friedfertig. Im Ganzen sind sie mehr Poltrons, als tapfer und kriegerisch. Noch ein lustiger Vorfall ereignete sich, woraus man den Charakter dieser Nation ebenfalls kennen lernen kan. Einer von den engländischen Matrosen hatte sich von seiner Parthie entfernt, und gerieth unversehens unter eine Parthie Indianer. Sie hatten ein Feuer angezündet, und waren eben beschäfftigt, sich eine Mahlzeit am Feuer zu bereiten. Der Matrose war unbewaffnet, und erschrack anfangs sehr; doch hatte er so viel Gegenwart des Geistes, daß er nicht davon lief, und urtheilte ganz vernünftig, daß er wahrscheinlicherweise desto gewißer in Gefahr gerathen würde, je mehr er sich mehr merken ließ,

daß er solche besorge: anstatt sich also durch die Flucht zu retten, gieng er zu den Indianern, stellte sich ganz aufgercumt, und bot ihnen sein Meßer an, weil er nichts anders bey sich hatte, daß ihnen seiner Meinung nach, gefallen könnte. Der erste Indianer nahm es an, reichte es dem, der neben ihm saß, und so gieng es aus einer Hand in die andere, bis der, welcher es zuletzt bekommen hatte, ihm solches wieder zurück gab. Er glaubte nun, daß es Zeit wäre, sich zu empfehlen, allein die Indianer wollten ihn nicht so geschwind gehen laßen. Sie betrachteten ihn sehr neugierig, und aufmerksam, insbesondere seine Kleider; sie betasteten seine Hände, und schienen es dem Ansehen nach recht genau untersuchen zu wollen, ob sein Cörper eben so gebauet wäre, als der ihrige. Sie giengen sehr freundschaftlich mit ihm um, und nach Verlauf einer Stunde gaben sie ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er nun wieder zu den Seinigen gehen könnte. Er ließ es sich nicht zweymal sagen, und nahm seinen Abschied. Der Charakter dieses Volks scheint also wirklich etwas zweydeutig zu seyn. Die Entschloßenheit, mit welcher sich zwey von denselben der Landung der Engländer widersetzten, als sie mit zwey stark bemannten Booten, sich der Küste näher-

ten,

ten, und ihre Hartnäckigkeit schien deutlich anzuzeigen, daß sie nicht nur von der Natur herzhaft, sondern auch mit den Gefahren des Kriegs bekannt waren, und aus Gewohnheit sowohl als aus Natur, ein kühnes und streitbares Volk seyn müßen. Allein, an allen andern Orten, wo die Engländer hernach landeten, betrugen sie sich sehr feich und schüchtern; denn sobald sich die Engländer nur sehen liessen, so flohen sie in aller Eilfertigkeit zurück. Diesen Widerspruch in ihrem Charakter könnte man also auf diese Art heben, daß sich jene nur bey Gelegenheit einmal so kriegerisch angestellt haben, und ihrer natürlichen Furchtsamkeit unbeschadet, diese Furchtsamkeit damals unterdrückt haben, weil sie glaubten, die Engländer würden so gleich laufen, wenn sie ihnen nur die Spitze bieten würden.

Ehe wir die besondere Beschreibung dieser Leute und ihre Gebräuche liefern, müßen wir vorher die Naturgüter, womit dieser große Landstrich versehen ist, anführen. Wir machen den Anfang mit dem Gewächsreich. Von Bäumen giebt es in diesem Lande nicht vielerley Arten. Die Engländer fanden hier nicht mehr als zwey, die man für Bauholz könnte gelten laßen; dahin gehört vorzüglich der Gum-

mibaum, der vor allen hier wachsenden der gröste ist. Er kommt in der Größe unsern Eichbäumen bey, hat ein schweres hartes Holz, das von eben so dunkeler Farbe ist, als das lignum vitae. Seine Blätter sind spitzig, wie Weidenblätter. Aus demselben schwitzt ein röthliches Gummi heraus, welches dem sogenannten Drachenblut nicht unähnlich ist. Die Einwohner hauen in den Stamm dieser Bäume eine Art von Stufen, wovon immer die eine drey Fuß weit von der andern steht, damit man desto bequemer hinaufsteigen kan. Die andere Art von Bäumen, die man zu Bauholz brauchen kan, wächst hoch und gerade, fast wie eine Fichte, ihr Holz ist gleichfalls hart und schwer, und gleicht einigermaßen dem Holz der americanischen immergrünen Eiche. Hiernächst giebt es auch hier einen Baum, der eine sehr weiche Rinde hat, die sich leicht abstreifen läst, und eben dieselbe ist, deren man sich in Ostindien zum Calfatern der Schiffe bedient. Nächst diesem giebt es auch einige wenige Staudengewächse, und verschiedene Arten von Palmbäumen. Von den letzten fanden die Engländer dreyerley Arten. Die erste, welche in dem südlichen Theile stark wächst, hat Blätter, die wie ein Windfächer gestaltet sind;

der

der Kohl, den man auf diesen Bäumen findet, ist klein, aber ungemein süß und schmackhaft; und die Nüße, die er trägt, geben ein sehr gutes Futter für die Schweine. Die zweyte Art ist dem ächten westindischen Kohlbaum ähnlich; sie hat große und zackigte Blätter, wie der Cocusbaum, und trägt ebenfalls sogenannten Palmkohl, er ist aber nicht so süß, wie der vorher gedachte, aber dagegen weit größer. Die dritte Gattung, die wie die zweyte nur allein in den nördlichen Gegenden zu finden ist, wächst selten höher als zehen Fuß, hat kleine und zackigte Blätter, wie eine gewiße Art von Farrenkraut, trägt aber keinen Kohl, sondern eine Menge Nüße von der Größe einer großen Kastanie, nur sind sie runder. Die Engländer fanden an alten den Orten, wo die Indianer Feuer gehabt hatten, viele Schalen von dergleichen Nüßen zerstreuet liegen, und schloßen daraus, daß solche eßbar seyn müsten; allein, sie erfuhren bald das Gegentheil: wer einen Versuch machte, solche zu eßen, muste seine Erfahrung theuer genug bezahlen, denn diese Frucht erregte ihnen hefftiges Erbrechen. Auch sogar die Schweine der Engländer wurden krank davon. Man vermuthet, daß das Giftige dieser Frucht sich allein in dem Saft derselben befinde, wie bey der americanischen Cassava, und man

glaubt, daß das Fleisch derselben, wenn es gedörret ist, nicht nur gesund, sondern auch nahrhaft genug sey. Außer diesen giebt es auch noch Mangrove-Bäume, und einige Arten von Stauden, die in Europa nicht angetroffen werden. Eine Art davon trug eine elende Art von Feigen; eine andere eine Frucht, die der Farbe, nicht aber der Gestalt nach, eine Aehnlichkeit mit den Pflaumen hat, und auf den Seiten flach ist, wie ein Käse; eine dritte Gattung trug eine Gattung purpurfarbener Aepfel, die, wenn man sie eine Zeitlang liegen ließ, zu genießen waren, und wie Zwetschken schmeckten.

Die Kräuterforscher finden hier einen Reichthum von neuen und unbekannten Pflanzen; es giebt aber nur sehr wenig eßbare darunter. Auf einem kleinen Kraut, dessen lange, schmale, grasartige Blätter dem sogenannten Katzenschwanz gleichen, findet man ein hellgelbes Harz, das dem Gummi gutti gleich kommt, und nur darinnen von ihm unterschieden ist, daß es nicht färbt. Es scheint wirklich, daß die Eingebohrne einige Kenntnis von Kräutern haben; denn sie unterscheiden viele derselben durch besondere Namen. Sie haben eine Pflanze, die dem westindischen Coccos ähnlich

ist;

ist; sie hat einen Geschmack, wie Spinat, die Wurzel davon aber ist nicht gut zu genießen; sie wächst vornenlich an sumpfigen Orten. Auf den sandigten Hügeln wächst auch Portulac, der einen guten Geschmack hat; nicht weniger auch eine Art niedrig wachsender Bohnen, die sich flach auf den Boden hinranken.

So reich dieses Land an Kräutern gewachsen ist, so arm ist es an Thieren. Eines der merkwürdigsten Thiere dieses Landes ist das Känguruh, oder wie es die Engländer schreiben, Cançaroo; es ist so groß als ein Schaf, der Kopf, der Hals und die Schultern sind gegen die übrigen Theile des Leibes klein; der Schwanz ist ohngefähr so lang als der Leib, am Rumpf ist er dick, und wird gegen das Ende hin immer dünner. Wenn es sich von einem Ort zum andern bewegen will, so hüpft es, anstatt zu laufen; die Sätze, die es macht, sind sehr groß, dabey hält es sich immer auf den Hinterbeinen, die Vorderfüße aber hält es hart an die Brust gebogen; sie scheinen ihm auch blos zum Graben oder Scharren zu dienen. Die Haut ist mit einem mausfarbigen Haar bedeckt, nur der Kopf und die Ohren nicht, als welche fast so, wie bey einem Hasen aussehen.

Die

Die Engländer schoßen einst eines dieser Thiere. Es war noch jung, und wog nicht mehr als 38 Pfund, die Vorderfüße waren nur acht Zoll und die Hinterfüße 22 Zoll lang. Sie fanden das Fleisch von sehr guten Geschmack. Zu einer andern Zeit schoßen sie eines, das vier und achtzig Pfund wog, und bey einer genauen Untersuchung fanden sie, daß auch dieses nicht ausgewachsen war. Auch fanden sie hier ein Thier vom Geschlechte der Opossum, und bey genauer Untersuchung fanden sie, daß es viel Aehnlichkeit mit demjenigen Thier hat, welches Büffon unter dem Namen Phalanger beschreibt, aber doch nicht völlig einerley mit demselben ist. Auch giebt es eine Art von Iltis, Polecat, oder Stinkthier; die Einwohner nennen es in ihrer Sprache Quoll: auf dem Rücken ist es braun mit weißen Flecken gesprengt, und der Bauch ist ganz weiß. Einige Engländer wollen auch Wölfe daselbst gesehen haben.

Was die See und Waßervögel anbelangt, so findet man hier, Holzgänse, Meerraben, Rothgänse von zweyerley Art, ungeheure große Pelicane, und noch einige andere. An Landvögeln giebt es Raben, Papegoyen, Cacaduh, Tauben, Wachteln, Trappen, Reihen, Kranniche,

niche, Falken und Adler. Von Tauben giebt es eine solche solche Menge, und sie halten sich so dichte beysammen, daß es den Engländern gar nicht schwer fiel, sehr viele auf einmal zu schießen. Sie sind sehr schön, und haben eine besondere Art von Hauben, die man in Europa nicht sieht. Unter andern kriechenden Thieren findet man allhier verschiedene Arten von Schlangen, deren einige giftig, andere aber unschädlich sind, auch Scorpionen und Eidexen. Auch findet man hier unterschiedliche Gattungen von Ameisen; eine Art derselben, welche grasgrün ist, wohnet auf Bäumen, und bauet dort Nester von verschiedener Größe. Die Bauart dieser Nester ist ganz besonders. Sie bestehen aus mehrern Baumblättern, deren jedes einer Handbreit ist; von diesem biegen sie mehrere hinabwärts, und leimen die Spitzen dermaßen zusammen, daß sie die Gestalt eines Beutels bekommen. Der Leim, deßen sie sich hiezu bedienen, ist ein Saft, den sie bey sich führen und den die Natur in ihren Körpern zubereitet. Die Engländer hatten zwar keine Gelegenheit diese Arbeit von Anfang anzusehen, besonders wie sie es anfangen, daß sie die Blätter zuerst niederbeugen und krümmen; allein, an denen bereits gebogenen sahen sie, wie diese Thiere ihre vereinigte Kräfte anstreng-

ten,

ten, um solche krumm zu erhalten, indeß daß ein anderer Haufen dieser Thiere innwendig beschäfftigt war, dieselbe anzukleben, damit sie nicht wieder losreißen und ihre ursprüngliche natürliche Lage und Gestalt wieder annehmen möchten. Damit die Engländer hievon gewiß werden möchten, daß die Blätter blos durch die angestrengten Kräfte dieser Thiere gebogen und niedergehalten würden, so jagten sie einstens diese Thiere von ihren Standplätzen weg; augenblicklich nahmen die Blätter ihre natürliche Lage wieder an, und die starke Schnellkraft, womit dieses geschahe, würde es jedem andern, als einem Augenzeugen, unwahrscheinlich gemacht haben, daß diese Thiere durch eine noch so vielfache Vereinigung ihrer Kräfte, eine solche Elasticität hätten überwältigen können. Es kam aber den Engländern ihre Neugierde theuer zu stehen; tausende fielen über sie her, und verursachten ihnen mit ihren Stacheln unsägliche Schmerzen. Eine andere Art von Ameisen ist ganz schwarz; diese wohnen innwendig in den Aesten eines gewißen Baums; aus diesen wißen sie das Mark fast bis an das äußerste Ende des grünen Zweiges herauszuziehen, so, daß der Baum dadurch ganz ausgehölet wird. Die dritte Art von Insekten ist in der Wurzel einer Pflanze, welche wie die

Eichen-

Eichenmistel aus der Rinde eines Baumes heraus wächst; hierinnen hölen sie sich unzählig viele krumme Gänge aus, und bereiten sich darinnen eine Wohnung zu. Diese Insekten sind sehr klein, und nur halb so groß, als bey uns die kleine rothe Ameise. Sie haben zwar Stacheln, aber sie sind so schwach, daß man sie kaum fühlt; doch was ihnen an Stärke abgehet, ersetzen sie durch die Menge: wenn man die Wurzeln nur anrührt, so kommen sie zu unzählichen Löchern in unglaublicher Menge heraus. Die vierte Gattung von neuholländischen Insekten ist ganz unschädlich, und kommen den weißen ostindischen Ameisen am nächsten. Sie bauen ihre Nester noch bewundernswürdiger, als die vorhin genannten. Diese haben gar zweyerley Wohnungen; die eine hängt an den Aesten der Bäume, die andern sind unten auf der Erde zubereitet. Diejenigen, welche sie auf den Bäumen anlegen, sind ohngefähr drey bis viermal so groß, als ein Mannskopf, und aus kleinen Pflanzentheilchen zusammengesetzt, die durch eine harzigte Materie, die sie in ihrem Leibe haben, miteinander verbunden sind. Wenn man diese äussere Rinde, oder Schale zerbricht, so findet man eine Menge kleiner Zellen, die in mancherley krummen Linien nach allen Richtungen

hin,

hin, an der innern Seite des Nestes umher gebauet, und ganz mit Bewohnern angefüllt sind; von diesen kleinen Zellen können sie aus einer in die andere, und zu gewißen Oefnungen hinkommen, welche nach andern dergleichen Nestern führen, die auf eben demselben Baum befindlich sind. Von einem jedem solcher Nester geht ein breiter, hohler und bedeckter Weg dem Baum hinabwärts nach der Erde, wo sie ihre zweyte Wohnung angelegt haben. Diese untere Wohnung ist gemeiniglich an der Würzel eines Baums, aber nie an ebendemselben, an welchem das Nest hängt, in Gestalt eines ungleichseitigen Kegels aufgeführt; diese Wohnungen sind oft über sechs Fuß hoch, und im Diameter eben so groß, doch findet man sie auch kleiner; an den Seiten sind sie flach. Die äußere Seite dieser Erdnester bestehet aus einem wohlbearbeiteten Thon, inwendig sind sie ebenfalls voller kleinen Zellen, die aber von außen her nirgends eine Oefnung haben, sondern blos gegen den hohlen Weg hin offen sind, wodurch sie nicht nur zu dem vorhin beschriebenen Nest kommen können, welches oben an den Aesten eines andern Baums hängt, sondern eben dieser Weg führet sie auch längst der Wurzel an dem Stamm desjenigen Baums hinauf, an

deßen Nachbarschaft das Nest auf der Erde erbauet ist. Vermuthlich ist dieses ihre Winterwohnung, weil keine Näße da eindringen kan.

Die See liefert den Neuholländern ihre meiste Nahrungsmittel; diese ist daran viel reicher, als das Land: und ob gleich die Anzahl der Fische hier nicht so groß ist, als an andern Orten, so sind doch immer so viele Fische anzutreffen, daß die Einwohner bequem davon leben können. Die Engländer zogen niemals das große Netz, ohne von funfzig bis zweyhundert Fische zu fangen. Man findet hier verschiedene Arten von Fischen, die meistentheils in Europa unbekannt sind. Die meisten sind wohlschmeckend, und einige sogar leckerhaft. Man findet hier eine unglaubliche Menge von grünen Schildkröten, mancherley Austern, insonderheit Felsen- und Perlen-Austern, sehr große Meerschnecken, Hummer und Krebse.

Nun wollen wir auch sehen, wie die Einwohner diese Naturgüter benutzen. Die Einwohner scheinen keinen besondern Wohnsitz zu haben, sondern sich nach Art aller herumschweifenden Wilden da aufzuhalten, wo sie die meisten Nahrungsmittel finden. Wo die Engländer gelandet waren, sahen sie nichts, das einem

Dorfe ähnlich gewesen wäre. Da die Wilden eine herumschweifende Lebensart führen, so denken sie nicht daran, sich feste Häußer zu bauen, ob sie gleich Materialien genug dazu haben. Ihre Häußer, wenn man sie anders also nennen kan, sind sowohl der Bauart, als ihrer innern Einrichtung nach, kunstloser und nachläßiger, als alles, was man je sehen kan; sie sind nicht viel beßer als die Hütten auf dem Feuerlande, wovon wir oben geredet haben, ja gewißermasen sind diese noch beßer. In der Botanik-Bay, wo die Engländer zuerst landeten, waren diese Hütten kaum so hoch, daß ein Mensch aufrecht darinnen sitzen, geschweige denn stehen konnte; sie waren nicht so groß, daß sich jemand seiner Länge nach darinnen ausstrecken könnte, er mochte es nun der Länge oder der Queere nach haben thun wollen; sie bestehen aus biegsamen Baumzweigen, die ohngefähr eines starken Fingers dick sind; diese werden bogenförmig gekrümmt, in dieser Stellung mit den beiden Enden in die Erde gesteckt, und alsdenn mit Palmblättern und großen Stücken von Baumrinden bedeckt, so daß die ganze Wohnung an Form und Ansehen einem Backofen gleicht. An einem Ende ist ein großes Loch, das ihnen statt der Thüre dient, und so viel man aus der Asche, die man da fand, abnehmen

nehmen kan, so wird diesem Loch gegen über, das Feuer angemacht. Unter diesen Hütten liegen sie in einer gekrümmten Stellung, so, daß die Füße beynahe bis zum Kopf hinaufreichen; und in dieser sehr nothdürftigen Stellung können in einer solchen Hütte, etwa drey bis vier Personen Platz haben. In den nördlichen Theilen dieser Insel, wo der Himmelsstrich immer wärmer wird, sind diese Hütten noch schlechter. Sie bestunden auch hier nur aus dünnen Reisern, und waren mit Baumrinde bedeckt; allein, keine derselben war länger als vier Fuß, und die eine Seite war völlig frey und offen. Die verschloßene Seite lag immer gegen den Wind gerichtet, und der offenen Seite gegen über wurde ein Feuer angezündet, nicht allein der Wärme wegen, sondern sich auch gegen die Muskitos und andere Insekten, wovon wir vorhin geredet haben, zu verwahren. Wahrscheinlicherweise sind sie in diesen Hütten nur bis auf die Hälfte des Leibes bedeckt, und strecken, wenn sie mit dem Oberleib hineingekrochen sind, die Füße zum Loche gegen das Feuer heraus. Diese Hütten bauen sie da, wo sie sie jedesmal brauchen; denn sie ziehen, wie wir schon bemerkt haben, überall herum, wo sie Lebensmittel finden, und wenn solche anfangen seltener zu werden, zie-

hen sie weiter und laßen ihre Wohnungen dahinten. Wenn sie auf ihrer Wanderschaft nicht länger als etliche Tage an einem Ort zu bleiben gedenken; so lagern sie sich unter freyem Himmel, anstatt des Obdachs dient ihnen alsdenn das Buschwerk oder das Gras, welches hier zween Fuß hoch wächst. Auf dem festen Lande sind die Hütten, auf der Seite, wo der Wind hergeht, wohl bedeckt, und das Loch ist allemal auf der gegen überstehenden Seite befindlich. Auf den Inseln hingegen ist es gerade das Gegentheil; denn da sind die Hütten gerade nach der Seite hin offen, wo der Wind herkommt. Vielleicht ist die Ursache hievon diese, daß sie das letzte nur in der mildern Jahreszeit, wenn die See ruhig ist, thun; sie schiffen deswegen, wenn es warm ist, nach den Inseln über, und es ist ihnen des Nachts ein wenig Wind in ihren engen Hütten gar angenehm.

Man kan sich leicht einbilden, daß ihr Hausrath sehr unbedeutend ist. Es besteht solcher in nichts, als in einer Art von länglichten aus Baumrinde gemachten Gefäßen; die beiden äußern Enden dieser Rinde sind jegliches mit einem jungen Weidenreiß zugebunden, und diese nicht abgeschnitten, damit sie ihnen zugleich

als

als Handhaben dienen können. Es scheint, daß sie diese Gefäße als Eimer brauchen, um Waßer von der Quelle zu holen, die zuweilen weit genug von ihren Hütten ist. Sie haben auch einen Sack, gleich einem Netz, deßen man sich in einigen Gegenden bedient, um allerhand Sachen, die man auf dem Markt gekauft hat, nach Hause zu tragen. Dergleichen Säcke verfertigen sie aus Garn, und knüpfen solches zu dem Ende in lauter Schleifen, die sich ineinander schlingen. Diesen Sack hängen sie vermittelst einer daran gebundenen Schnur auf den Rücken. Gemeiniglich führen sie in demselben ein wenig Harz und ein paar Stückgen Schminkfarbe, etliche Angelhacken und Angelschnüre, ein paar Muschelschalen, woraus sie ihre Angelhacken verfertigen, etliche wenige Spitzen für Wurfspieße, und ihren übrigen Putz. Hierinnen bestehet der ganze irrdische Schatz des Reichsten unter ihnen.

Ihr Lebensunterhalt bestehet hauptsächlich in Fischen, doch finden sie zuweilen Mittel ein Känguruh zu erlegen, oder einen oder den andern Vogel zu tödten, ohnerachtet diese letztern so scheu sind, daß sie die Engländer kaum mit der Vogelflinte erreichen konnten. Die einzige Pflanze, die man als ein wirkliches eigentli-

ches Nahrungsmittel ansehen kan, ist die Yam-Wurzel, doch eßen sie auch verschiedene Baumfrüchte, die wir oben unter den Nebengütern der Insel genennt haben. Die Fische fangen sie auf folgende Art. Ihre Angelhacken sind sehr sauber gearbeitet. Zum Schildkrötenfang haben sie ein eigenthümliches und besonderes Werkzeug; es ist dieses ein hölzerner Nagel, der ohngefähr einen Fuß lang, und mit tüchtigen Widerhacken versehen ist. Zu diesem Nagel gehört ein Stecken, der aus leichtem Holz gemacht, ohngefähr so dick, als der Vorderarm am Handgelenke, und sieben bis acht Fuß lang ist; das untere Ende dieses Stocks ist bis auf eine gewiße Tiefe cylinderförmig ausgehöhlet, und in diese Höhlung paßt der vorhingedachte Nagel, gleichsam, wie eine Spindel in die Mutter. Von einer drey bis vier Klafter langen Schnur ist das eine Ende an den Nagel, das andere aber an den Stock gebunden, so daß beyde miteinander zusammen hängen, aber doch jedes für sich würken kan. Wenn dieses dieses Instrument gebraucht werden soll, so wird der Nagel in den hohlen Theil des Stocks hineingesteckt. Sobald das Thier hiemit getroffen ist, bleibt der Nagel vermittelst des Widerhackens stecken, der Stock aber fährt hinweg, und da er an einer Schnur befestigt

ist,

ist, so dient er zu einem schwimmenden Anzeiger, wo sie der Schildkröte im Waßer nachspüren können; dieses Holz dient auch dazu, daß das Thier desto mehr ermüdet wird, bis sie es mit ihren Kahnen einholen und an das Land ziehen können. Die Angelschnüre sind von unterschiedlicher Stärke; die stärksten sind eines halben Zolls dick, die dünnsten aber so fein, als ein Haar; sie werden aus den Fibern einer gewißen Pflanze verfertigt; was es aber für eine Pflanze sey, können wir nicht sagen.

Die Kähne, deren sie sich zu ihrer Fischerey bedienen, sind schlecht und ohne alle Kunst. Am südlichen Theil der Küste bestehen sie aus einem Stück Baumrinde, das ohngefähr zwölf Fuß lang, an den Enden zusammen gebunden, und in gehöriger Weite von einander gehalten wird. So elend und unsicher ein solcher Kahn ist, so wagen sich zuweilen drey Personen damit ins Waßer. Im seichten Waßer stoßen sie diesen Nachen mit Stangen fort, wo es aber tiefer ist, da gebrauchen sie flache Ruder; diese sind 18 Zoll lang, und der Bootsmann hält deren, in jeder Hand eines; so schlecht indeßen diese Kähne immer seyn mögen, so haben sie doch wirkliche Vortheile. Sie gehen z. B. nicht tief im Waßer, und sind sehr leicht, folglich

können sie mit denselben bis auf die seichtesten Schlammbänke hinkommen, und dort nach Bequemlichkeit Schalenfische auflesen, welches der wichtigste Gebrauch ist, den sie davon machen können; zu diesem Behuf dienen sie auch wirklich beßer, als irgend ein Fahrzeug in der Welt. Mitten in diesen Kähnen liegt allezeit ein groser Büschel Seegras, und auf demselben ist ein kleines Feuer angezündet, vermuthlich, damit, wenn die Leute auf den Fischfang ausgehen, sie sogleich dasjenige, was sie fangen, zubereiten, und ihren Hunger stillen können. Gegen Norden zu, sind die Kähne schon von beßerer Art, und auch von beßern Materialien; sie bestehen dort nicht aus Baumrinde, sondern aus dem Stamm eines Baumes, der vielleicht durch Feuer ausgehöhlet wird, sie sind ohngefähr vierzehen Fuß lang, aber sehr schmal, und deswegen mit einer Seitenrahm versehen, damit sie nicht Gefahr laufen, durch die geringste Welle umgestürzt zu werden. Diese größere Art von Kähnen wird mit langen, flachen Rudern fortgetrieben, die von der gewöhnlichen und gehörigen Größe sind, so, daß der Ruderer mit beiden Händen daran arbeiten muß. Die äußere Seite des Fahrzeugs ist ganz rau und ungearbeitet, als ob gar kein Werkzeug angesetzt wäre. Doch ist am Ende, nemlich

hinten

hinten und vorne, das Holz des ausgehöhlten Stammes, an beiden Seiten ein wenig höher gelaßen worden, als anderwärts, so, daß der Rand des Kahns dort mehr, als gegen die Mitte zu hervorragt, und diese Erhöhung sieht wie das Ende einer Planke aus. Die Seiten sind ziemlich dünn. Die Engländer konnten nicht erfahren, auf welche Art die Indianer die Bäume fälleten und zu Kähnen bearbeiteten. Die einzigen Werkzeuge, die sie bey ihnen sahen, waren, ein Beil aus einem Stein, sehr schlecht verfertigt, einige kleine Stücke Steine, in Gestalt eines Keils; ein hölzerner Hammer und etliche Stücke Corallen. Mit solchen Werkzeugen einen Kahn zu verfertigen, ist eine äußerst beschwerliche Sache, und kommt uns Europäern, die wir an das Metall gewöhnt sind, beynahe ganz unmöglich vor. Anhaltender Fleiß überwindet indeßen alle Schwierigkeit. Mehr als vier Personen kan ein solcher Nachen nicht tragen. Mit diesen Kahnen fahren sie auf den Fischfang aus. Sie fahren damit zuweilen bis in die Brandung hinein, und treffen die Fische entweder mit einer langen Picke, oder Speere, oder fangen sie mit Angeln. Von Fischerey mit Netzen wißen sie nichts; außerdem finden sie auch Fische in den Hölen der Steinklippen und auf den Bänken,

die bey halber Ebbe über das Waßer herausragen, wo sie sie ohne Mühe von dem trockenen Boden aufleſen.

Die andere Art von Lebensmitteln, deren ſich die Neuholländer aus dem Thierreich bedienen, ſind außer dem Hundefleiſch, das Känguruh, und einige Vögel. Wie dieſe Indianer Jagd auf dieſe Thiere machen mögen, davon haben die Engländer keine Gelegenheit gehabt etwas genaues zu erfahren, ſondern ſie begnügen ſich nur mit Muthmaſungen. Wir haben oben bemerkt, daß an einigen ihrer hohen Bäume Stufen eingeſchnitten ſind; dieſes geſchieht vermuthlich deswegen, damit ſie deſto beßer hinaufſteigen können. Wahrſcheinlicherweiſe klettern ſie damit bis nahe an den Gipfel, und lauern dort, bis ein oder das andere Thier nahe genug kommt, um es durch einen Wurf mit der Lanze treffen zu können. Vielleicht fangen ſie auf eben ſolchen Standorten die Vögel, wenn ſie ſich des Abends auf die Bäume ſetzen, und darauf übernachten.

Allem Anſehen nach eßen ſie keine Art von Fleiſch roh, weil ſie aber keine Gefäße haben, worinnen man Waßer ſieden kan, ſo röſten ſie entweder ihr Fleiſch auf Kohlen, oder ba-

cken

den es vermittelst heiß gemachter Steine in einem Ofen auf eben die Art, wie die Einwohner der Südsee-Inseln zu thun pflegen. Ob sie eine Pflanze kennen, die eine berauschende Kraft hat, wißen wir nicht; indeßen haben doch die Engländer bemerkt, daß viele von ihnen eine Art von Blättern beständig im Mund halten, so wie die Ostindianer den Beetel zu käuen pflegen. Die Pflanze, die sie zu dieser Absicht brauchen, haben die Engländer sonst nirgends gefunden, wißen also auch nicht, was es für ein Pflanze sey; so viel aber bemerkten sie doch, daß sie nicht färbte.

Die Einwohner wißen in der Geschwindigkeit Feuer hervorzubringen, und es auf die bewundernswürdigste Art schnell auszubreiten. Um es anzünden, nehmen sie zwey Stücke dürres weiches Holz; das eine ist ein Stecken, ohngefähr acht bis neun Zoll lang, das andere Stück ist flach. Dem Stecken geben sie an einem Ende eine stumpfe Spitze, stellen ihn alsdenn mit dieser Spitze auf das andere Stück, und querlen ihn so, wie einen Chocolate-Querl, zwischen beiden Händen geschwinde herum, sie fahren damit an dem Stecken mit den Händen auf und nieder, um die Gewalt des Drucks und des Zusammenreibens destomehr zu befördern.

dern. Auf diese Art fängt das Holz in weniger als zwey Minuten an zu glimmen, und alsdenn ist ihnen der kleinste Funke schon genug, weil sie das Feuer sehr geschickt und geschwind zu vergrößern wißen. Den aufgefangenen Funken nehmen sie, und wickeln ihn in eine Handvoll dürres Gras, und fangen an zu laufen. Wenn sie eine Strecke gelaufen sind, so wird der Funke durch die Bewegung der Luft, welche das Laufen hervorgebracht hat, angefacht, alsdenn bücken sie sich einen Augenblick, legen das Gras da nieder, wo sie Feuer haben wollen, wickeln hurtig einen andern Funken in einen andern Büschel Gras, und rennen, wie zuvor weiter fort, da denn überall, wo sie sich niedergebückt haben, das Feuer anfängt zu lodern. Auf diese Art, brachten sie einstens eine ganze Ebene in Brand, wodurch den Engländern großer Schade zugefügt wurde. Das dürre Gras, womit das ganze Erdreich überdeckt ist, erleichtert dieses ungemein. Sie brauchen dieses auch als ein Mittel, das Känguruh dahin zu scheuchen, wo sie es hin haben wollen; denn dieses Thier ist außerordentlich feuerscheu.

Man

Man erlaube uns bey dieser Gelegenheit eine kleine Ausschweifung beyzufügen. Es ist vielleicht in der ganzen Geschichte von dem Wachsthum und dem Zunehmen der menschlichen Kenntnis nichts so außerordentliches als die Erfindung und der Gebrauch des Feuers. Es ist wahr, wir bedienen uns eines überaus leichten Mittels, mit Stahl Feuer aus einem Feuerstein zu schlagen, und den Funken in einem Zunder aufzufangen. Es scheint auch die Natur habe dem Menschen die Entdeckung dieses Kunststücks überaus leicht gemacht, da kaum jemand seyn wird, der nicht wahrgenommen haben sollte, daß Funken aus gewißen Steinen springen, wenn sie an eine gewiße harte Materie geschlagen werden. Diese Funken fallen zur Nachtzeit einem jeden in die Augen; und dies konnte bey jemanden vielleicht den ersten Gedanken von Feuerschlagen erregt haben. Allein, das wichtigste war noch zurück, diesen Feuerfunken aufzufangen. Ein Glücksfall brachte vielleicht jemanden auf den Einfall, das getrocknete Mark mancher Bäume dazu zu gebrauchen. Wenn die Alten von dem Prometheus sagen, er habe dem Himmel sein Feuer geraubt, so bestand die Wahrheit, die unter dieser Fabel lag, in Erfindung eines Zunders, der denn kaum eine Secunde lang

sichtbaren Funken fesselte. So erzählt uns wenigstens Plinius die Sache; vor dem Prometheus hatte schon jemand, deßen Name aber verlohren gegangen ist, die Kunst, Feuer durch Schlagen aus den Steinen herauszubringen, erfunden; das große Verdienst des Promertheus bestand darinnen, daß er ein Gewächs, welches die Lateiner Ferula nennen, als einen Zunder anwandte, und den Funken der Erde dienstbar machte. Wir wollen uns einmal in die Zeiten hinein setzen, wo noch kein Mittel erfunden war, Feuer durch Reiben oder Schlagen hervorzubringen. Vielleicht zündete die Natur selbst, entweder durch Blitz, oder durch einen feuerspeyenden Berg ein Feuer an. Wie erschrocken musten nicht die ersten Entdecker deßelben bey den Würkungen seyn, die das Feuer hervorbrachte! wie fremd und unbegreiflich muste ihnen dieses vorkommen. Es muste ihnen nothwendig ein Feind des Lebens und der Natur zu seyn scheinen, da sie sahen, daß es alles, was seines Gefühls, oder einer Auflösung fähig war, zerstörte. In Rücksicht deßen, ist es schwer zu begreifen, was die ersten Entdecker des Feuers, die es durch einen Zufall entstehen und auch wieder aufhören sahen, bewogen haben mag, es von neuem und vorsetzlich hervorzubringen; um so viel mehr,

da

da die ersten körperlichen Empfindungen, die es auf sie bewürkt haben mag, nicht anders, als schmerzhaft gewesen seyn können; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß derjenige, welcher zum erstenmal Feuer sahe, sich demselben mit so vieler Behutsamkeit wird genähert haben, als ein anderer, der schon mit den Würkungen deßelben bekannt ist; der letztere kommt demselben nur nahe genug, um eine angenehme Empfindung seiner erwärmenden Kraft zu empfangen, da hingegen Neugierde und Unwißenheit den ersten so nahe hinzutreibt, daß er sich verbrennt; eine Beobachtung, die wir noch täglich bey kleinen Kindern zu machen pflegen. Es wäre daher sehr natürlich zu vermuthen, daß der neugierige Wilde, der zuerst die Erfahrung machte, daß das Feuer brenne, durch Beschreibung seines erlittenen Schmerzens, allen seinen Mitbrüdern einen unauslöschlichen Haß gegen dieses Element beygebracht haben möchte. Allein, häufige Erfahrungen, und viellecht auch Zufall brachte endlich die Menschen auf den Gedanken, die vortheilhaften Wirkungen des Feuers zu bemerken. Dennoch bleibt es immer eine große Lücke in der Geschichte der Menschen, wie die Leute darauf mögen gefallen seyn, vermittelst deßelben Speisen zu bereiten, da man doch vor der Erfindung deßelben lang gewohnt gewe-

gewesen seyn muß, Nahrungsmittel roh zu essen, und wer die Macht der Gewohnheit kennt, wird es gewiß ganz sonderbar finden, daß sie auf diesen Gedanken, selbst durch das Feuer gekochte Speisen zu bereiten, gefallen sind.

Genug, man sahe nunmehr das Feuer, als eine nöthige und unentbehrliche Sache an, und es blieb nun nichts mehr übrig, als Mittel ausfindig zu machen, wie man daßelbe, so oft man es nöthig hatte, bekommen könnte. Man suchte also, das Feuer, welches die Natur angezündet hatte, durch Hinzulegen frischen Holzes, zu verewigen. Dies konnte auf eine zwiefache Art geschehen. Die eine war kostbar und unsicher, wenn der einzeln wohnende Hausvater auf seinem Heerd das Feuer unterhielt, oder wo mehrere Nachbarn beysammen wohnten, einer bey dem andern sein Feuer von neuen anzündete, da es nicht wahrscheinlich war, daß solches bey allen auslöschen würde. Die andere Art war, wenn ein ganzes Volk, oder eine ganze Stadt ein ewiges Feuer unterhielt, von denen jeder das seinige ansteckte. Es wurden hiebey Wächter bestellt, die genau darauf Achtung geben musten, daß es niemals verlöschte. Und um dieses desto beßer in Ordnung zu halten, so verband man es mit der Religion. Daher

finden

finden wir auch bey den ältesten Völkern den Feuerdienst. Die Vesta der alten Griechen und Römer, die Feuertempel der Perser mögen vielleicht hierinnen ihren ersten Ursprung gefunden haben. Endlich fiel man selbsten auf Mittel durch Reiben und Schlagen Feuer hervorzubringen.

Die Beobachtungen, die wir über die Wilden, die wir jetzo noch in der Welt antreffen, machen, geben uns einen Schlüßel zu der Kenntnis der alten Welt. Es ist merkwürdig, daß die Einwohner des Feuerlandes das Feuer durch das Aneinanderschlagen hervorbringen, hingegen die Bewohner von Neu-Holland und Neu-Seeland und anderen Gegenden, solches durch das Reiben zweyer brennbaren Substanzen anzünden. Sollte dieses nicht eine wahrscheinliche Vermuthung veranlaßen, daß diese Mittel es hervorzubringen, eine Beziehung darauf haben müßen, wie der Zufall das Feuer den Bewohnern der heißen oder kalten Länder zuerst bekannt gemacht habe. Die wilden Einwohner sehr kalter Länder, welche gemeiniglich arm und unwißend, und deren Beschäfftigungen sehr einfach sind, wißen wohl schwerlich etwas von einer Handarbeit und Kunst, wobey man sich eine so hefftige Friction denken könnte, daß

daß Feuer vermittelst derselben entstanden wäre; aber in heißen Erdstrichen, wo alle Cörper warm, trocken, und mit brennbarer Materie und elementarischen Feuer so sehr geschwängert sind, daß sie das geringste Reiben in Brand setzen kan, ist dieses gar wohl möglich. Vermuthlich ist also das Feuer in kalten Ländern durch das hefftige Aneinanderschlagen zweyer harten metallischen Substanzen zuerst entstanden, und die Einwohner bedienen sich noch jetzo eben dieses Mittels, wenn sie Feuer hervorbringen wollen. In warmen Ländern hingegen, wo sich brennbare Materien durch Reiben leicht entzünden, ist es wahrscheinlich, daß das Feuer auf diese Art zuerst entstanden sey, und daß nachher die Kunst zur Hervorbringung dieses Endzwecks sich eben dieses vom Zufall gelehrten Mittels bedient habe. Gleichwohl finden wir auch heut zu Tage Erscheinungen, die den vorigen Beobachtungen entgegen sind. In vielen heißen Ländern bekommt man das Feuer durch Aneinanderschlagen, und in vielen sehr kalten Ländern, durch Reiben. Wollte man die Untersuchungen weiter treiben, so würde man vielleicht auf eine Spur kommen, daß die Verwechselung der Gewohnheiten, aus der gegenseitigen Gemeinschaft kalter und warmer Himmelsstriche herkomme, und daß eine Völ-

kerschaft den Gebrauch der andern angenommen habe. Wenigstens haben wir von dem Reiben weit ältere Beyspiele, als von dem Schlagen, es kan daher leicht gekommen seyn, daß kalte Länder solches von warmen Ländern gelernt haben, und wie diese gewahr wurden, daß dasjenige, was sie bisher durch die Friction erhalten hatten, durch das Schlagen viel geschwinder erfolge, ihre alte Art, die sie schon an andere Völker ausgebreitet hatten, verlaßen, und dagegen das Feuerschlagen angenommen haben.

Nach dieser kleinen Digreßion kommen wir nun wieder auf unsre Neu-Holländer, und wollen nun auch die übrigen Stücke ihrer häußlichen Einrichtung untersuchen. Nach der Wohnung und dem Eßen, bekümmern sich die Menschen zunächst um die Kleidung. Aus dem, was wir aus den beyden ersten Stücken gesagt haben, wird man leicht den Schluß machen können, daß sie auch in diesem Stück noch weit in der Cultur zurück sind. Und so verhält es sich auch in der That. Beyde Geschlechter gehen ganz nackend, und es kommt ihnen dieses so wenig unanständig vor, am ganzen Leibe blos zu gehen, als es uns vorkommt, daß wir die Hände und das Gesicht

unbedeckt tragen. Anstatt der Kleider wollen wir also vielmehr die Bildung ihres Körpers beschreiben. Die Männer sind hier von mittler Größe und überhaupt wohlgebildet, von schön gebauten Gliedern und ungemein stark, munter und hurtig. Ihrer Gesichtsbildung fehlt es nicht ganz an Ausdruck, ihre Stimmen sind besonders sanft, und fast unmännlich fein. Sie sehen am ganzen Leibe so unsauber aus, als ob sie von oben bis unten mit Schmutz überzogen wären, daher man auch die natürliche Farbe ihrer Haut nicht ausfindig machen kan. Die Engländer stellten allerhand Versuche an, auf den Grund zu kommen; sie tauchten die Finger in das Waßer, und fiengen an, ihnen die Haut zu reiben, um, wo möglich, die Schmutzrinde wegzunehmen; aber es half beynahe so viel als nichts. Der Schmutz macht sie so schwarz als die Negern; und alles, was man von ihrer eigenthümlichen Farbe hat erkennen können, ist, daß die Haut ursprünglich von einer sogenannten Chocolatenfarbe seyn muß. Ihre Gesichtsbildung ist gar nicht angenehm, sie haben weder glatte, eingedrückte, noch auch dick aufgeworfene Lippen. Ihre Zähne sind weiß und eben, und ihr Haar von Natur schwarz und lang; sie pflegen es

aber

aber durchgehends kurz zu tragen. Gemeiniglich ist es gerade, und nur ein klein wenig kraus; es ist durchgehends klebrigt und schmutzig, obgleich ohne alles Oel und Salbe; doch haben sie, welches in der That zu verwundern ist, kein Ungeziefer. Ihre Bärte sind von eben der Farbe, als ihre Haare, dabey buschigt und stark; sie laßen sie aber nicht lang wachsen. Da sie kein schneidendes Werkzeug haben, so ist zu vermuthen, daß, wenn sie sich die Haare abkürzen wollen, sie solche abbrennen: allein, es ist nicht blos zu vermuthen, sondern es ist mehr als wahrscheinlich. Die Engländer sahen einstens daselbst einen Mann, der einen etwas längern Bart hatte, als seine Mitgesellen; als sie ihn am folgenden Tag wieder sahen, so bemerkten sie, daß sein Bart etwas kürzer war, als zuvor, und bey genauerer Untersuchung fand sich, daß er abgesengt war.

Ihr vornehmster Putz bestehet in einem Knochen, den sie in den Knorpel stecken, welcher beide Nasenlöcher voneinander scheidet, und den sie zu dem Ende durchbohren. Wie dieser Gebrauch bey ihnen entstanden seyn mag, und was für ein verdorbener Geschmack sie hat verleiten können, dies für einen Zierrath zu halten, oder was sie ursprünglich, ehe sie dergleichen

chen getragen, oder andere tragen gesehen hatten, bewogen haben mag, sich dem Schmerz und der Unbequemlichkeit zu unterwerfen, die nothwendig mit dieser Mode verbunden seyn muß, das wird man mit aller Scharfsinnigkeit nicht errathen können. Dieser Knochen ist übrigens eines guten Fingers dick und fünf bis sechs Zoll lang, er reicht ihnen solchergestalt queer über das ganze Gesicht, und verstopft beide Nasenlöcher dermaßen, daß sie den Mund weit aufgesperrt halten müßen, um Athem zu schöpfen, und wenn sie reden wollen, so ist ihre Sprache aus eben diesem Grunde so undeutlich, daß sie einander selbst nicht verstehen können. Die Matrosen nennten diesen Knochen zum Spott, die blinde Raa dieser Leute; er sieht auch wirklich so seltsam aus, daß, ehe man diesen Anblick gewohnt wird, man Mühe hat, sich des Lachens zu enthalten. Außer diesem Zierrath der Nase, tragen sie auch Halsbänder, die aus artig geschnittenen und ineinander gereiheten Muscheln bestehen; desgleichen Armbänder von kleinen Schnüren, die drey bis viermal um den Obertheil des Arms gewunden werden, und eine aus Menschenhaaren zusammengeflochtene Schnur, die ohngefähr so dick, als ein Zwirnsfaden ist, haben sie um den Unter-

terleib gebunden. Einige schmücken sich auch mit Brustbändern von Muscheln, die vom Nacken queer über die Brust herabhängen. Der Schmutz, welcher diesen Leuten gleichsam zur Kleidung dient, ist aber dennoch nicht ihre einige Bedeckung; denn sie bemahlen sich mit weiß und rother Farbe; von der rothen pflegen sie große Flecken auf die Schultern und Brust zu schmieren, und die weiße tragen sie in schmalen und breiten Streifen auf; die letzten laufen über die Aerme und Beine, die breiten aber über den Leib hinab, und sind ganz ohne Geschmack gezeichnet. Von der weißen Farbe legen sie sich auch einige Schönfleckgen auf das Gesicht, und ziehen um jedes Auge einen Kreis davon herum. Das Rothe scheint Bergroth zu seyn, das weiße aber sieht aus, als ob es lauter nahe beyeinander liegende Körner wären; übrigens ist diese Farbe seifenartig anzufühlen, und fast so schwer als Bleyweiß. Sie haben auch Löcher in den Ohren, man sieht aber nicht, daß sie Ohrgehänge tragen. Diesen Putz halten sie so hoch, daß sie schlechterdings nichts davon weggeben wollten, ob ihnen gleich die Engländer Corallen, Bänder, und andere Dinge, welche sonsten den Wilden angenehm waren, dafür anboten. Sie nahmen solche zwar an, da aber die Engländer etwas

von dem ihrigen dagegen haben wollten, so waren sie nicht zu dazu bringen; sie hatten nicht den geringsten Begriff von dem, was man einen Tausch oder Handel nennt. Nur das ihrige hatte in ihren Augen einigen Werth, alles andere verachteten sie mit der grösten Gleichgültigkeit; daher auch die Engländer alles, was sie ihnen geschenkt hatten, nachher in den Wäldern zerstreut antrafen, wo sie es mit der grösten Sorglosigkeit eines Kindes hingeworfen hatten. Ein Engländer schenkte einstens einem Indianer ein Stück von einem alten Hemde; dieser aber wuste nicht, was er damit anfangen sollte, sondern band es, anstatt einen Theil des Leibes damit zu bedecken, als einen Turban um den Kopf.

Diese Nation scheint zwar nicht kriegerisch, sondern mehr feig und zaghaft zu seyn; daß aber der Krieg nicht ganz unbekannt in diesen Ländern sey, ist aus ihren Waffen abzunehmen. Diese bestehen aus Spießen und Lanzen von verschiedener Art. Einige auf der südlichen Küste haben vier Zinken, deren jede mit einer Spitze von Knochen, und diese noch überdies mit Widerhacken versehen war; die Spitzen überziehen sie mit einem harten Harze, dadurch solche nicht nur glänzend, sondern auch

sehr

sehr glatt werden, und vermöge dieser letzten Eigenschaft dringen sie tiefer und unaufhaltbarer in den Gegenstand, den sie treffen. In den nördlichen Gegenden der Küste hat die Lanze nur eine Spitze; der Schafft bestehet aus einem Rohr, oder aus dem Stengel einer Pflanze, der gleich den Binsen sehr gerade und leicht ist. Ein solcher Schafft ist acht bis vierzehen Fuß lang, doch bestehet er nicht aus einem einzigen Stück, sondern ist aus mehrern Absätzen zusammengefügt, davon einer in den andern hineingesteckt, und dann zusammen fest gebunden werden. Die Spitzen, mit welchen er hernach am vordern Ende versehen wird, sind von verschiedener Art, bald aus einem harten, schweren Holz, bald aus Fischgräten gemacht. Bey einigen dient der Stachel des Stechrochens statt der Spitze, und zu diesem Behuf suchen sie jederzeit die grösten Stacheln aus, die sie nur bekommen können; anstatt der Widerhacken pflegen diese Stacheln mit verschiedenen kleinen Gräten verbunden zu seyn, die rückwärts in entgegen stehender Richtung daran befestigt sind. Die zweyte Art Spitzen, die aus Holz verfertigt sind, pflegen bisweilen auch mit Widerhacken versehen zu seyn; zu diesem Ende stecken sie anstatt der Gräten scharfe Stücke von zerbrochenen Muschelschalen hin-

ein, und füllen die Fugen mit Harz aus. Eine mit dergleichen Widerhacken versehene Lanze ist in der That ein fürchterliches Gewehr; denn wenn sie einmal eingedrungen ist, so kan man sie nicht wieder aus der Wunde bringen, ohne das Fleisch mit hinweg zu reißen, oder die scharfen schroffen Splitter der Gräte oder der Muschelschale, die den Widerhacken ausmacht, bleiben gar in dem Cörper zurück. Diese Waffen wißen sie mit ungemeiner Geschicklichkeit zu werfen. Wenn sie nur auf dreyßig bis sechzig Fuß weit damit treffen wollen, so werfen sie solche aus freyer Hand; sollen sie aber bis auf 120 bis 150 Fuß weit tragen, so werfen sie dieselbe vermittelst eines Instruments ab, das man etwa einen Wurfstock nennen könnte. Dieses ist ein ebener gerader Stecken, aus einem röthlichen harten Holz verfertigt, ungemein schön geglättet, ohngefähr zween Zolle breit, einen halben Zoll dick, und drey Fuß lang; an dem einem Ende ist ein kleiner Hacken oder Knorren, am andern Ende aber ein drey bis vier Zoll langes Queerholz befindlich. Der am vördern Ende befindliche Hacken greift in eine kleine Fuge oder Rinne ein, die zu diesem Behuf am Schafft der Lanze, nicht weit von der Spitze eingeschnitten ist, aus welcher er auf den geringsten Stoß leicht hinausfährt; wenn

Die

die Lanze der Länge nach auf diese Maschine gelegt, und durch den Hacken oder Knopf in der erforderlichen Richtung fest gemacht ist; so hält derjenige, der sie werfen will, dieselbe über seine Schulter, schüttelt sie, und wirft sowohl den Wurfstock, als die Lanze aus allen Kräften; da aber der Stock vermittelst des Queerholzes, welches wider die Schulter fährt, durch einen plötzlichen Stoß aufgehalten wird, so fährt die Lanze mit unglaublicher Geschwindigkeit fort, und so gerade auf das Ziel hin, daß sie auf 150 Schuh weit ungleich zuverläßiger damit treffen, als wir mit einer Kugel zu thun nicht im Stande sind. Außer diesen Waffen haben die Engländer keine andere in der Nähe gesehen, einige aber wollen in einer gewißen Weite auch Pfeil und Bogen gesehen haben; welches sie aber nicht mit Gewißheit sagen können. Von Schutzwaffen führen sie einen Schild, der länglicht und ohngefähr drey Fuß lang, achtzehen Zolle breit, und aus der Rinde eines Baums verfertigt ist. Die Engländer bekamen einen solchen Schild und funden, daß er in der Mitte durch eine einfache Lanzenspitze war durchbohrt worden. Dergleichen Schilde müßen unter den Einwohnern häufig gebraucht werden;

denn

denn ob gleich die Engländer keinen als diesen zu Gesicht bekamen, so fanden sie doch viele Bäume, an welchen solche Stücke an der Rinde fehlten, als zu einem dergleichen Schild der Form nach gehörten; denn aus der Form kan man leicht urtheilen, ob die Rinde zu einem Schild, oder zu einem Waßergefäße abgeschälet ist. Auch findet man hier und dar die ganze Form des Schildes in der Rinde wirklich ausgeschnitten, aber noch nicht von den Bäumen abgelöset; sondern sie war nur rings um den Rand des Schildes ein wenig aufgehoben, und wurde durch dazwischen hineingetrieben Keile in dieser Lage erhalten. Vielleicht thun sie dieses deswegen, weil sie bemerkt haben, daß Baumrinde desto dicker und stärker wächst, wenn man ein Stück davon rings umher ausschneidet und sie in diesem Zustande eine Zeitlang am Baum sitzen läst. Hieraus ist nun hinlänglich zu schließen, daß sie wirklich Krieg unter einander führen müßen; denn wenn man annehmen wollte, daß die Lanzen blos zum Fischfang gebraucht würden; so kan doch der Schild zu nichts anders, als zum Schutz gegen den Angriff eines Feindes dienen.

Es ist nunmehr weiter nichts mehr, als noch von der Sprache der Neu-Holländer zu

sagen

sagen übrig. Diese ist hier rauher, als auf den Inseln in der Südee. Die Engländer waren nicht lange genug hier, um uns einen umständlichen Begriff davon zu machen. Durch den Umgang haben sie einige Wörter gelernt; und um diese zu erfahren, haben sie sich folgendes Mittels bedient. Wenn sie z. E. wissen wollten, wie die Neu-Holländer einen Stein nennten, so hoben sie einen Stein auf, und gaben den Eingebohrnen durch Zeichen, so gut sie konnten, zu verstehen, daß sie wünschten, sie möchten denselben nennen; das Wort, welches sie sprachen, schrieben sie auf der Stelle nach. Dieses Mittel war zwar freylich unter diesen Umständen das beste, aber doch bey weiten nicht sicher, und konnten die Engländer dabey in manchen Irrthum gerathen; um diesen nun so viel, als möglich war, zu vermeiden, so wiederholten sie dieses mehrmal an verschiedenen Orten, und bey verschiedenen Personen, und verglichen es alsdenn miteinander. Diejenigen Worte, welche beständig einerley waren, und eines jeden Aussage nach eine Sache bedeuteten, wurden für ächt erklärt. Durch dieses Mittel machten sie sich ein kleines Wörterbuch von denjenigen Sachen, die ihnen unter das Gesicht kamen. Von der übrigen Beschaffenheit dieser Sprache wißen wir nichts.

Zugabe.

Zugabe.

Wir haben oben im dritten Band die Sitten der Nordamericaner geschildert. Seit dieser Zeit ist eine neuere Beschreibung von diesem Theil der Welt erschienen, und setzt uns nun in Stand jene Nachrichten, theils zu bestätigen, theils zu verbeßern. Johann Carver reiste im Jahr 1766 von Boston aus, und besuchte die innern Theile von Nord-America. Er durchreiste das Land der Ottowaer, Winnebager, Sakier, Ottaganer am Miſſisippi-Fluß, Ottagamier, und Nadowesier. Wir übergehen dasjenige, womit er die Erdbeschreibung dieses Landes bereichert hat, und liefern hier nur seine Beobachtungen, die er überhaupt über die Sitten, Gebräuche und Meinungen der Indianer gemacht hat.

Seiner Beobachtung nach scheint es nicht, daß die indianischen Völkerschaften an Gestalt, Farbe oder Leibesbeschaffenheit so sehr von einander abgehen, als einige Schriftsteller behaupten. Sie sind gröstentheils schlank, etwas groß und gut gewachsen. Man trifft selten verwachsene unter ihnen an. Ihre Haut hat eine röthliche

Kupfer-

Kupferfarbe. Ihre Augen sind groß und schwarz, und ihr Haar hat dieselbe Farbe, doch ist es nur selten kraus. Sie haben gute Zähne, und ihr Athem riecht so gut, als die Luft, die sie einathmen. Ihre Wangen-Knochen stehen etwas hervor, doch mehr bey den Frauensleuten, als bey den Männern. Die Frauensleute sind nicht völlig so groß, als die Europäischen, aber man trifft häufig gute Gesichter und einen hübschen Wuchs bey ihnen an, ungeachtet sie leichter fett werden, als das andere Geschlecht. Ich werde mich auf keine weitläuftige Untersuchung einlaßen, ob die Indier die Farbe ihrer Haut der Natur, der Kunst oder dem Himmelsstriche, unter welchem sie leben, zu danken habe. Mir scheint es zwar glaublich, daß sie diese Farbe ursprünglich von der Natur erhalten haben, allein ich wage es nicht, zu entscheiden, zu welcher Zeit sich die Veränderung ereignete, die man jetzt in der Farbe und den Zügen so vieler Nationen antrifft, wenn der Europäer seine Weisse, der Afrikaner seine Agathschwärze, und der Amerikaner seine Kupferfarbe erhielt, oder welche die erste Farbe der Menschen war, und welche den höchsten Grad der Vollkommenheit besitze. Viele Schriftsteller behaupten, daß die Indier selbst in ihren reifsten Jahren blos Haare auf dem

Kopfe

Kopfe haben, und daß ungeachtet der Menge, womit dieser Theil bedeckt ist, alle übrigen Theile, wo man sie bey den Europäern antrifft, völlig davon frey bleiben. Selbst Doctor Robertson hat sich durch ihre falschen Vorstellungen verleiten laßen, diesen Irrthum weiter zu verbreiten, und da er von der Richtigkeit der Beobachtung überzeugt zu seyn glaubte, verschiedene Folgerungen in Absicht ihrer körperlichen Stärke und Gesundheit daraus herleitet, deren Ungrund sich aber jetzt von selbst zeigt. Denn man kan sicher behaupten, da man sich durch genaue Untersuchungen und eigne Augen davon überzeuget hat, daß alle Behauptungen dieser Schriftsteller in diesem Stücke falsch sind, und von dem Mangel einer völligen Kenntniß der Gebräuche der Indier herrühren. In dem männlichen Alter werden die Körper der Indier, wenn man sie der Natur überläßt, eben so gut mit Haaren bedeckt, als bey den Europäern. Die Männer glauben aber, daß ein Bart sehr verunstalte, und wenden daher viele Mühe an, sich davon zu befreyen, und man wird nicht leicht Spuren davon bey ihnen antreffen, ausgenommen bey alten Leuten, die sich um ihren Putz nicht sehr mehr bekümmern. Eben so halten sie jeden andern Auswuchs von Haar auf ihrem Körper

für

für häßlich, und beide Geschlechter wenden viele Zeit auf die Ausrottung deßelben.

Die Nadoweßier und die übrigen entfernten Nationen reißen es mit krumm gebogenen Stücken von hartem Holze aus. Die Indier hingegen, die Gemeinschaft mit den Europäern haben, schaffen sich Drath von ihnen an, und machen daraus eine Art von Schraubengang oder Wurm, den sie irgend wo an den Leib setzen. Sie drücken die Ringe darauf zusammen und reißen mit einem plötzlichen Zuge alles Haar aus, was sie darzwischen gefaßt haben.

Die Mannspersonen bey allen indianischen Völkerschaften unterscheiden sich durch ihren Anzug nur wenig von einander, diejenigen ausgenommen, die mit den Europäern handeln, und ihr Pelzwerk gegen Decken, Hemder und andre Zeuge vertauschen, deren sie sich sowohl zum Putz, als zur nothwendigen Kleidung bedienen. Sie binden ohngefähr dreyviertel Ellen breites Tuch mit einem Gürtel üm die Mitte des Körpers, und die, welche Hemder tragen, binden sie so wenig um das Handgelenke, als um den Hals zu, weil ihnen dies eine unerträgliche Einschränkung seyn würde. Sie werfen ihre Decke blos über die Schultern,

und halten die obere Seite davon bey den beiden Zipfeln, dabey tragen sie ein Messer in einer Hand, und eine Pfeiffe, einen Tobacksbeutel, u. d. m. in der andern, und so gehen sie in ihren Dörfern oder Lagern herum. Bey ihrem Tanze tragen sie selten Decken. Diejenigen unter den Mannspersonen, die sich ein jugendlicheres Ansehn geben wollen, reißen sich alle Haar aus dem Kopf, oben auf dem Scheidel ausgenommen, der ohngefähr eine Stelle wie ein Gulden groß, bedeckt ist, und den sie ziemlich lang auswachsen laßen. An diesem Zopf hängen sie Federn von verschiedenen Farben auf kleine Stäbe von Elfenbein und Silber. Diese Art, das Haar zu schneiden und zu verzieren, unterscheidet verschiedene Nationen von einander. Sie bemahlen ihr Gesicht schwarz und roth, und glauben, daß ihnen dies sehr schön stehe. Sie bemahlen sich auch sonst noch, wenn sie in den Krieg ziehn, doch bemahlen sie sich alsdenn auf eine andere Art, als wenn sie es blos zur Zierde thun. Die jungen Indier spalten sich den äußern Rand von beiden Ohren, wenn sie ihre Gefährten an Putz übertreffen wollen, doch nehmen sie sich sehr in Acht, ihn nicht ganz wegzuschneiden, sondern laßen das Fleisch an beiden Enden festsitzen, und durchschneiden nur die dazwischen liegende Theile.

Um

Um diesen abgesteckten Knorpel wickeln sie von oben bis unten Messingdrath, bis das Gewicht davon den getrennten Rand in einen Bogen zieht, der fünf bis sechs Zoll im Durchmeßer hat, und bis auf die Schultern herabhängt. Diese Zierde wird für sehr hübsch und anständig gehalten. Es ist ebenfalls eine ziemlich gemeine Gewohnheit bey ihnen, sich die Nase zu durchbohren, um verschiedene Arten Gehänge darinnen zu tragen. Man bemerkt, daß Seemuscheln in den inländischen Gegenden häufig getragen, und für eine große Zierde gehalten werden, allein man kann nicht erfahren, wo sie sie bekommen. Vielleicht erhalten sie dieselben durch den Handel mit Nationen, die näher bey der See wohnen. Sie bedecken ihre Schenkel gar nicht, wenn man das Tuch um den Mittelleib ausnimmt, das bis auf die Hälfte der Schenkel herabhängt. Für die Beine machen sie eine Art Strümpfe aus Fellen oder Tuch. Man nähet sie so eng, daß sie sich nur eben an und abziehen laßen. Sie laßen den Rand des Zeuges, woraus sie gemacht sind, an der Nath sitzen, und ungefähr eine Hand breit los hängen; und dieser Theil, der an der Außenseite des Beins sich befindet, wird bey den Indiern, die mit den Europäern handeln, gewöhnlich mit Band oder Spitzen,

wenn die Strümpfe von Tuch sind, und wenn sie von Leder sind, mit Stickerey und bunt gefärbten Stacheln von Stachelschweinen ausgeziert. Fremde, die unter den Indiern in Gegenden auf die Jagd gehen, wo es viel Schnee giebt, finden diese Strümpfe weit bequemer, als andere Strümpfe. Ihre Schuh machen sie aus Reh- Elendthier- oder Büffelhäuten. Zuweilen sind sie auf europäische Art bereitet, und zuweilen laßen sie das Haar darauf sitzen, wenn sie Schuh daraus zuschneiden, die leicht sitzen und sehr bequem zum gehen sind. Der Rand um die Knöchel ist mit Stücken von Messing oder Zinn ausgeziert, die an ledernen, ungefähr einen Zoll langen Schnüren hängen, und die, wenn sie dicht aneinander sitzen, eben kein unangenehmes Geräusch machen, wenn sie gehen oder tanzen.

Die Frauensleute tragen eine Art von Bedeckung, die von Halse bis auf die Knie herunter gehet. Bey den Indiern, die mit Europäern handeln, tragen sie eine Art von leinenen Hemden, so wie die Männer, und wovon die Enden über den Rock herabhängen. Sonst machen sie sich, wenn sie sich noch nach der alten Mode tragen, eine Art von ledernen Hemden, das blos den Körper, aber nicht die Ar-

me

me bedeckt. Ihre Röcke sind entweder von Leder oder Tuch, und reichen von den Hüften bis an die Knie. An ihren Füßen tragen sie Strümpfe und Schuh, die eben so gemacht und ausgeziert sind, als bey den Mannspersonen. Sie unterscheiden sich von einander in der Art ihren Kopf aufzuputzen, da eine jede der Gewohnheit folgt, die bey der Nation oder dem Stamme, worzu sie gehört, üblich ist, und sie haben noch die nemliche Mode, die bey ihren Vorfahren vor undenklichen Zeiten herrschte. Man bemerkt, daß die meisten Frauensleute auf der Ostseite des Missisippi ihre Haare entweder in Bänder einflechten, oder zwischen Platten von Silber binden; doch thun dies letztere, da es sehr kostbar ist, nur Frauenspersonen von Stande. Das Silber das sie darzu gebrauchen, wird in dünnen Platten geschlagen, die ungefähr vier Zoll breit sind, und wovon sie verschiedene brauchen, ihre Haare einzuwickeln. Die Platte, die zunächst am Kopf sitzt, hat eine beträchtliche Größe, die zweyte ist etwas schmäler, und geht zum Theil unter die erste hinunter; und auf diese Art befestigen sie sie ineinander und machen sie immer enger bis tief auf den Rücken herab. Da das Haar der Indier immer gewöhnlich sehr lang ist so wird diese Mode da-

durch sehr kostbar. Die Frauensleute auf der Westseite des Missisippi theilen ihre Haare auf der Mitte des Kopfs in zwey Zöpffe, die gegen die Ohren zu herabhängen. Diese Zöpfe sind ungefähr drey Zoll lang und wie ein Arm dick, sie hängen senkrecht vor beiden Ohren herunter, und reichen bis an das unterste Ende davon. Die Frauenspersonen von allen Völkerschaften machen gewöhnlich ein Fleck von Schminke wie ein Species-Thaler groß unten am Ohr; einige färben ihr Haar und zuweilen auch eine Stelle auf der Stirn.

Ueberhaupt wenden die Indier mehr Aufmerksamkeit auf ihre Kleidung und persönlichen Putz, als auf die Bequemlichkeit in ihren Hütten oder Zelten, die sie auf folgende einfache und leichte Art anlegen. Sie wählen sich Pfäle oder Stangen von geringer Länge, und binden zwey davon immer an ihren Enden ins Kreutz mit Bast aneinander. Wenn sie damit fertig sind, so richten sie sie in die Höhe und ziehen sie unten so weit auseinander, als es der innere Raum des Zeltes erfordert. Hierauf richten sie mehrere von gleicher Länge auf, und befestigen sie so, daß sie den beiden Hauptpfälen zur Stütze dienen. Das Dach besteht aus Reh- oder Elendshäuten, die zusammengenäht

näht werden, und von denen sie eine hinreichende Menge nehmen, um die Pfäle zu bedecken. Die Thür besteht in einer Oefnung, über die man ebenfalls ein Fell ziehen kan. Es wird hiezu oft eine große Menge Felle erfordert, da ihre Zelle sehr geräumig sind. Das Zelt des Hauptkriegers der Nadoweßier hatte wenigstens vierzig Fuß im Umkreise, und war ziemlich bequem. Sie schlagen ihr Lager ohne die geringste Ordnung auf, und stellen ihre Zelte grade auf die Stelle hin, die sie für die bequemste halten. Auch die Hütten, welche sie einrichten, wenn sie auf ihren Reisen keine Zelte brauchen, denn es giebt überhaupt nur wenig Stämme, die einen festen Wohnplatz oder regelmäßige Dörfer und Städte hätten, sind eben so einfach, und laßen sich bald aufbauen. Sie stecken kleine biegsame Stangen in die Erde, und biegen sie, bis sie oben laneinander stoßen, und einen halbkreisförmigen Bogen machen, und binden sie zusammen. Diese Stangen bedecken sie mit Matten, die aus Schilf geflochten werden, oder mit Birkenrinde die sie in ihren Karren zu diesem Gebrauch mit sich führen. Diese Hütten haben weder Schornsteine noch Fenster. Sie laßen blos eine kleine Oefnung mitten im Dache, durch welche der Rauch hinausgeht, die aber zugestopft werden

muß, wenn es stark regnet oder schneyet, und dadurch den Rauch äusserst beschwerlich macht. Sie schlafen überhaupt auf Fellen, und vorzüglich Bärenhäuten, die Reihenweise auf dem Boden ausgebreitet sind. Wenn der Fußboden nicht groß genug für Betten für die ganze Familie ist, so wird ein Gerüste vier bis fünf Fuß hoch vom Boden errichtet, worauf die jüngern Kinder liegen.

Da die Wohnungen der Indier so schlecht sind, so haben sie auch nur wenigen und einfachen Hausrath. Die Werkzeuge, die sie zu seiner Verfertigung brauchen, sind so ungeschickt und schlecht, daß es unmöglich ist, sie auch nur etwas hübsch auszuarbeiten, und es wird dadurch eine so große Zeit dazu erfordert, daß sie von aller Handarbeit abgeschreckt werden müssen, wenn sie nicht äusserst nothwendig ist. Die Nadoweßier machen die Töpfe, worinnen sie ihre Speisen kochen, aus einer schwarzen Thon- oder Steinart, die so hart ist, daß weder Feuer noch Eisen darauf würken können. Wenn sie einen Braten machen, es sey nun ein großes Stück oder gar ein ganzes Thier, zum Beyspiel einen Bieber befestigen sie ihn auf europäische Art an einem Spieße von hartem Holze, und legen die Enden auf gabelförmigen Stangen, und drehen ihn zuwei-

zuweilen um. Wenn das Stück kleiner ist, so spießen sie es auf die nehmliche Art, und befestigen den Spieß in einer vertikalen Richtung, doch so, daß das Fleisch nach dem Feuer zuhängt, und verändern oft die Lage, bis alles gehörig gebraten ist. Sie machen ihre Schüsseln und Schaalen, worinnen sie die Speisen auftragen, aus den ästigen Auswüchsen des Ahornbaums und anderer Bäume. Ihre Löffel sind ziemlich gut gearbeitet, da weit weniger Arbeit dazu gehört, als zu größern Sachen. Sie nehmen dazu eine besondere Art Holz, die in America Löffelholz genannt wird, und dem Buchsbaumholze sehr ähnlich ist. Jeder Stamm ist jetzt mit Messern und Feuerstahlen versehen. Da diese Stücke zu den gemeinsten Bedürfnißen des Lebens so nothwendig sind, so kaufen die Indier, welche keine unmittelbare Gemeinschaft mit europäischen Handelsleuten haben, sie von ihren Nachbarn, die näher an den Kolonien wohnen, und geben gewöhnlich Sklaven dafür.

Wenn die indischen Frauenspersonen sitzen, so nehmen sie eine anständige Stellung an, und halten ihre Knie dicht zusammen, aber eben diese Stellung, an die sie sehr gewöhnt sind,

macht, daß sie schlecht gehn, und lahm zu seyn scheinen. Es giebt keine Hebammen bey ihnen, da der Himmelsstrich, unter dem sie leben, oder eine besondere glückliche Leibesbeschaffenheit ihren Beystand unnöthig macht. Ihre Niederkunft hält sie nur einige Stunden von ihren gewöhnlichen Beschäftigungen ab, die gewöhnlich schwer sind, da die Männer, die einen ungewöhnlichen Grad von Trägheit besitzen, ihnen alle harte Arbeiten überlaßen. Selbst auf der Jagd bringen die Männer nie das Wildprett nach Hause, sondern laßen es durch ihre Weiber holen, wenn es auch gleich eine beträchtliche Strecke entfernt ist. Die Weiber legen ihre Kinder bald nach ihrer Geburt auf Bretter, die mit weichem Moos, so wie man es in Sümpfen oder auf Wiesen antrifft, bedeckt sind. Das Kind liegt auf dem Rücken, in dieser Art von Wiege, und wird in Felle oder Tuch eingewickelt um es warm zu halten. Damit es nicht herunterfallen kan, so sind an beiden Seiten kleine krummgebogene Stücke Holz angebracht. Diese Maschinen werden mit Riemen an Baumzweige aufgehängt, oder wenn es keine Bäume in der Nähe giebt, so binden sie sie an einen Klotz oder Stein, wenn es ihre Geschäfte erfordern. In dieser Lage werden die Kinder einige Monate lang erhalten.

ten. Wenn sie herausgenommen werden, so läßt man die Jungen nackend laufen, aber die Mädchen werden von Halse bis an die Knie mit einem Hemde und einem kurzen Rocke bedeckt. Die indischen Frauensleute sind während ihrer monatlichen Reinigung ungemein bescheiden. Bey den Völkerschaften, die von den europäischen Niederlassungen am weitesten entfernt wohnen, sind sie in diesem Stücke vorzüglich sorgfältig. Doch folgen sie alle ohne Ausnahme einerley Gewohnheit nur in verschiedenem Grade. In jedem Lager oder Dorfe giebt es ein Zimmer, wohin sich verheyrathete und unverheyrathete zu dieser Zeit begeben, und sich mit der grösten Strenge alles Umgangs, so lange als sie dauert, enthalten. Nachher reinigen sie sich im fließenden Waßer, und kehren zu ihren verschiednen Beschäftigungen zurück. Die Mannspersonen vermeiden bey dieser Gelegenheit allen Umgang mit ihnen aufs sorgfältigste, und die Nadoweßier sind hierinnen so strenge, daß sie nicht einmal erlauben, die nothwendigsten Dinge, selbst Feuer, von den Frauensleuten während ihrer monatlichen Entfernung zu holen, und wenn auch der Mangel derselben mit den grösten Unbequemlichkeiten verbunden seyn sollte. Sie haben sogar den Aberglauben, wenn eine Pfeiffenröhre, die bey

ihnen

ihnen von Holz sind, zerbricht, daß der Eigenthümer davon sie entweder bey einem unreinen Feuer angezündet, oder gar mit einer Frauensperson während dieser Zeit Umgang gepflogen habe, welches sie für äusserst schändlich und gottlos halten.

Die Indier sind sehr vorsichtig und überlegen jedes Wort und jede Handlung sehr genau. Nichts bringt sie leicht in übermäßige Hitze, als der eingewurzelte Haß gegen ihre Feinde, der einmal so tief in ihrem Herzen liegt, daß es äusserst schwer ist, ihn völlig auszurotten. In jedem andern Falle sind sie kalt und so behutsam, daß sie nicht leicht ihre Leidenschaften äußern. Wenn ein Indier entdeckt, daß ein Freund in Gefahr ist, von einem, den er beleidigt hat, umgebracht zu werden, so sagt er ihm nicht in deutlichen Ausdrücken, wie gefährlich es für ihn seyn würde, den Weg zu nehmen, auf welchem sein Feind ihm auflauert, sondern er fragt ihn erst kaltblütig, wohin er heute gehen würde; und wenn er es erfährt, so sagt er ihm mit der nämlichen Gleichgültigkeit, daß ein Hund nahe bey dem Platze läge, der ihm schaden könnte. Dieser Wink ist hinreichend; und sein Freund vermeidet die Gefahr eben so sorgfältig, als wenn ihm jede Absicht und

Bewe-

Bewegung seines Feindes wäre angezeigt worden. Diese nämliche Kaltblütigkeit äußert sich oft bey Gelegenheiten, welche ein fühlbares Herz in die gröste Wärme versetzen würde. Wenn ein Indier von seiner Familie und seinen Freuden viele Monate auf einem Kriegs- oder Jagdzuge abwesend gewesen ist, und seine Frau und Kinder ihm eine Strecke von seiner Wohnung entgegen kommen, so geht er, anstatt zärtliche Empfindungen zu äußern, die in der Brust eines fühlbaren Wesens gewiß entstehen würden, seinen graden Gang fort, ohne sich um alle, die ihn umgeben, zu bekümmern, bis er nach Hause kömmt. Hier setzt er sich hin, und raucht seine Pfeiffe mit der nämlichen Gleichgültigkeit, als wenn er keinen Tag abwesend gewesen wäre. Seine Bekannten, die ihn begleitet hatten, thun das nämliche, und es währet vielleicht etliche Stunden, ehe er ihnen die Zufälle erzählt, die ihn während seiner Abwesenheit begegneten, selbst wenn er einen Vater, einen Bruder oder Sohn auf dem Schlachtfelde verlohr, über deßen Tod er trauren sollte, oder wenn ihm das ganze Unternehmen fehl schlug, das seine Abwesenheit verursacht hatte.

Wenn

Wenn ein Indier etliche Tage auf der Jagd oder bey einem andern mühsamen Geschäfte zugebracht hat, ohne seinen Hunger dabey stillen zu können, so nimmt er sich doch sehr in Acht, sich etwas davon merken zu laßen, wenn er in die Hütte oder das Zelt seines Freundes kommt, wo er seine Bedürfniße gleich befriedigen könnte; sondern er setzt sich geruhig nieder, und raucht seine Pfeiffe mit so vieler Zufriedenheit, als wenn ihm nichts weiter fehlte. Eben dieses thut er bey Fremden. Diese Gewohnheit wird bey alten Stämmen genau beobachtet, da sie sie für einen Beweiß von Standhaftigkeit halten, und glauben, daß sie den Namen eines alten Weibes verdienen würden, wenn sie das Gegentheil thäten. Wenn man einem Indier erzählt, daß seine Kinder sich sehr gegen die Feinde hervorgethan, so viele getödtet und so viele als Gefangene mitgebracht haben, so scheint er eben keine sehr große Freude darüber zu empfinden. Seine Antwort besteht gewöhnlich darin, es ist gut, ohne sich genauer nach besondern Umständen zu erkundigen. Wenn man ihm im Gegentheil sagt, daß seine Kinder geblieben oder gefangen sind, so rührt ihn auch dies nicht, sondern er antwortet blos, es thut nichts, und fragt wahrscheinlich, wenigstens in einiger Zeit gar

nicht,

nicht, wie es zugieng. Diese scheinbare Gleichgültigkeit rührt jedoch nicht von einer gänzlichen Unterdrückung alles natürlichen Gefühls her; denn ungeachtet man sie Wilde nennt, so sieht man bey keiner gesitteten Nation größere Beweise von Kindes- oder Vaterliebe; und ungeachtet sie ihren Weibern nach einer langen Abwesenheit mit einer solchen stoischen Unempfindlichkeit begegnen, so fehlt ihnen doch nicht ganz alle eheliche Zärtlichkeit. Bey ihren Besuchen betragen sie sich gleichfalls auf eine sonderbare Art. Wenn ein Indier eine besondere Person aus einer Familie besuchen will, so sagt er gleich, wem er seinen Besuch zugedacht hat, und der übrige Theil der Familie begiebt sich an das Ende des Zeltes oder der Hütte, und nimmt sich sehr in Acht, ihnen nicht so nahe zu kommen, daß sie dadurch in ihren Gespräche könnten unterbrochen werden. Eben so machen sie es, wenn ein Mann eine Frauensperson besucht, nur muß er sich alsdann hüten nicht Liebe zum Gegenstande seines Gespräches zu machen, so lange es noch helle ist.

Die Indier können eine Sache ungemein begreifen, und lernen alles, wozu eine genaue Aufmerksamkeit gehört, sehr bald. Sie erlangen durch Uebung und scharfe Beobachtung

viele

viele Vollkomenheiten, die den Europäern fehlen. So gehn sie zum Beyspiele durch einen Wald oder eine Ebene von zweyhundert Meilen Breite, und kommen genau an den Punkt, den sie sich vorgesetzt hatten, ohne irgend einen beträchtlichen Umweg zu machen, und es ist ihnen völlig gleichgültig dabey, ob das Wetter heiter oder dunkel ist. Eben so genau können sie die Stelle bestimmen, wo die Sonne am Himmel ist, wenn sie auch völlig von Wolken und Nebel versteckt wird. Sie können mit eben so großer Fertigkeit die Spuren von Menschen oder Thieren, auf Laub oder Grase ausfindig machen und daher entgeht ihnen auch ein fliegender Feind nicht leicht. Sie haben diese Eigenschaften nicht blos der Natur, sondern einer ausserordentlichen Schärfe ihrer Sinne zu danken, die sich blos durch eine unaufhörliche Anstrengung und Aufmerksamkeit erlangen läßt. Ihr Gedächtniß ist ebenfalls sehr glücklich im Behalten. Sie können jeden kleinen Umstand anführen, der im Rath vorgieng, und wißen genau zu bestimmen, wenn ein solcher Rath gehalten ward. Ihre Wampumgürtel dienen dazu, sich an das Wesentlichste der Verträge zu erinnern, die sie mit den benachbarten Stämmen vor vielen Jahren schlossen, und sie beziehen sich darauf mit eben so viel Genauigkeit

und

und Deutlichkeit, als es die Europäer auf ihre schriftlichen Urkunden thun können.

Das Alter wird bey jeder Nation sehr geschätzt. Der junge Indier hört zwar den Rath seines Vaters mit vieler Gleichgültigkeit, aber den Befehlen seines Großvaters gehorcht er mit der größten Bereitwilligkeit. Die jungen hören auf den Rath der ältern Mitglieder ihrer Versammlung, als wenn es Oraculsprüche wären. Wenn ihnen auf der Jagd ein ungewöhnliches gutes Wildpret aufstößt, so wird es gleich den Alten zum Geschenke dargebracht.

Sie hängen nie ihren Sorgen nach, sondern leben in einer steten Ruhe und Zufriedenheit. Da sie von Natur träge sind, so geben sie sich keine besondere Mühe, sich zu bessern oder reichlichern Unterhalt zu verschaffen, wenn sie ohne Mühe in der Nähe gerade so viel finden können, als sie brauchen. Ihre müßige Zeit bringen sie mit Essen, Trinken, Schlafen oder Herumgehen in ihren Dörfern und Lagern zu. Zwingt sie aber die Noth, gegen einen Feind ins Feld zu ziehn, oder sich Nahrung zu verschaffen, so sind sie thätig und un-

ermüdet. Der bethörende Geist der Spielsucht ist nicht auf Europa allein eingeschränkt; auch die Indier verspielen oft ihre Waffen, ihre Kleidung und sogar alle ihre Habseligkeiten. Doch thun sie dies ohne alles Murren und Fluchen, und tragen ihr Unglück mit einer philosophischen Gleichmüthigkeit. Ihr Hauptlaster ist ihre Grausamkeit gegen ihre Feinde, die bey jeder andern Nation Schauder erregen würde. Aber eben so freundschaftlich, gastfrey und leutselig sind sie im Frieden. Man kan mit Wahrheit von ihnen sagen, daß sie die schlimmsten Feinde, und die besten Freunde von der Welt sind.

Die Indier wißen überhaupt nicht, was Eifersucht ist. Bey einigen Stämmen hat man selbst nicht einmal den geringsten Begriff davon, da ohnehin ihre jungen Leute selten die Tugend verheyratheter Frauenspersonen auf die Probe stellen, oder von diesen gereizt werden. Dem ungeachtet sind die indischen Frauenspersonen sehr verliebter Natur, und es schadet ihrer Ehre gar nicht, wenn sie vor ihrer Heyrath ihrer Leidenschaft nachhängen. Als sich Carver bey den Nadowesiern aufhielt, so bemerkte er, daß sie einer Frau mit sehr viel Ehrerbietung begegneten, und erfuhr nach genauer

nauer Untersuchung, daß die Ursache davon ihr in Europa eine ewige Schande würde zugezogen haben. Sie gab in ihrer Jugend ein sogenanntes Reisfest. Nach einer alten und fast ganz verloschnen Gewohnheit, bat sie vierzig von ihren ersten Kriegern dazu, und bewirthete sie alle, nachdem sie sich mit Reis und Wildfleisch hinreichend gesättigt hatten, mit einer geheimen Nachschüssel hinter einem Schirme, der in der Mitte des Zeltes eigentlich dazu aufgestellt war. Diese verschwenderische Gefälligkeit zog ihr die Gunst ihrer Gäste, und den Beyfall des ganzen Stammes zu. Die jungen Indier fühlten ihr außerordentliches Verdienst so sehr, daß sie miteinander um ihre Hand eiferten, und bald darauf ward sie an einen von ihren vornehmsten Anführern verheyrathet, der ihr immer die grösten Beweiße seiner Liebe und Ehrerbietung gab. Jedoch findet sich kaum eine Frauensperson in hundert Jahren, die es wagt, ein solches Gastmahl zu geben, ungeachtet sie sich einen Mann vom ersten Range zur Belohnung versprechen kan; und die ganze Gewohnheit hat blos bey den Nadoweßiern statt.

Die Indier kennen, überhaupt kein Eigenthumsrecht, als in Dingen, die blos zum häus-

lichen Gebrauche gehören, und die ein jeder vermehrt, so wie es seine Umstände erlauben. Sie sind sehr freygebig gegen einander, und helfen dem Mangel ihrer Freunde gerne mit ihrem Ueberfluße ab. In Gefahr helfen sie ihren Mitbürgern willig, ohne Belohnung zu erwarten, die ausgenommen, welche bey Indiern immer dem Verdienste folgt. Beherrscht von deutlichen und billigen Gesetzen der Natur, wird jeder blos nach seinem Verdienste geschätzt, und die Gleichheit am Stande, Sitten und Vorzügen, die man bey jeder indischen Völkerschaft antrifft, beseelt sie mit einem reinen und wahren vaterländischen Geiste, der immer auf das allgemeine Beste der Gesellschaft, zu welcher sie gehören, bedacht ist. Wenn einer von seinen Nachbarn seine Kinder durch Krankheiten oder im Krieg verliehrt, so ersetzen die, welche die meisten Sklaven haben, diesen Abgang; und diese Sklaven werden von dem kinderlosen Vater angenommen und würklich als Kinder deßen, dem sie geschenkt worden, behandelt. Die Indier, blos diejenigen ausgenommen, die nahe an den europäischen Besitzungen wohnen, können sich gar keinen Begriff von dem Werthe des Geldes machen, und sehn es als die Quelle unzähliger Uebel an, wenn sie von dem Gebrauche hören, den andere Völker

davon machen. Sie halten es für widersinnig, daß ein Mensch mehr davon besitze, als der andere, und können es nicht begreifen, daß dieser Besitz Ehre und Ansehen verschaffe. Aber daß der Mangel dieses unnützen Metalls Menschen ihrer Freyheit berauben und zwischen die fürchterlichen Mauren eines Gefängnißes einschließen könne, übersteigt allen Glauben bey ihnen; und wenn man ihnen von diesem Theile des europäischen Regierungssystems erzählt, so beschuldigen sie die Urheber deßelben eines gänzlichen Mangels von menschlichem Gefühl, und belegen sie mit dem Namen von Wilden und Ungeheuern. Fast eben so wenig scheinen sie sich um die Producte der Kunst zu bekümmern. Wenn man ihnen Stücke davon zeigt, so sagen sie zwar, es ist hübsch, ich mag es gern ansehen, aber ohne nach der Einrichtung zu fragen, oder sich einen richtigen Begriff von seinen Nutzen machen zu können. Aber wenn man ihnen von jemand erzählet, der sehr schnell laufen kan, der sehr geschickt auf der Jagd ist, der richtig das Ziel treffen, oder einen Bogen mit Leichtigkeit spannen kan, der eine Kanone zu regieren weiß, der den Krieg versteht, der die Lage seines Lands kennt, und ohne Führer durch einen unermeßlichen Wald seinen Weg finden, und dabey von wenig Nahrungsmit-

ermüdet. Der bethörende Geist der Spielsucht ist nicht auf Europa allein eingeschränkt; auch die Indier verspielen oft ihre Waffen, ihre Kleidung und sogar alle ihre Habseligkeiten. Doch thun sie dies ohne alles Murren und Fluchen, und tragen ihr Unglück mit einer philosophischen Gleichmüthigkeit. Ihr Hauptlaster ist ihre Grausamkeit gegen ihre Feinde, die bey jeder andern Nation Schauder erregen würde. Aber eben so freundschaftlich, gastfrey und leutselig sind sie im Frieden. Man kan mit Wahrheit von ihnen sagen, daß sie die schlimmsten Feinde, und die besten Freunde von der Welt sind.

Die Indier wißen überhaupt nicht, was Eifersucht ist. Bey einigen Stämmen hat man selbst nicht einmal den geringsten Begriff davon, da ohnehin ihre jungen Leute selten die Tugend verheyratheter Frauensperſonen auf die Probe stellen, oder von diesen gereizt werden. Dem ungeachtet sind die indischen Frauensperſonen sehr verliebter Natur, und es schadet ihrer Ehre gar nicht, wenn sie vor ihrer Heyrath ihrer Leidenschaft nachhängen. Als sich Carver bey den Nadowesiern aufhielt, so bemerkte er, daß sie einer Frau mit sehr viel Ehrerbietung begegneten, und erfuhr nach genauer

nauer Untersuchung, daß die Ursache davon ihr in Europa eine ewige Schande würde zugezogen haben. Sie gab in ihrer Jugend ein sogenanntes Reisfest. Nach einer alten und fast ganz verloschnen Gewohnheit, bat sie vierzig von ihren ersten Kriegern dazu, und bewirthete sie alle, nachdem sie sich mit Reis und Wildfleisch hinreichend gesättigt hatten, mit einer geheimen Nachschüssel hinter einem Schirme, der in der Mitte des Zeltes eigentlich dazu aufgestellt war. Diese verschwenderische Gefälligkeit zog ihr die Gunst ihrer Gäste, und den Beyfall des ganzen Stammes zu. Die jungen Indier fühlten ihr außerordentliches Verdienst so sehr, daß sie miteinander um ihre Hand eiferten, und bald darauf ward sie an einen von ihren vornehmsten Anführern verheyrathet, der ihr immer die grösten Beweiße seiner Liebe und Ehrerbietung gab. Jedoch findet sich kaum eine Frauensperson in hundert Jahren, die es wagt, ein solches Gastmahl zu geben, ungeachtet sie sich einen Mann vom ersten Range zur Belohnung versprechen kan; und die ganze Gewohnheit hat blos bey den Nadoweßiern statt.

Die Indier kennen überhaupt kein Eigenthumsrecht, als in Dingen, die blos zum häus-

lichen Gebrauche gehören, und die ein jeder vermehrt, so wie es seine Umstände erlauben. Sie sind sehr freygebig gegen einander, und helfen dem Mangel ihrer Freunde gerne mit ihrem Ueberfluße ab. In Gefahr helfen sie ihren Mitbürgern willig, ohne Belohnung zu erwarten, die ausgenommen, welche bey Indiern immer dem Verdienste folgt. Beherrscht von deutlichen und billigen Gesetzen der Natur, wird jeder blos nach seinem Verdienste geschätzt, und die Gleichheit am Stande, Sitten und Vorzügen, die man bey jeder indischen Völkerschaft antrifft, beseelt sie mit einem reinen und wahren vaterländischen Geiste, der immer auf das allgemeine Beste der Gesellschaft, zu welcher sie gehören, bedacht ist. Wenn einer von seinen Nachbarn seine Kinder durch Krankheiten oder im Krieg verliehrt, so ersetzen die, welche die meisten Sklaven haben, diesen Abgang; und diese Sklaven werden von dem kinderlosen Vater angenommen und würklich als Kinder deßen, dem sie geschenkt worden, behandelt. Die Indier, blos diejenigen ausgenommen, die nahe an den europäischen Besitzungen wohnen, können sich gar keinen Begriff von dem Werthe des Geldes machen, und sehn es als die Quelle unzähliger Uebel an, wenn sie von dem Gebrauche hören, den andere Völker

davon machen. Sie halten es für widersinnig, daß ein Mensch mehr davon besitze, als der andere, und können es nicht begreifen, daß dieser Besitz Ehre und Ansehen verschaffe. Aber daß der Mangel dieses unnützen Metalls Menschen ihrer Freyheit berauben und zwischen die fürchterlichen Mauren eines Gefängnißes einschließen könne, übersteigt allen Glauben bey ihnen; und wenn man ihnen von diesem Theile des europäischen Regierungssystems erzählt, so beschuldigen sie die Urheber deßelben eines gänzlichen Mangels von menschlichem Gefühl, und belegen sie mit dem Namen von Wilden und Ungeheuern. Fast eben so wenig scheinen sie sich um die Producte der Kunst zu bekümmern. Wenn man ihnen Stücke davon zeigt, so sagen sie zwar, es ist hübsch, ich mag es gern ansehen, aber ohne nach der Einrichtung zu fragen, oder sich einen richtigen Begriff von seinen Nutzen machen zu können. Aber wenn man ihnen von jemand erzählet, der sehr schnell laufen kan, der sehr geschickt auf der Jagd ist, der richtig das Ziel treffen, oder einen Bogen mit Leichtigkeit spannen kan, der eine Kanone zu regieren weiß, der den Krieg versteht, der die Lage seines Lands kennt, und ohne Führer durch einen unermeßlichen Wald seinen Weg finden, und dabey von wenig Nahrungsmit-

tel leben kan, so hören sie diese angenehme Erzählung mit großer Aufmerksamkeit an, und können den Gegenstand davon nicht genug erheben.

Was ihren Gemüths-Charakter anbelangt, so sind sie von Natur grausam, rachsüchtig, und unerbittlich, daß sie oft unwegsame und unbegränzte Wälder durchlaufen, und dabey von kümmerlichen Nahrungsmitteln leben, um sich an einem Feinde zu rächen. Das klägliche Geschrey ihrer Feinde rührt sie nicht; sie finden Freude an ihren Qualen. Diejenigen Stämme, die nicht viel mit den Europäern umgehen, sind mäßig im Eßen und Trinken, sie können Hunger und Hitze mit der äußersten Geduld ertragen. Gegen ihre Freunde, und selbst gegen ihre aufgenommene Feinde, sind sie gesellig und leutselig. Sie gewöhnen sich die gröstten Mühseligkeiten zu ertragen, und lernen dadurch bald Gefahr und Tod verachten, und ihre Standhaftigkeit verläßt sie keinen Augenblick ihres Lebens. Sie sind träge, so lang ihr Vorrath dauert, und ihre Feinde weit von ihnen sind; aber eben so unermüdet sind sie auf der Jagd, oder wenn sie gegen ihre Feinde ziehn. Sie sind listig, und nehmen jeden Vortheil wahr, in ihren Rathsversammlungen sind sie kalt und bedächt-

bedächtlich; in ihrem bürgerlichen Charakter zeigen sie eine große Anhänglichkeit für ihren Stamm, gegen die Feinde ihres Volks handeln sie so, als wenn sie nur eine Seele belebte; nie können Bestechungen ihre Liebe zum Vaterland verringern. Dies sey genug von ihrem Charakter überhaupt, nun wollen wir auch noch dasjenige nachholen, was wir von einigen besondern sie betreffenden Gegenständen merkwürdiges gefunden haben.

Wir haben oben im dritten Theil S. 64. von der Religion einiger indianischen Stämme gehandelt; und hier wollen wir noch dasjenige beyfügen, was insonderheit die Religion der Nadoweßier angeht. Sie sind zwar darinnen sehr zurückhaltend, aber man kan sich doch von ihnen einen sehr richtigen Begriff von den ursprünglichen Lehrsätzen und dem Gottesdienste der alten Indier machen, da sie von allen fremden Lehren, die sich jetzt bey den Indiern in der Nachbarschaft der Kolonien eingeschlichen haben, vollkommen frey sind. Sie erkennen einen Schöpfer oder höchstes Wesen, das alle Dinge regiert. Die Tschipiväer nennen dies Wesen Manitu oder Kitchi Manitu, und die Nadoweßier Wakon oder Tongo Wa-

kon, den großen Geist, und sehen es als die Quelle des guten an, aus welcher nichts Böses herkommt. Außerdem glauben sie auch noch einen bösen Geist, dem sie eine große Gewalt beymessen, und von welchem alles Böse, welches den Menschen widerfährt, herrühren soll. An diesen wenden sie sich im Unglück, und bitten ihn, es abzuwenden, oder doch wenigstens zu mildern, wenn es nicht ganz vermeidlich ist. Sie behaupten, der große Geist, wolle und könne den Menschen nichts Böses zufügen, sondern er überschütte sie mit allem Segen, den sie irgend verdienen; der böse Geist hingegen sinne beständig blos darauf, wie er dem menschlichen Geschlechte schaden könne. Außerdem nehmen sie auch gute Geister von niedrigem Range an, denen ihre verschiedene Verrichtungen angewiesen sind, wodurch sie beständig das Glück der Menschen befördern. Sie haben jeder ihre gewiße Stücke der Natur unter ihrer Aufsicht, als große Seen, Flüsse, Berge, Thiere, Vögel, Fische und sogar Pflanzen und Steine, die einen besondern Werth besitzen. Allen diesen Geistern erzeigen sie eine Art von Verehrung. Wenn sie zum Beyspiel an den obern See, an den Missisippi, oder irgend ein andres großes Gewässer kommen, so bringen sie dem Geiste, der sich dort aufhält,

ein

ein Opfer dar. Sonst aber ist gewiß, daß der Begriff, den sie mit dem Worte Geiste verbinden, sehr von dem unsrigen verschieden ist. Sie scheinen sich eine körperliche Vorstellung von ihren Göttern zu machen, und ihnen eine Menschengestalt, aber eine weit schönere, als die indische, beyzulegen. Eben so denken sie von der Zukunft. Sie zweifeln keineswegs an einem künftigen Leben, aber sie glauben, daß sie ähnliche Beschäftigungen, doch mit weit weniger Mühe und Arbeit haben, und in eine reizende Gegend kommen werden, wo ein stets ungewölkter Himmel und ein immerwährender Frühling herrscht; wo die Wälder mit Wild, die Seen mit Fischen angefüllt sind, die sich ohne alle Mühe fangen laßen, und daß sie überhaupt in dem gröstlen Ueberfluße und Vergnügen leben werden. Freuden der Seele kennen sie nicht, und diese gehören daher nicht zu ihrem Plane von Glückseligkeit. Sinnliche Freude hingegen werden dort eben so wie hier nach Verdienst ausgetheilet. Der geschickte Jäger, der tapfre Krieger, erhält einen größern Antheil davon, als der träge und feige. Die Priester der Indier sind zugleich ihre Aerzte und Zauberer. Sie heilen ihre Krankheiten und Wunden; sie erklären ihre Träume; sie schützen sie durch ihre Zauberkraft, und verkündigen ihnen zukünf-

tige Dinge, welche die Indier zu wissen, äuſserst begierig sind.

Eine Probe hiervon sahe einstens Carver selbst mit an. Er und seine Leute warteten mit Verlangen auf die Ankunft ihrer Lebensmittel. Der oberste Priester der Kollistiner sagte zu ihnen, daß er versuchen wollte, eine Unterredung mit dem großen Geist zu halten, um zu erfahren, wenn solche ankommen würden. Ob nun gleich der Engländer dieses für ein bloßes Schauspiel von Taschenspielerey hielte, wie es denn auch nichts anders war, so ließ er es doch geschehen. Der nächste Abend ward zu dieser geistlichen Unterredung festgesetzt. Wie alles dazu vorbereitet war, so kam der König der Indier und führte den Engländer selbst in ein geraumiges Zelt, wovon die Gehänge aufgezogen waren, damit die Aussenstehenden alles beobachten könnten, was darinnen vorgienge. Man fand das Zelt von einer grossen Menge Indier umringt, allein der Engländer wurde willig durchgelaßen, und setzte sich auf Felle, die für ihn auf dem Boden ausgebreitet waren. In der Mitte bemerkte man einen länglichten Platz, der aus Stangen bestand, die in die Erde gesteckt waren, doch so,

Daß

daß Zwischenräume offen blieben, welche die Gestalt von einem Sarge hatten, der gros genug war, einen menschlichen Körper zu fassen. Die Stangen waren von mittler Größe, und so weit von einander gesteckt, daß man bequem alles sehen konnte, was sich zwischen ihnen befand. Das Zelt ward von einer großen Menge Fackeln erleuchtet, die aus Splittern von Birken oder Tannenholz gemacht waren, und von den Indiern gehalten wurden. Nach einigen Minuten kam der Priester herein. Es ward eine sehr große Elendshaut grade zu seinen Füsen ausgebreitet, worauf er sich niederlegte, nachdem er alle Kleidungsstücke, ausgenommen das, was er mitten um den Leib trug, ausgezogen hatte. Er lag jetzt gestreckt auf dem Rücken und nahm eine Seite von der Haut, und legte sie über sich. Eben dies that er mit der andern Seite, so daß blos sein Kopf unbedeckt blieb. So bald dies geschehen war, so nahmen zwey junge Leute, die bey ihm standen, ungefähr sechzig Ellen von einem starken Seile, das ebenfalls aus einer Elendshaut gemacht war, und banden es ihm fest um den Leib, so daß er völlig in der Haut, wie ein Kind in seinen Windeln lag. In dieser Mumienähnlichen Gestalt ward er von einem bey den Füßen, und von dem andern bey dem Kopfe

ergrif-

ergriffen, und über die Stangen in die Einfassung gehoben. Carver konnte ihn noch jetzt völlig so genau beobachten, als man es bisher gethan hatte, und er nahm sich sehr in Acht, die Augen nur einen Augenblick von ihm zu verrücken, damit er das Kunststück desto eher entdecken könnte; denn er zweifelte keineswegs, daß es doch endlich darauf hinauslaufen würde. Kaum hatte der Priester in dieser Stellung einige wenige Secunden gelegen, als er anfieng zu murmeln. Er fuhr damit einige Zeit fort, und ward allmählig lauter und lauter, bis er endlich anfieng deutlich zu sprechen; doch war das, was er murmelte, ein solches Gemisch aus der Sprache der Tschipiwäer, der Ottowäer und Kollistiner, daß man nur sehr wenig davon verstehen konnte. Er fuhr in diesem Ton: eine beträchtliche Zeit fort, und erhob endlich seine Stimme aufs äusserste, bald betend, bald rasend, bis er sich in solche heftige Bewegung gebracht hatte, daß er am Munde schäumte. Nachdem er fast dreyviertel Stunden auf dieser Stelle gelegen, und sein Schreyen mit unermüdeter Heftigkeit fortgesetzt hatte, so schien er ganz abgemattet zu seyn, und ward völlig sprachlos. Allein plötzlich sprang er auf, ungeachtet es unmöglich schien, wie er eingeschnürt ward, daß er Arme oder Beine bewegen

gen könnte, und warf seine Decke so behende ab, als wenn die Seile, die darum gebunden waren, verbrannt wären, worauf er die, welche um ihn herum standen, mit einer gesetzten und vernehmlichen Stimme folgendermasen anredete: Meine Brüder, der große Geist hat sich herabgelassen, eine Unterredung mit seinem Knechte auf eine ernstliche Bitte zu halten. Er hat mir zwar nicht gesagt, wenn die Kaufleute, welche wir erwarten, ankommen werden, allein Morgen, wenn die Sonne den höchsten Gipfel am Himmel erreichet hat, wird ein Kanot kommen, und die Leute darinnen werden uns Nachricht geben, wenn wir auf die Ankunft der Kaufleute sicher rechnen können; wie er dies gesagt hatte, so gieng er aus der Einfassung heraus, zog seine Kleider an, und ließ die Versammlung auseinander gehen.

Wenn jemand krank ist, so bleibt der Prieder Tag und Nacht bey ihm, und macht mit einer Klapper, worinnen Bohnen sind, und die sie Tschitischiku nennen, ein unangenehmes Geräusch, das sich nicht gut beschreiben läst. Diese rohe Harmonie würde nach unsrer Art zu urtheilen, den Kranken beunruhigen; aber bey den Indiern glaubt man dadurch die Tücke des bösen Geistes, der die Krankheit erregt, zu

vereiteln. Was ihre andere Gebräuche anbelangt, so singen und tanzen sie zwar beym Anfang des Neumonden; allein es ist nicht ausgemacht, daß sie den Mond göttlich verehren, sie scheinen blos sich über die Wiederkunft eines Lichtes zu freuen, das ihnen die Nacht angenehm macht, und ihnen bey ihren Reisen den Weg zeigt, wenn die Sonne die Welt nicht mehr erleuchtet. Ein anderer Engländer, Adair, behauptet, daß die Völkerschaften, bey welchem er sich aufgehalten habe, fast alle Gebräuche beobachteten, welche im mosaischen Gesetz verordnet wären, und schloß daraus, daß die Nordamericaner von den Juden abstammten; andere aber, die in eben diesen Gegenden gewesen sind, wollen keine Spur von dem Judenthum daselbst gefunden haben. Die Indianer im Ganzen genommen, sind in ihren Religionsgrundsätzen völlig roh und unwißend. Sie haben nur wenige, sehr einfache Lehrsätze, die man überhaupt, auch in den unwißendsten Zeitaltern, der menschlichen Seele eingedrückt findet. Sie verehren die merkwürdigsten Dinge der Schöpfung und bringen ihnen Opfer; aber sie thun dieses vermuthlich blos deswegen, weil sie dieselben als den vorzüglichsten Aufenthalt oder Lieblingsgüter der unsichtbaren Geister ansehen, welche sie anbeten. Die mensch-

liche

liche Seele pflegt insgemein in ihren ungebildeten Zustand alle außerordentliche Naturbegebenheiten, als Erdbeben, Donner und Sturm, dem Einfluße unsichtbarer Wesen zuzuschreiben. Die Beschwerden und Mühseligkeiten, die wir in unserm verbeßerten Zustand zu vermeiden gelernt haben, werden von den Indianern den bösen Geistern zugeschrieben, welche daher der Indianer beständig fürchtet, und durch Zaubereyen, Beschwörungen und Hülfe seiner Manitus abzuwenden sucht. Die Furcht hat also mehr Einfluß auf ihren Gottesdienst, als die Dankbarkeit, und der Indianer giebt sich mehr Mühe, dem Zorn der bösen Geister auszuweichen, als die Gunst des Guten zu erlangen.

Wir haben in dem oben bemeldten dritten Theil S. 145. f. von der bürgerlichen Verfassung der Indianer geredet; hier folgen die neuern Beobachtungen darüber. Jede indische Völkerschaft, wird in ihre Stämme eingetheilt, der in jedem Volk, zu welchem er gehört, wieder einen kleinen Staat ausmacht. Da jede Völkerschaft ein gewißes Sinnbild hat, wodurch es sich von andern unterscheidet, so hat jeder Stamm auch wieder sein besonderes Zeichen, wornach er sich benennt; so wird z. E. ein Stamm der Nadowessier durch eine Schlange,

ein

ergriffen, und über die Stangen in die Einfassung gehoben. Carver konnte ihn noch jetzt völlig so genau beobachten, als man es bisher gethan hatte, und er nahm sich sehr in Acht, die Augen nur einen Augenblick von ihm zu verrücken, damit er das Kunststück desto eher entdecken könnte; denn er zweifelte keineswegs, daß es doch endlich darauf hinauslaufen würde. Kaum hatte der Priester in dieser Stellung einige wenige Secunden gelegen, als er anfieng zu murmeln. Er fuhr damit einige Zeit fort, und ward allmählig lauter und lauter, bis er endlich anfieng deutlich zu sprechen; doch war das, was er murmelte, ein solches Gemisch aus der Sprache der Tschipiwäer, der Ottowäer und Kollistiner, daß man nur sehr wenig davon verstehen konnte. Er fuhr in diesem Ton: eine beträchtliche Zeit fort, und erhob endlich seine Stimme aufs äusserste, bald betend, bald rasend, bis er sich in solche heftige Bewegung gebracht hatte, daß er am Munde schäumte. Nachdem er fast dreyviertel Stunden auf dieser Stelle gelegen, und sein Schreyen mit unermüdeter Heftigkeit fortgesetzt hatte, so schien er ganz abgemattet zu seyn, und ward völlig sprachlos. Allein plötzlich sprang er auf, ungeachtet es unmöglich schien, wie er eingeschnürt ward, daß er Arme oder Beine bewe-

gen

gen könnte, und warf seine Decke so behende ab, als wenn die Seile, die darum gebunden waren, verbrannt wären, worauf er die, welche um ihn herum standen, mit einer gesetzten und vernehmlichen Stimme folgendermasen anredete: Meine Brüder, der große Geist hat sich herabgelassen, eine Unterredung mit seinem Knechte auf eine ernstliche Bitte zu halten. Er hat mir zwar nicht gesagt, wenn die Kaufleute, welche wir erwarten, ankommen werden, allein Morgen, wenn die Sonne den höchsten Gipfel am Himmel erreichet hat, wird ein Kanot kommen, und die Leute darinnen werden uns Nachricht geben, wenn wir auf die Ankunft der Kaufleute sicher rechnen können; wie er dies gesagt hatte, so gieng er aus der Einfassung heraus, zog seine Kleider an, und ließ die Versammlung auseinander gehen.

Wenn jemand krank ist, so bleibt der Prieder Tag und Nacht bey ihm, und macht mit einer Klapper, worinnen Bohnen sind, und die sie Tschitischiku nennen, ein unangenehmes Geräusch, das sich nicht gut beschreiben läst. Diese rohe Harmonie würde nach unsrer Art zu urtheilen, den Kranken beunruhigen; aber bey den Indiern glaubt man dadurch die Tücke des bösen Geistes, der die Krankheit erregt, zu

verei-

vereiteln. Was ihre andere Gebräuche anbelangt, so singen und tanzen sie zwar beym Anfang des Neumonden; allein es ist nicht ausgemacht, daß sie den Mond göttlich verehren, sie scheinen blos sich über die Wiederkunft eines Lichtes zu freuen, das ihnen die Nacht angenehm macht, und ihnen bey ihren Reisen den Weg zeigt, wenn die Sonne die Welt nicht mehr erleuchtet. Ein anderer Engländer, Adair, behauptet, daß die Völkerschaften, bey welchem er sich aufgehalten habe, fast alle Gebräuche beobachteten, welche im mosaischen Gesetz verordnet wären, und schloß daraus, daß die Nordamericaner von den Juden abstammten; andere aber, die in eben diesen Gegenden gewesen sind, wollen keine Spur von dem Judenthum daselbst gefunden haben. Die Indianer im Ganzen genommen, sind in ihren Religionsgrundsätzen völlig roh und unwißend. Sie haben nur wenige, sehr einfache Lehrsätze, die man überhaupt, auch in den unwißendsten Zeitaltern, der menschlichen Seele eingedrückt findet. Sie verehren die merkwürdigsten Dinge der Schöpfung und bringen ihnen Opfer; aber sie thun dieses vermuthlich blos deswegen, weil sie dieselben als den vorzüglichsten Aufenthalt oder Lieblingsgüter der unsichtbaren Geister ansehen, welche sie anbeten. Die mensch-

liche

liche Seele pflegt insgemein in ihren ungebildeten Zustand alle außerordentliche Naturbegebenheiten, als Erdbeben, Donner und Sturm, dem Einfluße unsichtbarer Wesen zuzuschreiben. Die Beschwerden und Mühseligkeiten, die wir in unserm verbeßerten Zustand zu vermeiden gelernt haben, werden von den Indianern den bösen Geistern zugeschrieben, welche daher der Indianer beständig fürchtet, und durch Zaubereyen, Beschwörungen und Hülfe seiner Manitus abzuwenden sucht. Die Furcht hat also mehr Einfluß auf ihren Gottesdienst, als die Dankbarkeit, und der Indianer giebt sich mehr Mühe, dem Zorn der bösen Geister auszuweichen, als die Gunst des Guten zu erlangen.

Wir haben in dem oben bemeldten dritten Theil S. 145. f. von der bürgerlichen Verfassung der Indianer geredet; hier folgen die neuern Beobachtungen darüber. Jede indische Völkerschaft, wird in ihre Stämme eingetheilt, der in jedem Volk, zu welchem er gehört, wieder einen kleinen Staat ausmacht. Da jede Völkerschaft ein gewißes Sinnbild hat, wodurch es sich von andern unterscheidet, so hat jeder Stamm auch wieder sein besonderes Zeichen, wornach er sich benennt; so wird z. E. ein Stamm der Nadowessier durch eine Schlange,

ein

ein anderer durch eine Schildkröte, ein dritter durch ein Einhörnchen, ein vierter durch einen Wolf, ein fünfter durch einen Büffel vorgestellt. Auf die nemliche Art unterscheiden sich einzelne Indier bey allen Völkerschaften; und der geringste unter ihnen weiß gewiß, von wem er abstammt, und hält sich zu seiner Familie. Außerdam unterscheidet sich auch jede Völkerschaft in der Art ihre Zelten, oder Hütten zu bauen, und alle Indier kennen diesen Unterschied sehr gut, selbst da, wo ein Europäer, wenn er auch noch so aufmerksam ist, nicht das geringste bemerken kan. Sie können es genau, und vielleicht blos aus der Lage eines Pfahls, der in der Erde stecken geblieben, bestimmen, welche Völkerschaft vor vielen Monaten ihr Lager auf diesem Platz gehabt hat.

Jeder Stamm hat ein Oberhaupt, welches der große Anführer, oder der Hauptkrieger genennt wird. Man sieht bey seiner Wahl auf seine Erfahrung im Kriege und seine bewährte Tapferkeit. Er macht die Einrichtung bey ihren Kriegszügen und hat die Aufsicht über alles, was zu diesem Fache gehört. Aber dieser Anführer ist deswegen nicht als das Oberhaupt des Staats anzusehen; außer ihm giebt es noch einen zweyten, der seinen Vorzug dem Erbrecht

zu

zu danken hat, und welcher alle bürgerliche Sachen besorgen muß. Dies Oberhaupt könnte eigentlicher der Satscham genennt werden, und seine Einwilligung wird zu allen Geschäften erfordert. Diese beiden werden als die Regenten des Stammes angesehen, und der letzte hat gemeiniglich den Titel eines Königs; allein die Indianer kennen weder in bürgerlichen noch Kriegs-Sachen eine Unterwürfigkeit. Da ein jeder eine große Meinung von seiner Würde und Wichtigkeit hat, und sehr eifersüchtig auf seine Freyheit ist; so werden alle Aufträge, die das Ansehen von einem ausdrücklichen Befehl haben, sogleich mit Verachtung verworfen. Ihre Anführer sind daher selten so unbescheiden, ihre Befehle auf eine gebietrische Art zu ertheilen. Aber ein bloßer Wink von einem Anführer, daß er glaube eine Sache müße geschehen, erregt den Augenblick einen Wetteifer unter den Geringern, und sie wird gewiß mit vieler Munterkeit ausgeführt, die gewiß unterbleiben würde, wenn sie im eigentlichen Verstand befohlen würde. Durch diesen Weg wird das Unangenehme des Befehls vermieden, und demohngeachtet fast unumschränkte Gewalt ausgeübt.

Bey den Indianern giebt es keine in die Augen fallende Regierungsform. Sie kennen

den Unterschied zwischen Unterthanen und Obrigkeit nicht, und jeder scheint eine vollkommene Unabhängigkeit zu genießen. Der Gegenstand ihrer Regierung betrifft mehr das Aeussere ihres gemeinen Wesens, als das Innere, und ihre Aufmerksamkeit scheint mehr darauf gerichtet zu seyn, eine Einigkeit zwischen den Gliedern eines Stamms zu befestigen, die sie in den Stand setzen kan, die Bewegungen ihrer Feinde zu beobachten, um sich ihnen mit Nachdruck zu widersetzen, als innere Ordnung durch öffentliche Einrichtungen zu erhalten. Wenn der Anführer einen Vorschlag thut, der dem gemeinen Wesen vortheilhaft zu seyn scheint; so hat ein jeder die Freyheit zu wählen, ob er das seinige zur Ausführung desselben beytragen wolle, oder nicht. Zwanggesetze sind bey ihnen völlig unbekannt. Wenn Gewaltthätigkeiten oder Mordthaten verübt werden, so wird das Recht, diese Verbrechen zu rächen, der beleidigten Familie überlaßen; die Anführer aber unterstehen sich nicht, zu bestrafen, oder die Strafe zu mildern. Einige Völkerschaften, bey denen die Würde erblich ist, schränken die Nachfolge auf die weibliche Linie ein. Beym Tode eines Oberhauptes folgt ihm seiner Schwester Sohn, wenn er gleich eigene Söhne hinterläßt, und wenn er keine Schwester

hat,

hat, so maaßt sich der nächste Anverwandte von weiblicher Seite der Würde an. Aus dieser Gewohnheit läst es sich erklären, warum zuweilen eine Frauensperson die Regierung hat. Jede Familie hat ein Recht, einen von ihren Oberhäuptern zum Gehülfen des vornehmsten Oberhaupts zu ernennen, der für das Beste der Familie sorgen muß, und ohne deßen Einwilligung kein öffentliches Geschäfte zu Stande gebracht werden kan. Sie werden grösstentheils nach ihren rednerischen Fähigkeiten erwählt, und sie allein sind berechtigt, in ihren Rathsversammlungen und allgemeinen Zusammenkünften Reden zu halten. Auf diesen Oberhäuptern, an deren Spitze der Erbanführer steht, scheint die höchste Gewalt zu beruhen; da sie alles entscheiden, was ihre Jagden, ihren Krieg und Frieden, und überhaupt alle öffentliche Angelegenheiten betrifft. Auf sie folgt der Haufe der Krieger, wozu alles gehört, was im Stand ist, die Waffen zu tragen. Diese Abtheilung hat zuweilen den Regenten der Nation an der Spitze, wenn er sich durch irgend eine tapfere That hervorgethan hat, oder sonst einen andern Anführer, von dessen Muth man durch hinreichende Proben überzeugt ist.

In ihren Rathsversammlungen, die von den erstgenannten Mitgliedern gehalten werden, wird jede Sache von Wichtigkeit abgehandelt; und kein wichtiger Vorschlag kan zur Ausführung gebracht werden, wenn er nicht von den Oberhäuptern allgemeinen Beyfall erhält. Sie versammeln sich gemeiniglich in einem besondern dazu gewidmeten Zelte, oder einer Hütte, und setzen sich in einem Kreise auf dem Boden herum, worauf der älteste Anführer aufsteht, und eine Rede hält. Wenn er fertig ist, so stehet ein anderer auf, und so sagen sie alle nach der Reihe ihre Meinung, wenn es die Noth erfordert. Ihre Sprache ist bey solchen Gelegenheiten sehr stark und nachdrücklich. Ihre Reden sind voller Bilder, Gleichniße, starker Metaphoren und Allegorien, die man selbst in keiner orientalischen Sprache besser ausdrücken könnte. In allen förmlichen Reden herrscht viele Heftigkeit, aber im gemeinen Leben sprechen sie eben so, wie es bey uns gewöhnlich ist. Den jungen Leuten ist es erlaubt, bey den Rathsversammlungen gegenwärtig zu seyn, doch dürfen sie keine Reden halten, bis sie ordentlich zugelaßen worden sind. Sie hören jedoch mit sehr großer Aufmerksamkeit zu, und um zu zeigen, daß sie die Entschlüße

der versammelten Oberhäupter verstehen, so rufen sie: das ist recht, das ist gut. Die gewöhnliche Art bey allen Ständen, ihren Beyfall auszudrücken, und die sie fast bey jeder Periode wiederholen, bestehet in einem starken Tone, der fast klingt, wie die Buchstaben oah, wenn sie zusammen ausgesprochen werden.

Das Hauptgeschäfte unter den öffentlichen Geschäften, ist bey den Wilden in Nordamerica, der Krieg. Zu demjenigen, was wir hievon oben im dritten Theil S. 207 und folg. gesagt haben, fügen wir noch folgendes hinzu. Die Indianer fangen an Waffen zu tragen, wenn sie funfzehen Jahre alt sind, und sind dazu bis zu ihrem sechzigsten Jahre verpflichtet. Bey einigen südlichen Völkerschaften hören sie schon mit dem funfzigsten Jahre auf, in den Krieg zu ziehen. Bey jeder Völkerschaft und bey jedem Stamme giebt es einen Haufen auserlesener Leute, die Vorzugsweise Krieger genannt werden, und die immer, so wie es die Umstände erfordern, zum Angriffe oder zur Vertheidigung bereit seyn müssen. Sie sind alle gut auf die Art bewafnet, welche die Lage ihres Landes mit sich bringt. Die Indier, welche mit den Europäern umgehen, haben Messer, Aexte und Flinten; diejenigen hinge-

gen, welche westwärts vom Missisippi wohnen, und sich diese Waffen nicht anschaffen können, führen Bogen und Pfeile und Streitkolben, oder Casse têtes. Die Indier, die noch weiter westwärts in einer Gegend wohnen, welche sich bis an die Südsee erstreckt, bedienen sich einer sehr seltsamen Art Waffen. Da sie Pferde im Ueberfluße haben, so greifen sie ihre Feinde auch immer zu Pferde an, und beladen sich mit keinem andern Gewehre, als einem mittelmäßigen großem Steine, den sie an eine ungefähr fünf Fuß lange Schnur binden, welche an ihrem rechten Arme etwas über den Ellbogen befestigt ist. Diese Steine halten sie ganz bequem in der Hand, bis sie ihrem Feinde nahe kommen, und wißen sie im vollen Rennen so geschickt zu werfen, daß sie ihn selten verfehlen. Das Land, welches diesen Stämmen gehöret, besteht aus weitläuftigen Ebenen, und daher kommen ihre Feinde selten daraus zurück, weil sie diese mit ihren schnellaufenden Pferden leicht einholen können. Die Nadowessier, die mit diesem Volke Krieg geführt hatten, erzählen, daß sie sich blos durch Moräste und Gebüsche hätten sichern können. Sie griffen sie daher auch immer an Plätzen an, die für Cavallerie unwegsam waren, weil sie alsdenn über ihre Feinde, denen ihre Waffen völlig unnütz

nütz wurden, großen Vortheil erlangten. Einige Völkerschaften bedienen sich eines Wurfspießes, an deßen Ende ein spitziger Knochen befestigt ist; doch bestehen die Waffen der meisten Indier in Bogen und Pfeilen, und der kurzen Streitkolbe, die aus einem sehr harten Holz gemacht wird. Der Kopf daran hat die Gestalt einer Kugel von ungefähr viertehalb Zoll im Durchmesser, und an dieser Kugel ist eine Schneide wie bey der Streitaxt befestigt, welche aus Stahl oder Kieselstein gemacht ist. Die Nadoweßier führen einen Dolch, der von einer sehr alten Erfindung zu seyn scheint; doch können sie nicht angeben, wie lange er schon bey ihnen gebräuchlich sey. Er ward sonst aus Knochen oder Kieselsteinen gemacht; allein seitdem sie mit europäischen Kaufleuten handeln, so verfertigen sie ihn aus Stahl. Er ist ungefähr zehn Zoll lang, und nahe bey dem Griffe ungefähr drey Zoll breit. Seine Ecken sind sehr scharf, und gehen allmählig in eine Spitze über. Sie tragen ihn in einer Scheide von Rehfellen, die mit Stacheln vom Stachelschweine verziert ist, und haben ihn gewöhnlich an einer auf die nämliche Art gezierten Schnur hangen, die nur bis auf die Brust heruntergeht. Doch wird dieser sonderbare Dolch blos von einigen von den vornehmsten

Anführern, und eben so sehr zum Unterscheidungszeichen als zum würklichen Gebrauche getragen. Bey den Nadowessiern sieht man auch Schilde oder Tartschen von rohen Büffelhäuten, welche die nämliche Form haben, als die Schilde der Alten. Allein da es ihrer nur wenige giebt, und sie auch nicht sagen können, wer sie zuerst bey ihnen eingeführt habe, so schließt man, daß sie viele Geschlechter hindurch vom Vater auf den Sohn geerbt worden sind.

Die Ursachen, welche die Indier bewegen mit ihren Nachbarn Krieg zu führen, sind von der nämlichen Beschaffenheit, als die, welche europäische Völker anzuführen pflegen. Eroberungssucht verleitet sie selten, das Gebiet ihrer Nachbarn anzugreifen, und zu verheeren. Ihre häufigen und blutigen Fehden rühren gewöhnlich davon her, daß ein jeder seine Jagd-Gerechtigkeit innerhalb gewißer Grenzen behaupten, oder das Land, das er einmal durch den langen Besitz als ein Eigenthum ansieht, gegen alle Eingriffe sichern will. Sie haben zwar kein besonderes Eigenthum, aber dem ungeachtet kennt selbst der unwissendste unter ihnen die Rechte seines Volks auf die Grundstücke, welche er besitzt, und ist immer bereit, sich allen Verletzungen dieser Rechte zu widersetzen. Man

glaubt

glaubt durchgehends, daß sich die Gränzen ihrer Länder, eben weil sie so weitläuftig sind, nicht gut bestimmen laßen, aber jede Völkerschaft in den innern Gegenden von Nordamerica hat sie auf ihren rauhen Karten genau bezeichnet. Einige Reisende haben ihre Karten nach den ihrigen eingerichtet, und durch die genauesten Untersuchungen und Beobachtungen nur wenig Fälle ausfindig machen können, in welchen sie fehlerhaft waren. Doch ist ihr Vortheil nicht der wichtigste Beweggungsgrund zum Kriege gegen einander. Die Begierde zur Rache, die Hauptleidenschaft dieser Völker, ist die gewöhnlichste Ursache. Sie fühlen jede Beleidigung aufs empfindlichste, und suchen auf alle mögliche Art sie zu rächen. Hierzu kommt noch der Trieb, sich durch tapfere Thaten hervorzuthun, von welchem jeder Indier, wenn er sich dem männlichen Alter nahet, beseelt wird. Sie lernen von ihrer frühen Jugend an, daß der Krieg ihre vornehmste Beschäftigung seyn werde, daß man nach nichts mehr trachten müße, als den Ruhm eines großen Kriegers zu erlangen, und daß es kein größeres Verdienst gebe, als eine Menge Feinde zu erschlagen, oder gefangen zu nehmen. Es ist deswegen gar kein Wunder, daß die jungen Indier beständig rastlos und misvergnügt sind,

wenn ihr Feuer unterdrückt wird, und sie gezwungen werden, unthätig zu bleiben. Dieser ihnen eingeflößte Hang und ihre Rachbegierde sind daher immer hinreichend, sie zu Feindseligkeiten gegen ihre Nachbarn zu bewegen. Wenn ihre Anführer einen Krieg für nöthig halten, so brauchen sie nur diese Federn anzuspannen, um ihre Krieger zu den Waffen zu reizen. Sie bedienen sich dazu außerdem noch ihrer kriegerischen Beredsamkeit, die nie ihre Würkung verfehlt. Sie sagen zum Beyspiel: „Die Knochen eurer gebliebenen Landsleute liegen unbedeckt; sie fordern uns auf, ihr Unrecht zu rächen, und es ist unsre Pflicht, ihnen zu gehorchen. Ihre Geister schreyen gegen uns, und wir müßen sie besänftigen. Höhere Geister, die Wächter unsrer Ehre, flößen uns den Entschluß ein, die Mörder unsrer Brüder aufzusuchen. Laßt uns gehn und sie verschlingen, durch welche sie fielen. Sitzt daher nicht länger unthätig, folgt dem Triebe eurer angebohrnen Tapferkeit, salbt euer Haar, bemahlt euer Antlitz, füllt eure Köcher, laßt die Wälder von eurem Gesange wiederhallen, tröstet die Geister der Getödteten, und gelobt ihnen Rache.“ Begeistert von solchen Aufforderungen, ergreifen sie wüthend ihre Waffen, stimmen ihr Kriegs-

Kriegslied an, und brennen vor Ungedult, ihre Hände in dem Blute ihrer Feinde zu waschen.

Zuweilen versammlen einzelne Anführer kleine Haufen, und unternehmen Streifereyen gegen ihre offenbaren Feinde, oder andere, die sie beleidigt haben. Ein Krieger allein ist so gar im Stande, wenn ihn Rache, oder die Begierde, seine Tapferkeit zu zeigen, antreibt, etliche hundert Meilen weit zu gehn, um zerstreute Feinde zu überfallen und zu ermorden. Doch werden diese unregelmäßigen Streifereyen nicht immer von den ältern Anführern gebilligt, ungeachtet sie gezwungen sind, dabey durch die Finger zu sehn.

Sobald ein Krieg das ganze Volk betrifft, und mit allgemeiner Einwilligung beschloßen wird, so sind ihre Berathschlagungen darüber sehr umständlich und langsam. Die Aeltesten versammlen sich im Rathe, wobey alle Hauptkrieger und junge Leute zugelaßen werden. Hier erklären sie ihre Meynung in förmlichen Reden, und überlegen die Beschaffenheit des Unternehmens, worauf sie ausgehn wollen, reiflich, und stellen mit vieler Klugheit alle Vortheile und Nachtheile, die daraus erwachsen können, gegen einander.

Ihre

Ihre Priester, und sogar die klügsten Frauenspersonen werden dabey um Rath gefragt. Wenn sie sich zum Kriege entschließen, so machen sie die Zubereitungen dazu mit vielen Feyerlichkeiten. Der Hauptkrieger eines Volks führt nicht immer die Partheyen selbst an, sondern überträgt das Commando oft an einen Krieger, von deßen Tapferkeit und Vorsicht er eine gute Meynung hat. Dieser Anführer nun wird ganz schwarz bestrichen, und muß etliche Tage fasten, wobey er den großen Geist um seinen Beystand anfleht, oder den Zorn der bösen Geister abzuwenden sucht. So lange, als das Fasten dauert, darf er mit keinem von seinem Stamme sprechen. Zugleich giebt er sehr genau auf seine Träume acht, weil davon der günstige Erfolg grösstentheils abhängen soll. Diese Träume sind natürlicherweise immer vortheilhaft, weil ein jeder Indier sich blos mit den stolzen Gedanken beschäftigt, daß der Sieg auf allen Schritten vor ihm hergehen werde. So bald das Fasten, das seine bestimmte Zeit hat, vorüber ist, so versammlet der Anführer seine Krieger, und redet sie mit einem Gürtel vom Wampum in der Hand auf folgende Art an: Brüder, ich spreche jetzt auf Eingebung des großen Geistes mit euch; durch ihn werde ich mein Vorhaben, das ich euch jetzt entdecken will,

will, ausführen können. Das Blut unsrer gefallenen Brüder ist noch nicht völlig vertrocknet; ihre Körper liegen noch unbedeckt, und mir liegt es jetzt ob, ihnen diese Pflicht zu erzeigen. Hierauf macht er ihnen diese Bewegungsgründe bekannt, die sie nöthigen, die Waffen gegen ein gewißes Volk zu ergreifen, und beschließt seine Rede: Ich bin daher entschloßen über den Kriegsweg zu gehen und sie zu überfallen. Wir wollen ihr Fleisch eßen und ihr Blut trinken; und wir wollen Häute von Erschlagenen und Gefangenen zurückbringen; und sollten wir bey diesem glorreichen Unternehmen umkommen, so werden wir nicht immer im Raube verborgen liegen, sondern dieser Gürtel soll die Belohnung deßen seyn, der die Todten begraben wird. Er legt alsdann den Gürtel auf die Erde, und der Krieger, der ihn aufnimmt, erklärt sich zu seinem Gehülfen, und wird als der zweyte Anführer angesehen. Doch darf ihn blos ein angesehener Krieger aufnehmen, der sich durch die Menge erlegter Feinde ein Recht zu dieser Stelle erworben hat. Die Indier sagen zwar, sie wollen das Fleisch ihrer Feinde eßen, und ihr Blut trinken; allein diese Drohung ist weiter nichts, als ein figürlicher Ausdruck. Doch freßen sie zuweilen das Herz ihres erlegten Feindes, und trinken sein

Blut, aber blos um groß zu thun, oder ihre Rache auf eine auffallendere Art zu befriedigen.

Wenn diese Feyerlichkeit vorbey ist, so wird dem Anführer seine schwarze Farbe abgewaschen, und man besalbt ihn mit Bärenfett und bemahlt ihn roth mit solchen Figuren, als nach ihrer Meynung den Feinden das meiste Schrecken einflößen müßen. So bald dies geschehn ist, so besingt er in einem Kriegsliede seine Heldenthaten, und betet darauf nebst allen seinen Kriegern zum großen Geiste mit auf die Sonne gerichteten Augen. Auf diese Feyerlichkeit folgen die Tänze, und den Beschluß macht ein Gastmahl, das gewöhnlich aus Hundefleisch besteht. Dies Gastmahl wird in dem Zelte des Hauptkriegers gegeben, von dem sich alle, die ihn auf dem Zuge begleiten wollen, ihre Schüsseln füllen laßen. Ungeachtet seines Fastens, bleibt er so lange, als das Fest währet, ruhig mit der Pfeiffe im Munde sitzen, und erzählt die tapfern Thaten seiner Familie. Da die Hofnung, ihre Wunden, die sie empfangen könnten, gehörig behandelt zu sehn, immer etwas zur Vermehrung ihres Muthes beytragen muß, so verfertigen die Priester, die zugleich ihre Aerzte sind, allerhand heilende Arzeneyen.

Sie

Sie sammeln dazu mit Ceremonien eine Menge Wurzeln und Kräuter, und behaupten, daß sie solche würksam machen können. So viel ist bey allen ihren abergläubischen Gebräuchen gewiß, daß sie die medicinischen Eigenschaften von vielen Kräutern kennen, und sich ihrer sehr geschickt zu bedienen wißen. Die ganze Zeit, von der Kriegserklärung an, bis zum Abmarsche der Krieger, werden die Nächte mit Lustbarkeiten, und die Tage mit nothwendigen Zurüstungen zugebracht. Wenn das kriegführende Volk es für nöthig hält, einen benachbarten Stamm um Hülfe anzusuchen, so wählt es einen von seinen Anführern, der die Sprache des andern Volks gut versteht und der überhaupt auch sonst ein guter Redner ist, und schickt durch ihn einen Gürtel Wampum, worauf die Absicht der Gesandtschaft durch Figuren ausgedruckt ist, die ein jedes Volk sehr gut versteht. Außer diesem Gürtel führt er noch eine roth bemahlte Art bey sich. So bald er das Lager oder Dorf, wohin er geschickt wird, erreicht, so giebt er dem Anführer des Stammes Nachricht von dem Zweck seiner Gesandtschaft, und dieser beruft gleich einen Rath zusammen, vor welchem der Gesandte erscheinen muß. Hier legt er die Art auf den Boden, und erklärt mit dem Gürtel in der Hand um-

ständlicher die Veranlaßung seiner Gesandtschaft. Er bittet sie in seiner Rede, die Art aufzunehmen, und so bald er aufhört, so überliefert er den Gürtel. Wenn die Versammlung geneigt ist, der andern Nation beyzustehn, so tritt einer von den Anführern hervor, und nimmt die Art auf, und alsdann nehmen sie sich ihrer Bundsgenoßen mit vielem Eifer an. Wird aber weder Art noch Gürtel angenommen, so schließt der Abgesandte, daß das Volk deßen Beystand, den er verlangte, sich schon mit den Feinden seiner Nation in ein Bündniß eingelaßen habe, und kehrt eiligst zurück, um seinen Landsleuten von seinem üblen Erfolge Nachricht zu geben.

Die Kriegserklärung der Indier besteht darinnen, daß sie dem Volke, welches sie bekriegen wollen, eine am Stiel rothbemahlte Art durch einen Sklaven überschicken. So gefährlich dieser Auftrag wegen der ersten Wuth der beleidigten Nation auch für den Boten ist, so richtet er ihn doch immer getreulich aus. Oft erreget dies Herausforderungszeichen eine solche Wuth bey dem Volke, daß sich sogleich ein kleiner Trupp auf den Weg macht, ohne die Erlaubnis der ältern Oberhäupter abzuwarten, um den ersten von der angreifenden Nation

der

der ihnen aufstößt, umzubringen. Treffen sie einen an, so hauen sie ihm den Leib auf, und stecken eben so eine Axt, als ihnen überschickt ward, ins Herz ihres erschlagenen Feindes. Bey den entferntern Stämmen geschieht dies mit einem Spieße oder Pfeile, deßen Ende roth gemahlt ist. Um ihre Feinde noch mehr zu erbittern, so verstümmeln sie den Körper, und zeigen dadurch, daß sie sie nicht Männern, sondern alten Weibern gleich schätzen. Die Indier ziehn selten in großen Haufen zu Felde, da sie mehr Mühe auf ihren Unterhalt auf ihren langsamen Märschen durch fürchterliche Wälder oder über Moräste und Seen würden wenden müßen, als sie sich gern geben. Ihr Heer führt nie Gepäck oder Kriegsvorrath mit sich. Ein jeder Krieger hat außer seinen Waffen blos eine Matte, und lebt außerhalb den Grenzen seiner Feinde, von dem Wilde, das er erlegt, oder von den Fischen, die er fängt. Wenn sie durch eine Gegend kommen, wo sie nicht befürchten dürfen, Feinde anzutreffen, so sind sie nicht sehr auf ihrer Hut. Zuweilen bleiben kaum zwölf Krieger zusammen, die übrigen gehn auf die Jagd. Aber wenn sie auch noch so weit vom Kriegswege abgehn, so sind sie doch sicher, sich zur bestimmten Zeit wieder auf dem Sammelplatze einzufinden. Sie schla-

gen ihre Zelte immer lange vor Sonnenuntergang auf, und da sie überhaupt eine sehr hohe Meinung von sich haben, so geben sie sich wenig Mühe, sich gegen einen Ueberfall in Sicherheit zu stellen. Sie verlaßen sich sehr auf ihre Manitos oder Hausgötter, die sie immer mit sich führen, und da sie überzeugt zu seyn glauben, daß sie Schildwachenstelle vertreten, so schlafen sie ruhig unter ihrem Schutz ein. Diese Manitos, wie sie bey einigen Völkern heißen, welche die Nadoweßier aber Wakon, das heißt Geister nennen, sind nichts anders, Otter- und Marderfelle, für die sie eine sehr große Hochachtung haben. So bald sie sich in des Feindes Lande befinden, sind sie äußerst vorsichtig und behutsam. Sie zünden weiter kein Feuer an, man hört kein Geschrey von ihnen, und sie gehn nicht mehr auf die Jagd. Sie dürfen so gar nicht einmal mit einander sprechen, sondern müßen sich ihre Gedanken durch Zeichen und Gebärden mittheilen. Sie verlaßen sich ganz auf Kriegslisten und heimliche Nachstellungen.

So bald sie ihre Feinde entdecken, so schicken sie Kundschafter aus, um ihren Zustand zu erfahren, und so wie diese zurückkommen, so

wird

wird ein Rath über die mitgebrachten Nachrichten gehalten, wobey sie aber äußerst leise miteinander sprechen. Ihre Angriffe thun sie gewöhnlich vor Tages Anbruch, weil sie alsdann ihre Feinde im tiefsten Schlafe zu finden glauben. Die ganze vorhergehende Nacht liegen sie platt auf der Erde, ohne sich zu rühren, und nähern sich kriechend auf Händen und Füssen, bis sie auf einen Bogenschuß an ihre Feinde gekommen sind. Und jetzt springen sie alle auf ein vom Hauptkrieger gegebenes Zeichen auf, schießen ihre Bogen ab, und stürzen, ohne ihren Gegnern Zeit zu laßen, sich von ihrer Verwirrung zu erholen, mit ihren Aexten und Streitkolben über sie her. Die Indier glauben, daß sie wenig Ehre davon haben, ihre Feinde offenbar anzugreifen. Sie suchen ihren Ruhm blos im Ueberfallen und Morden. Selten greifen sie an, ohne offenbaren Vortheil zu haben. Wenn sie ihren Feind auf der Hut, zu gut bedeckt, oder zu zahlreich finden, so ziehn sie sich zurück, wenn es ihnen möglich ist.

Die vorzüglichste Eigenschaft eines Hauptkriegers besteht darin, daß er versteht einen Angriff zu ordnen, und viele Feinde mit geringem Verlust zu erlegen. Zuweilen ziehn sie sich hinter Bäume, Hügel oder Felsen, und ziehn

sich nach etlichen Schüssen unentdeckt zurück. Europäer, die diese Art zu fechten nicht kannten, fühlten zu oft die schrecklichen Würkungen davon.

General Braddock gehörte zu der Zahl dieser Unglücklichen. Er rückte im Jahr 1755 zum Angriffe von Fort du Quesne vor, und ward von einer Parthey verbundener Indier, die für die Franzosen fochten, angegriffen, und verlohr den grösten Theil seines Heeres, welches aus dreytausend tapfern Leuten bestand. Die Indier hatten eine so verdeckte Stellung genommen, daß die Engländer kaum wusten, woher und von wem sie so viel litten. So lange das Gefecht dauerte, ließ sich kein Indier erblicken, und die Engländer waren genöthigt sich zurück zu ziehn, ohne sich auch nur im geringsten für ihre Niederlage rächen zu können. Der General selbst bezahlte seine Verwegenheit mit seinem Leben, und mit ihm fiel eine Menge braver Leute, da seine unsichtbaren Feinde hingegen blos etliche Verwundete hatten.

Wenn die Indier ihren Ueberfall glücklich ausführen, so läßt sich die fürchterliche Scene ihrer Wuth nicht beschreiben. Die Grausamkeit der Sieger, die Verzweiflung der Besieg-

ten, die sehr gut wißen, was ihnen für ein Schicksal bevorsteht, wenn sie gefangen werden, macht, daß, beyde ihre äußersten Kräfte anstrengen. Der Anblick der Streitenden, die alle roth und schwarz bemahlt und mit Blute der Erschlagenen bedeckt sind, das fürchterliche Geheul, und ihre grenzenlose Wuth übersteigen alle Begriffe eines Europäers. Carver war oft ein Zuschauer davon gewesen, und nahm einmal auf eine sehr nachdrückliche Art Theil daran, und was den Auftritt noch schrecklicher machte, war ein völliges Unvermögen, Widerstand zu leisten.

General Webb, der 1757 die englische Armee in Nordamerika befehligte, hatte eben bey Fort Edward sein Lager, als er die Nachricht erhielt, daß die französischen Truppen unter dem General Montcalm gegen Fort William Henry anrückten. Er schickte gleich ein Corps von funfzehnhundert Mann, die theils aus Engländern, theils aus Provinzialen bestanden, zur Verstärkung der Besatzung ab. Carver befand sich bey diesen Truppen als Freywilliger unter den Provinzialen. Die Vorsorge des englischen Befehlshabers war nicht vergeblich; denn den Tag nach ihrer Ankunft sahen sie den Georgensee, (ehemals der Sakramentsee genennt,) an

welchem das Fort liegt, mit einer unzähligen Menge Boote bedeckt, und wenige Stunden nachher wurden ihre Linien von den Feinden angegriffen, die aus eilftausend Franzosen und Kanadiern, und zweytausend Indiern bestanden. Der tapfre Oberst Monro war Befehlshaber des Forts, und seine Besatzung bestand aus zweytausend dreyhundert Mann. Er vertheidigte sich ungemein hartnäckig, und würde vielleicht das Fort erhalten haben, wenn er wäre gehörig unterstützt worden, oder nur sein äußerstes hätte thun dürfen. Auf jede Aufforderung des französischen Generals, der ihm die besten Bedingungen anbot, war seine Antwort, er sähe sich noch im Stande, allen Angriffen der Belagerer zu widerstehn, und wenn er sich auch dazu zu schwach fühlte, so könnte er jeden Augenblick Verstärkung von der Armee erhalten. Allein General Webb, dem der Oberste seinen Zustand hatte wissen, und ihn um Hülfe ersuchen laßen, schickte einen Boten mit einem Briefe, worinnen er ihm schrieb, er könnte ihm nicht zu Hülfe kommen, und er möchte daher das Fort auf die besten Bedingungen, die er erhalten könnte, übergeben. Dieser Brief gerieth dem französischen General in die Hände, der den Kommendanten gleich um Erlaubniß ersuchen ließ, mit ihm sprechen zu dürfen.

fen. Sie kamen unter Bedeckung einer kleinen Wache mitten zwischen den Linien zusammen, und General Montcalm erklärte, er wäre in Person gekommen, um die Uebergabe des Forts zu verlangen, da es dem König, seinem Herrn, gehörte. Der Oberste antwortete, er wüste nicht, wie das seyn könnte, und er wäre daher entschlossen, es aufs äußerste zu vertheidigen. Der französische General gab ihm darauf den Brief und sagte, hier ist meine Vollmacht, das Fort in Besitz zu nehmen. Der Oberste sahe jetzt nur zu gut, daß der Befehl von seinem Obern kam, und ließ sich, zwar sehr wider seinen Willen, in eine Handlung ein. Der Besatzung ward, ihrer bewiesenen Tapferkeit wegen, erlaubt, mit allen Ehrenzeichen abzuziehen, es wurden ihr bedeckte Wagen zur Abführung ihres Gepäckes nach Fort Edward, und eine Wache versprochen, um sie gegen die Wuth der Wilden in Sicherheit zu setzen. Den Morgen nach der Kapitulation ward die ganze Besatzung, die jetzt aus ungefähr zweytausend Mann, ohne Weiber und Kinder, bestand, innerhalb der Linien formirt, und war eben im Begriff abzumarschiren, als sich eine große Menge Indier um sie herum versammelte, und zu plündern anfieng. Die Engländer hofften anfänglich, daß sie sich hiemit würden be-

gnügen laßen, und thaten ihnen daher gar keinen Widerstand, wozu sie auch ohnehin nicht im Stande waren. Sie hatten zwar die Erlaubnis, ihre Waffen mitzunehmen, aber man ließ ihnen keine einzige Patrone. Doch es blieb nicht beym Plündern, denn gleich darauf fielen sie einige Kranke und Verwundete an, und alle, die nicht mehr vermögend waren, in die Glieder zu kriechen, wurden alle ihres Schreyens und Jammerns ungeachtet, bald hingerichtet. Nun glaubten sie doch wenigstens, daß alle Gefahr vorüber seyn würde, und ihre kleine Armee fieng an, vorzurücken, allein sie sahen bald, daß der Vortrapp zurückgetrieben ward, und daß sie ganz von den Wilden umringt waren. Noch erwarteten sie jeden Augenblick, daß die Wache, welche die Franzosen bey der Uebergabe versprochen hatten, ankommen würde, aber sie erschien nicht, und jetzt fiengen die Indier an, ihnen allen die Waffen und Kleider abzureißen, und ließen den, der sich irgend widersetzte, die Schwere ihrer Aexte fühlen. Carver befand sich im Nachtrabe, aber dennoch nahm er bald an dem Schicksale seiner Gefährten Theil. Etliche Wilde packten ihn an, und rissen ihm seine Kleidungsstücke, seine Schnallen und Geld weg. Dies geschah nahe bey dem Wege von den Linien auf der Ebene, auf welchem

chem eine französische Schildwache stand, zu welcher er lief, um Schutz zu suchen; allein Carver ward mit Gewalt wieder unter die Indier gestoßen. Er suchte jetzt einen Haufen seiner Truppen, der in einiger Entfernung sich versammlet hatte, zu erreichen, aber es geschahen von allen Seiten so viele Schläge nach ihn, daß er nicht mit dem Leben würde davon gekommen seyn, wenn die Wilden nicht so dicht bey einander gestanden hätten, daß sie befürchten musten, sich einander selbst zu treffen. Doch stieß ihn einer mit einem Spieße an der Seite her, und von einem andern erhielt er auch eine Spießwunde am Knöchel. Endlich erreichte er den Fleck, wo seine Landsleute standen, und drängte sich mitten unter sie. Doch ehe er sich aus den Händen der Indier loßmachte, war sein Hemd so zerrissen, daß nichts als der Kragen und vorn die Aermel davon übrig waren, und überall hatte er Spuren von den wilden Griffen der Indier. Jetzt erhoben die Indier ihr Kriegsgeschrey, und fiengen an, alle die ihnen nahe waren, ohne Unterschied zu ermorden. Es ist ohnmöglich, diesen fürchterlichen Auftritt nur einigermaßen zu beschreiben. Männer, Weiber und Kinder wurden auf die schändlichste Art hingerichtet, und gleich

geschunden. Viele von den Wilden tranken das Blut ihrer Schlachtopfer, so wie es noch ganz warm aus den Wunden herausquoll. Die Engländer sahen nun leider zu spät, daß sie von den Franzosen keine Hülfe erwarten durften, und daß sie gegen ihr Versprechen sie der Wuth der Indier bloßstellten. Der Kreis, in dem sich Carver befand, hatte schon sehr abgenommen, und das Blutvergießen erstreckte sich immer weiter; es schlugen daher einige von den Entschloßensten vor, alle ihre Kräfte anzustrengen, um durch die Wilden durchzubrechen, da dies das einzige wahrscheinliche Mittel war, ihr Leben zu retten. So verzweifelt es auch war, so wagten sie es doch, und es stürzten sich auf einmal zwanzig von ihnen unter die Indier. Sie wurden in einem Augenblicke von einander getrennt, und Carver erfuhr erst einige Monate nachher, daß sieben sich gerettet hatten. Er suchte sich auf die beste Art den Weg durch die Indier zu bahnen, und hat noch nachher nicht begreifen können, mit wie vieler Vorsicht er jeden Schritt zu seiner Erhaltung that. Einige stieß er nieder, da er noch alle seine Jugendkräfte beysammen hatte, und andern entgieng er durch seine Geschwindigkeit, bis ihm endlich zwey starke Anführer, die, wie man an ihrer Kleidung sehen konnte, zu den

wildesten Stämmen gehörten, bey beyden Armen faßten, und ihn durch den Haufen hindurch schleppten. Er hielt sich schon für verlohren, da sie ihn auf einen Morast zuführten; allein sie waren kaum etliche Schritte weit gegangen, als ein Engländer, vielleicht vom Stande, die einzige Bedeckung, die er noch hatte, dichte bey ihnen vorbey stürzte. Einer von den Indiern ließ seinen Gefangenen fahren, und suchte seine neue Beute zu erhaschen. Allein der Engländer, der zu stark für ihn war, warf ihn nieder, und würde vermuthlich entkommen seyn, wenn nicht der andere Indier, der Carvern hielt, seinem Gefährten zu Hülfe gekommen wäre. Carver nahm diese Gelegenheit wahr, und lief auf einen noch ungetrennten Haufen Engländer zu, den er in einiger Entfernung vor sich sah. Er warf noch einen Blick auf den Engländer zurück, dem er seine Rettung zu danken hatte, und sah, daß der zweyte Indier ihn von hinten mit der Axt niederhieb, welches seinen Schrecken und seine Verzweiflung noch vermehrte. Kaum kam er einige Schritte weiter, so kam ein kleiner niedlicher Knabe auf ihn zu, und bat ihn, ihn anzufaßen, damit er den Händen der Wilden desto leichter entgehen möchte; aber er war bald von ihm gerissen, und nach seinem Schreyen

zu

zu urtheilen, ermordet. So vielen Schmerz ihm auch das Schicksal dieses armen Kindes machte, so war es doch nicht möglich, ihm zu helfen. Carver befand sich jetzt wieder unter Freunden; allein sie waren nicht im Stande einander beyzustehn. Dies war grade der Trupp, der am weitesten vom Forte vorgerückt war, und daher schöpfte er einige Hofnung, sich durch die äußern Glieder durchzudrängen, und in einem nahe vor ihm liegenden Wald zu entkommen. Er erreichte auch diesen Wald glücklich; allein er war so voll Athem, daß er sich halb todt unter einem Busch hinwarf. Kaum hatte er sich wieder etwas erhohlt, so ward seine Furcht durch etlichen Wilden erneuert, die nicht weit von ihm vorbeygiengen, wahrscheinlich um ihn aufzusuchen. Er wuste jetzt nicht, ob es sicherer wäre, sich hier zu verbergen, bis die Nach einbräche, oder tiefer ins Holz zu kriechen; doch erwählte er das letzte, aus Furcht, die Indier möchten zurückkommen, und eilte in eine andere Gegend des Holzes so schnell, als die Dornsträuche und der Verlust eines seiner Schuhe ihm erlauben wollten. Nach etlichen Stunden erreichte er einen Berg, von dem er den schrecklichen Schauplatz übersehn, und ganz deutlich wahrnehmen konnte, daß das Blutvergießen noch immer fortwährte.

währte. Doch um die Leser nicht zu ermüden, wollen wir blos hinzusetzen, daß Carver, nachdem er drey Tage gehungert hatte, endlich das Fort Edward erreichte, wo er durch gehörige Vorsorge seine vorige Stärke und Munterkeit bald wieder erhielt. Man rechnete, daß die Wilden an diesem traurigen Tage funfzehenhundert Personen umbrachten, oder gefangen wegschleppten, von welchen letztern viele nie zurückkamen. Nur einige wenige fanden nachher wieder den Weg nach ihrem Vaterlande, nachdem sie eine lange und traurige Gefangenschaft ausgestanden hatten. Der brave Oberste Monro war, so wie die Verwirrung angieng, nach dem französischen Lager geeilt, um die versprochene Wache zu holen; allein da seine Bemühungen vergeblich waren, so blieb er da zurück, bis General Webb ein Kommando abschickte, um ihn nach Fort Edward abzuholen. Allein diese unglückliche Begebenheit, die wahrscheinlicherweise sich nicht würde zugetragen haben, wenn er nach seinem eignen Plan hätte handeln dürfen, machte ihm so viel Kummer, daß er sie nicht lang überlebte, und man kan gewiß behaupten, daß sein Vaterland einen tapfern und würdigen Mann an ihm verlohr. Ich will zwar nicht behaupten, daß es eine unmittelbare Strafe des Himmels war, daß so

wenige von den Wilden, die an dem Blutvergießen Theil nahmen, nach ihrem Vaterland zurück kamen; aber es ist doch merkwürdig, daß die Blattern, die durch die Europäer unter sie kamen, die meisten von ihnen wegraften. Sie trugen durch ihre Heilmethode sehr vieles zur Tödlichkeit dieser Krankheit bey, denn selbst während des Entzündungsfiebers badeten sie sich im kalten Waßer, und brächten sich dadurch bey hunderten ums Leben. Auch General Montcalm blieb bald darauf in dem Treffen vor Quebec. Doch es ist Zeit, zur Sache zurückzukehren.

So nachläßig die Indier auch sind, sich gegen einen Ueberfall zu sichern; so geschickt und thätig sind sie, ihre Feinde zu überfallen. Zu ihrer großen Vorsicht und Behutsamkeit kömmt noch das ihnen angebohrne Talent, die Spur derer, die sie verfolgen, ausfindig zu machen. Auf dem weichsten Grase, auf dem härtesten Sande und selbst auf Steinen können sie die Bildung der Fußtapfen und der Weite der Schritte bestimmen, ob sie von einer Frau oder Manne sind, und selbst zu welcher Völkerschaft diese gehören. So unglaublich dies auch scheinen mag, so hat man doch so viele Proben davon gesehn, daß gar nicht weiter daran zu zweifeln

ist.

ist. So bald sie ihres Sieges gewiß sind, so schaffen sie erst alle die aus dem Wege, die sie nicht ohne Mühe fortzubringen glauben, und suchen nachher so viele Gefangene zu machen, als ihnen möglich ist. Allen Todten oder schwer Verwundeten ziehn sie die Haut vom Kopfe, welches sie mit vieler Geschicklichkeit thun. Sie wickeln das Haar ihres Feindes um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, und schneiden die auf diese Art ausgespannte Haut mit ihren Schnittemessern, die sie immer dazu gut geschärft halten, in etlichen Schnitten herunter. Ihre Geschicklichkeit ist so groß, daß sie kaum eine Minute zu der Operation brauchen. Die Häute heben sie als Beweise ihrer Tapferkeit und Rache gegen ihre Feinde auf. Wenn zwey Indier zugleich einen Gefangenen anpacken, so entscheiden sie den Streit, der darüber entstehen könnte, bald dadurch, daß sie die Ursache desselben mit ihrer Art oder Streitkolbe aus dem Weg räumen. So bald sie ihren Zweck erreicht, und so vielen Schaden gestiftet haben, als ihnen möglich ist, so ziehn sie sich, aus Furcht verfolgt zu werden, aufs eilfertigste nach ihrem Lande zurück. Wird ihnen würklich nachgesetzt, so suchen sie ihren Verfolgern durch allerhand Kunststücke zu entgehn. Sie streuen Sand

oder

oder Blätter über ihre Fußtapfen, oder treten einer in des andern, oder heben ihre Füße so hoch, und treten so leise zu, daß man gar keinen Eindruck davon auf der Erde bemerken kan. Sollten aber alle ihre Bemühungen vergeblich seyn, und sie werden würklich eingeholt, so bringen sie ihre Gefangenen um, ziehn ihnen die Kopfhaut ab, und zerstreuen sich, um desto leichter ihr Land wieder zu erreichen. Sind die Sieger hingegen so glücklich, sich zurück zuziehn, ohne verfolgt zu werden, so suchen sie aufs eiligste eine Gegend zu erreichen, wo sie sich völlig sicher halten können, und damit ihre Verwundeten sie nicht aufhalten, so tragen sie sie auf Bahren oder ziehn sie auf Schlitten, wenn es grade im Winter ist. Ihre Bahren sind nur ganz grob aus Zweigen zusammengesetzt. Ihre Schlitten bestehn aus zwey dünnen Brettern, die zusammen ungefähr zwey Fuß breit, und sechs Fuß lang sind. Sie stehen vorn in die Höhe, und sind auf den Seiten mit kleinen Leisten beschlagen. Die Indier ziehn darauf große Lasten ohne viel Mühe mit einem Riemen, der ihnen um die Brust geht. Dieser Ziehriemen heißt Metump, und ist in ganz Nordamerika, sowohl in den Kolonien, als in den tiefen landeinwärts liegenden Gegen-

den

den gebräuchlich. In den letztern werden sie aus Leder gemacht, und sehr künstlich gearbeitet.

Die Gefangenen werden auf dem Marsche mit der grösten Sorgfalt bewacht. Bey Tage halten sie immer einige von ihren Ueberwindern fest, wenn die Reise zu Land geht. Zu Wasser werden sie im Kanot fest gebunden. Bey Nacht werden sie ganz nackt auf die Erde gelegt, und mit den Armen, den Beinen und dem Halse an Haken gebunden, die in der Erde befestigt sind. Außerdem binden sie ihnen Seile um die Aerme oder Füße, die ein Indier hält, und daher gleich aufwachen muß, wenn sie sich bewegen. Ungeachtet aller solcher Maaßregeln fand doch einstens eine Frau aus Neuengland fast ganz allein Mittel, aus den Händen eines Haufens von Kriegern zu entkommen, und ihr Vaterland zu rächen. Es unternahm nämlich ein kleiner Trupp von zehn Kriegern nebst zwey Weibern eine Streiferey nach den hintern Pflanzungen von Neuengland. Sie hielten sich einige Zeit in der Nachbarschaft eines Grenzorts verborgen, und hatten endlich das Glück, nachdem sie etliche Leute getödet, und ihnen die Kopfhaut abgezogen hatten, eine Frau mit ihrem zwölfjährigen Sohne gefangen zu bekom-

men. Sie waren jetzt mit dem, was sie gethan, zufrieden, und zogen sich nach ihrem Lande zurück, welches dreyhundert Meilen davon lag. Die zweyte Nacht auf dem Rückzuge faßte die Frau, die, wenn ich nicht irre, Rowe hieß, einen Entschluß, welche der grösten Heldin würdig war. Sie suchte, als ihre Sieger sich im tiefsten Schlafe befanden, sich ihre Bande von den Händen loszumachen, und bat leise ihren Sohn, den sie ungebunden herumgehen ließen, sich ja ruhig zu halten. Sie legte darauf alle Vertheidigungswaffen der Indier beyseite, und gab ihrem Sohne eine Axt, und befahl ihm ihren Beyspiel zu folgen. Sie selbst tödtete mit einer zweyten Axt etliche Indianer auf der Stelle; allein ihr Unternehmen wäre bald durch die Schwäche und Unentschloßenheit ihres Sohns verunglückt, der einem Indianer einen so leichten Schlag gab, daß er nur davon aufwachte. Doch hatte sie noch Zeit genug ihn niederzuschlagen, ehe er seine Waffen finden konnte. Die Heldin zog hierauf ihren erschlagenen Feinden die Kopfhaut ab, und brachte sie nebst den Kopfhäuten von ihren Landsleuten im Triumph nach ihrem Wohnsitz zurück.

Auf dem Marsch zwingen die Indier ihre Gefangenen den Todengesang zu singen, der gewöhn-

gewöhnlich folgendes Inhalts ist: „Ich gehe zum Tode, ich werde viel leiden müßen, aber ich will die gröſten Qualen, die mir meine Feinde anthun können, mit gehöriger Standhaftigkeit ertragen. Ich will wie ein tapferer Mann sterben, und zu den Helden gehen, die auf eine ähnliche Art sterben.“ Diese Gesänge werden von Zeit zu Zeit wiederholt, bis sie das bestimmte Dorf oder Lager erreichen. Wenn nun die Krieger so nahe gekommen sind, daß man sie hören kan, so schreyen sie zu verschiedenen malen, um ihren Freunden den Erfolg ihres Zugs kund zu thun. Ihr wiederholtes Todengeschrey zeigt an, wie viel sie von Landsleuten verlohren haben, und ihr Kriegsgeschrey bezeichnet die Menge der Gefangenen. Es ist einem Europäer schwer beide Arten von Geschrey zu unterscheiden. So lange das Geschrey währet, bleiben sie alle voller Aufmerksamkeit stehen. So bald es aber vorbey ist, so lauft alles aus dem Dorfe, um alle einzelne Umstände zu erfahren. Wenn sie an das Dorf kommen, so suchen Weiber und Kinder Stöcke und Knüppel zusammen, stellen sich in zwey Reihen durch welche die Gefangenen durchmüßen. Sie schlagen darauf unbarmherzig auf sie los, doch hüten sie sich, daß sie sie nicht todtschlagen. Nach diesem Empfang werden ihnen die

Hände gebunden, und wird Rath über ihr Schicksal gehalten. Diejenigen, die mit den gewöhnlichen Qualen sterben sollen, werden dem Hauptkrieger übergeben; die aber, denen man das Leben schenken will, werden dem Oberhaupt der Völkerschaft anvertraut, und hieraus können die Gefangenen ihr Schicksal leicht erfahren. Alle Gefangene büßen für das Blut, das sie vergoßen haben, immer durchs Feuer. Sie ritzen ihnen mit Fischzähnen die Haut auf, und graben ihnen Zeichen in das Fleisch, welche die Indianer so gut verstehen, als die Europäer ihre Buchstaben. Nun werden sie auf den Platz geführt, und hingerichtet, wovon wir oben umständlich gehandelt haben.

Ein besonderes Beyspiel der Behandlung eines Gefangenen erzählt Carver, das er selbsten bey den Nadoweßiern mit angesehen hatte. Nach den zu seiner Verurtheilung nothwendigen Ceremonien, ward er am frühen Morgen in einiger Entfernung von dem Orte geführt, und an einen Baum gebunden. Hierauf erhielten alle Jungen aus dem Orte, deren es eine große Menge gab, Erlaubniß, mit Pfeilen nach ihn zu schießen. Da keiner von ihnen über zwölf Jahre alt war, und sie außerdem sehr weit von

ihm

ihm standen, so konnten ihre Pfeile nicht tief in den Körper eindringen, so daß dies unglückliche Schlachtopfer, seine Qualen zwey völlige Tage erduldete. Unterdeßen besang er seine Kriegsthaten, und erzählte alle Kunststücke, die er angewandt hätte, um seine Feinde zu überfallen. Er nennte die Menge Kopfhäute und Gefangene her, die er fortgeschleppt hätte. Er beschrieb alle grausame Qualen, die er diesen angethan hätte, und schien bey dieser Erzählung das lebhafteste Vergnügen zu empfinden. Vorzüglich aber hielt er sich bey den Grausamkeiten auf, die er gegen die Anverwandte seiner jetzigen Peiniger verübt hatte; und suchte sie durch alle mögliche Beleidigungen zur Vermehrung seiner Qualen anzureizen, damit er desto größere Proben seiner Standhaftigkeit ablegen möchte. Selbst wie er schon mit dem Tode rang und nicht weiter sprechen konnte, so zeigte er noch Züge von Hohn und Stolz aus seinem Gesichte. Die Indier glauben bey diesen Grausamkeiten, außer der Befriedigung ihrer abscheulichen Rachbegierde, auch noch den Vortheil zu haben, daß die jungen Krieger frühe den Hang zur Grausamkeit und Blutvergießen lernen, der zu den indischen Kriegen so nothwendig erfordert wird. Man erzählt auch, daß ein Indier, eben wie er gequält ward, sich

berühmte, er habe seine Gefangene an einen Pfahl gebunden, ihre Cörper voller kleiner Splitter von Lerchenbaum gesteckt, und diese angebrannt; seine Peiniger wären dagegen nur alte Weiber, die es gar nicht verstünden, wie man einen tapfern Krieger hinrichten sollte. Diese Prahlerey hatte selbst für ein indisches Ohr, zu viel Beleidigendes, und brachte die Sieger so auf, daß einer von ihren Oberhäutern ihn das Herz aus dem Leibe riß, und damit den Mund verstopfte, aus welchen sie solche fürchterliche Dinge gehört hatten. Es giebt unzählige ähnliche Geschichte von dem Muthe und der Entschloßenheit der Indier. Viele übersteigen allen Glauben, aber es ist dennoch ausgemacht, daß die Wilden viele Heldeneigenschaften besitzen, und alles Unglück mit einer Standhaftigkeit ertragen, die keine alten Helden Roms und Griechenlandes übertreffen können.

So grausam aber auch die Indier gegen Gefangene ihres eigenen Geschlechts sind, so haben sich doch etliche Stämme wegen ihrer Mäßigung gegen gefangene englische Frauenspersonen berühmt gemacht. Sie führten oft die grösten Schönheiten fort, und hatten sie auf einem Marsche von drey bis vierhundert

Mei-

Meilen durch entlegene Wälder mitten zwischen sich liegen, ohne ihre Keuschheit im geringsten zu beleidigen. Selbst schwangere Frauenspersonen erhielten von den Wilden, wenn sie mitten in einsamen Gehölzen ihre Geburtsschmerzen fühlten, allen Beystand, den ihre Lage erlaubte. Diese Bescheidenheit rührt aber doch nicht ganz von ihrer natürlichen Denkungsart her, da man sie blos bey Indiern antrifft, die mit französischen Missionarien Umgang hatten. Denn, ohne vielleicht die Absicht zu haben, zum Vortheile ihrer Feinde, der Engländer, mit zu arbeiten, gaben sich die Geistlichen alle ersinnliche Mühe den Indiern ein Gefühl von Menschlichkeit einzuflößen, und man bemerkt die Würkung davon augenscheinlich bey sehr vielen.

Die Gefangenen, die dem Hause der Gnaden bestimmt werden, und die gewöhnlich aus jungen Leuten, Weiber und Kindern bestehen, müßen auf die Entscheidung der Oberhäupter warten, die, wenn die andern hingerichtet sind, einen zweyten Rath über sie halten. Es wird zu dem Ende ein Herold herausgeschickt, der allen ankündigt, die irgend jemand von den ihrigen auf den letzten Zuge verlohren haben, daß eine Vertheilung der Gefangenen vor sich gehen soll. Zuerst

werden die Frauen, welche Kinder oder Männer verlohren haben, befriedigt; und auf sie folgen alle, die weitläuftiger Anverwandten beraubt wurden, oder die Lust haben, von den jungen Leuten einige an Kindes statt anzunehmen. Wenn die Austheilung geschehen ist, die immer ohne allen Streit vor sich geht, so führt ein jeder seinen Antheil nach Hause. Der Gefangene wird losgebunden, seine Wunden, wenn er welche hat, werden ausgewaschen und verbunden, er wird gekleidet, und bekommt von den besten Eßen, das im Hauße zu haben ist. Während daß ihre neue Hausgenoßen bey der Mahlzeit sind, suchen die Herrn sie zu trösten. Sie ermuntern sie fröhlich und gutes Muths zu seyn, da sie dem Tode entgangen wären, und wenn sie ihnen getreu dienen würden, so wollten sie alles thun, was in ihren Vermögen stünde, und ihnen den Verlust ihrer Freunde und ihres Vaterlandes zu ersetzen. Wenn erwachsenen Mannspersonen das Leben geschenkt wird, so fallen sie gewöhnlich Wittwen zu Theil, die ihre Männer im Kriege verlohren haben, und die sie gleich heyrathen, wenn sie ihnen gefallen. Sollte aber die Wittwe ihre Neigung schon auf einen andern geworfen haben, so ist es für ihren Gefangenen sehr gefährlich, hauptsächlich, wenn sie glaubt, ihr

Mann

Mann brauche im Lande der Geister einen Bedienten. Ist dies der Fall, so führen einige junge Leute den Gefangenen an einen abgelegenen Ort, und schlagen ihn ohne Umstände todt; denn da der Rath ihm das Leben geschenket hat, so glauben sie, er sey es nicht werth, lange gequält zu werden. Die Frauensperſonen fallen gewöhnlich Männern zu Theil, bey welchen sie grösstentheils sehr gut aufgenommen werden. Die Jungen und Mädchen werden im Hause aufgenommen, wo man sie nöthig hat, und sie als Sklaven hält. Zuweilen werden sie auch an die europäischen Kaufleute verkauft. Auswechselung der Gefangenen hat bey den Indiern gar nicht statt. Alle Gefangene werden entweder umgebracht, oder in Familien aufgenommen, oder zu Sklaven gemacht. Diese beyden letztern werden von ihrem eigenen Volke zurückgestoßen, wenn sie entfliehen sollten, nachdem man sie begnadigt hat. Die Aufgenommenen werden völlig als Mitglieder des Volks angesehen, zu welchen sie jetzt gehören; sie treten in alle Rechte derer, an welche sie gekommen sind, und tragen oft kein Bedenken gegen ihre alte Landsleute zu Felde zu ziehn; sollte aber irgend einer von ihnen entwischen und wieder gefangen werden, so wird seine Undankbarkeit aufs Grausamste

bestraft. Die Gefangene, die als Sklaven angesehen werden, fallen grösstentheils an die Oberhäupter, die sie oft an die Kommendanten an den englischen Grenzplätzen, oder an die Kommißarien der indischen Angelegenheiten verschenken. Die Jesuiten und französischen Missionarien sollen zuerst die Indier bewogen haben, sie zu verkaufen, und ihre Absicht war würklich lobenswürdig. Sie glaubten nämlich, dadurch Grausamkeiten und Blutvergießen zu verhindern, um mehr Gelegenheiten zu erhalten, die christliche Religion auszubreiten. Allein die gute Väter sahen ihre gute Absichten bald vereitelt. Denn anstatt dem Blutvergießen vorzubeugen, machten sie nur die Kriege zwischen den Indiern weit häufiger und heftiger. Sie fochten jetzt nicht mehr blos aus Rachsucht oder Ruhmbegierde, sondern auch aus Gewinnsucht, den sie vertauschten ihre Gefangene für hitzige Getränke, die sie ungemein lieben, und daher immer auf Unkosten ihrer Feinde zu erhalten suchen. Man könnte zwar dagegen einwenden, daß jetzt weit weniger Gefangene gequält und umgebracht würden, da sie jetzt für sie von einem hohen Werthe sind, allein gegen die Krieger sind sie noch immer eben so grausam, und opfern sie gewiß ihrer Rachsucht auf. Sie suchen jetzt nur mehr junge Gefangene zu machen,

machen, und bringen die, welche sie zu beschützen suchen, eben so gut um, als es sonst geschah. Als die Mißionarien sahen, daß dieser Sklavenhandel blos dazu diente, den Absatz hitziger Getränke zu vermehren, so wandten sie sich an den Statthalter von Canada im Jahr 1693 und baten ihn, diesen schändlichen Handel zu verbieten. Allein er konnte ihn nicht ganz verhindern, denn die französischen Holzläufer (couriers debois) führten ihn immer heimlich fort, ungeachtet eine schwere Geld und Gefängnißstrafe darauf stand. Einige von ihnen, die man darauf ertappte, begaben sich zu den Indiern, verheyratheten sich mit indischen Mädchen, und wählten eine freywillige Verbannung aus ihrem Vaterlande. Allein da sie gewöhnlich schlechte und ausschweifende Kerle waren, so trugen sie wenig dazu bey, die Sitten der Indier zu verbeßern, oder die christliche Religion auszubreiten. Ihre Nation hatte jedoch vielen Vortheil von diesen Flüchtlingen, den sie unterhielten die verschiedenen indischen Völkerschaften beständig von der Macht und Größe der Franzosen, für deren Monarchen sie, ungeachtet ihrer Verbannung, ihre angebohrne Anhänglichkeit noch immer beybehalten hatten, und flößten dadurch den Indiern eine

Neigung für ihre Landsleute ein, die sich noch jetzt bey jeder Gelegenheit äußert.

Sonst sehen die Indier jedes überwundene Volk als Sklaven seiner Sieger an. Wenn ein Volk ein anderes völlig überwunden hat, so müßen die Oberhäupter von diesem, wenn sie mit ihrem Ueberwindern im Rathe sitzen, Weiberröcke tragen, um dadurch ihre Unterwürfigkeit anzuzeigen. Die Kriege der Indier sind gewöhnlich erblich, und dauern von Geschlecht zu Geschlecht fast ununterbrochen fort. Wenn der Friede nothwendig wird, so suchen beyde Theile sorgfältig den Anschein zu vermeiden, als wenn sie den ersten Antrag gethan hätten. Wenn sie mit ihnen wegen eines Waffenstillstandes Unterhandlungen pflegen, so erscheint der Anführer, der den Auftrag dazu erhalten hat, es sey denn, daß ein neutraler Stamm die Vermittelung auf sich nimmt, mit seinen gewöhnlichen Stolz, und giebt nicht im geringsten nach, selbst wenn es mit seinem Vaterlande auch noch so schlecht steht, sondern sucht vielmehr seine Feinde zu überreden, daß ihr Vortheil es erfordere, Friede zu machen.

Oft verursachen Zufälle einen Frieden zwischen Völkerschaften, die sonst nichts vereinigen konnte.

Wir

Wir wollen ein Beyspiel davon erzählen. Vor ungefähr achtzig Jahren führten die Irokesen und Tschipiwäer Krieg mit den Ottogamiern und Sakiern, die ihnen lange nicht gewachsen waren. In einem Winter unternahmen einmal tausend Irokesen eine Streiferey vom See Ontario aus über Toranto in das Gebiet ihrer Feinde. Sie giengen längst den östlichen und nördlichen Ufern des Huronensees fort, bis sie an die Insel St. Joseph kamen, die in der Meerenge von St. Marien liegt. Hier giengen sie über das Eis in dieser Meerenge ungefähr funfzehen Meilen unterhalb des Waßerfalles, und setzten ihren Weg immer gegen Westen fort. Da der Boden mit Schnee bedeckt war, so giengen sie, um ihre Anzahl zu verstecken, alle hintereinander, und traten sorgfältig einer in des andern Fußtapfen. Allein ungeachtet aller ihrer Vorsicht wurden sie von vier Tschipiwäern entdeckt, die aus ihrer Behutsamkeit leicht ihre Absichten errathen konnten. Die Tschipiwäer führten zwar selbst damals Krieg mit den Ottogamiern, und standen mit den Illinesen in Bündniße, aber sie entschloßen sich nichts destoweniger, ihnen von der ihnen bevorstehenden Gefahr Nachricht zu geben. Sie nahmen daher mit ihrer gewöhnlichen Geschwindigkeit einen Umweg, und kamen

men auf der Wildbahn der Ottogamier an, ehe ein so großer Haufen, der noch dazu so behutsam anrückte, sie erreichen konnte. Sie fanden hier ungefähr vierhundert Krieger, worunter einige Sakier waren, und gaben ihnen von der Annäherung ihrer Feinde Nachricht. Die Anführer zogen gleich ihre ganze Macht zusammen, und hielten einen Rath über die Maaßregeln zu ihrer Vertheidigung. Da sie ihre Familien bey sich hatten, so war es unmöglich aufs Fliehen zu denken, sie entschloßen sich daher, die vortheilhafteste Stellung in der Gegend zu nehmen, und die Irokesen aufs wärmste zu empfangen. Nicht weit davon waren zwey kleine Seen, die durch eine sechzig bis hundert Fuß breite, und ungefähr eine Meile langen Erdenge getrennt wurden. Da sie vermutheten, daß die Irokesen darüber anrücken würden, so theilten sie ihr kleines Heer in zwey Haufen, wovon jeder zweyhundert Mann stark war. Einer davon nahm seinen Posten an dem Ende des Paßes, der auf die Wildbahn stieß, und zog darüber ein Verhack; der andere Haufen zog sich unterdeßen um die Seen herum, um den Feinden, wenn sie sich innerhalb des Paßes befänden, den Rückweg abzuschneiden. Ihr Plan glückte vollkommen, und sobald als alle Irokesen auf der Erdenge waren, so mach-

te

te der zweyte Haufen in ihren Rücken eine ähnliche Linie, wozu sie das Holz schon bereit hatten, und schloß dadurch die Feinde völlig ein. Die Irokesen sahen bald die Lage, worinnen sie sich befanden, und berathschlagten sich über die Maaßregeln, die sie zu ihrer Befreyung ergreifen müßten. Zu ihrem Unglücke hatte es eben angefangen zu thauen, und es war schon so wenig Eis in den Seen, daß man nicht weiter darüber gehen konnte, aber dennoch zu viel, um mit Flößen durchzukommen, oder durchzuschwimmen. Sie beschloßen daher, eine von den Verschanzungen zu bestürmen, womit es ihnen aber nicht glückte. Ungeachtet der mißlichen Lage, worinnen sie sich jetzt befanden, brachten sie mit der den Indiern eignen Gleichgültigkeit etliche Tage mit fischen zu. Unterdeßen war das Eis völlig geschmolzen, und sie entschloßen sich daher auf Flößen, wozu sie gerade etliche Bäume auf der Erdenge fanden, über eine von den Seen zu gehen. Allein die Ottogamier erfuhren ihre Absicht, und schickten einen Haufen von hundert und funfzig Mann ab, um ihnen die Landung zu verwehren, die dadurch ohnehin verzögert ward, daß sie mit ihren Ruderstangen oft im Schlamme stecken blieben. So wie die Irokesen sich dem Ufer näherten, empfiengen die Ottogamier sie mit

einen Regen von Pfeilen und Kugeln, und ungeachtet jene aus Verzweiflung ins Waßer sprangen, und sich durchschlugen, so büßten sie doch mehr als die Hälfte ihrer Leute ein. Sie verlohren dabey alles Pelzwerk, das sie den Winter über gefangen hatten, wovon die Sieger den Tschipiwäern, welchen sie ihre Rettung zu danken hatten, einen Theil zur Belohnung gaben. Sie nöthigten sie, ungeachtet aller Weigerungen, die besten davon auszusuchen, und schickten sie unter einer hinreichenden Bedeckung nach ihrem Lande zurück. Dieser tapfere und kluge Widerstand der Ottogamier und Sakier brachte nebst der Vermittelung der Tschipiwäer, die ihre alte Feindschaft bey Seite setzten, und das Betragen ihrer vier Landsleute vollkommen billigten, einen Frieden zwischen diesen Völkerschaften zu Stande, auf den nachher eine völlige Freundschaft folgte.

Zuweilen werden die Indianer, wenn sie lang genug Krieg geführet haben, desselben müde, und suchen durch Vermittelung wieder Friede zu stiften. Die Art dieser Vermittelung bestehet darinnen. Eine Anzahl Anführer von ihren Landsleuten und dem Volk, das die Vermittelung über sich genommen hat, reisen in das Land ihrer Feinde, und tragen die Friedens-

denspfeife vor sich her. Diese Pfeife wird überall respectirt, und die Indianer glauben, daß wenn sich jemand an einer solchen Gesandtschaft vergreifen würde, so würde der große Geist ein solches Verbrechen nicht ungestraft laßen. Wenn sich die Oberhäupter versammelt und gesetzt haben, so füllt der Adjutant des großen Kriegers die Pfeife mit Toback, und hütet sich sorgfältig die Erde damit zu berühren. Er nimmt hierauf eine Kohle, und zündet die Pfeife an; wenn sie gehörig brennt, so hält er sie zuerst gen Himmel und nachher gegen die Erde. Er dreht sich hierauf in einem Kreis herum, und hält die Röhre wagrecht in der Hand. Durch die erste Bewegung bietet er sie dem großen Geist an, um seinen Beystand zu erhalten, durch die zweyte sucht er die bösen Geister zu vertreiben, und durch die dritte den Schutz der Geister zu erhalten, welche die Luft, die Erde und das Waßer bewohnen. Hierauf wird die Pfeife den Erbregenten des Volks hingereicht, welcher den Rauch gegen den Himmel und hernach rund um sich herum auf die Erde bläst. Hierauf geht sie auf die nemliche Art bey den Fremden und Gesandten herum. Von diesen kommt sie an den Hauptkrieger und die andern Oberhäupter in ihrer Ordnung. Hierauf wird Rath gehalten, und wenn sie einig werden, wird die rothbemahlte Axt in die Erde be-

graben, zum Zeichen, daß alle Feindschaft zwischen beiden Völkern aufhöre. Man übergiebt hierauf einander einen Gürtel Wampum, der zur Bestättigung des Friedens dient. Dieser enthält zugleich den Inhalt der Friedensbedingungen in hieroglyphischen Knöpfen. Hierauf beschenken sich die Oberhäupter mit einzelnen Schnüren, die sie an den Hals tragen, und die Gesandten kehren nach Haus, und bringen den Frieden mit.

Daß außer dem Krieg, die Jagd die liebste und einzige Beschäftigung der Indianer sey, haben wir III. Th. S. 363 bemerkt; sie werden dazu von der frühesten Jugend angehalten, und sie wird bey ihnen eben so ruhmwürdig gehalten, als sie zu ihrem Unterhalte nothwendig ist. Ein geschickter und entschloßener Jäger wird fast eben so sehr geschätzt, als ein tapferer Krieger. Es wird daher auch nicht leicht irgend ein Kunststück, das der menschliche Witz erfunden hat, Thiere, die ihres Fleisches oder ihrer Felles wegen schätzbar sind, zu fangen, bey ihnen unbekannt seyn. So lange, als sie diesem Geschäfte nachgehn, verläßt sie die ihnen angebohrne Trägheit gänzlich, und sie bezeugen sich dabey thätig, geduldig und unermüdet. Sie wißen die Mittel, ihren Raub ausfindig zu machen, eben so gut, als ihn

zu fangen. Sie können die Spur vom Wilde unterscheiden, ungeachtet jedes andere Auge nichts davon gewahr wird, und es mit der größten Gewißheit durch unwegsame Wälder verfolgen. Die Thiere, welche die Indier ihres Fleisches und ihrer Felle wegen jagen, woraus sie entweder ihre Kleidung machen, oder wofür sie von den Europäern andere Bedürfniße eintauschen, sind Büffel, Elendsthiere, Rehe, Musethiere, Bären, Rennthiere, Bieber, Ottern, Marder, u. s. w. Wir wollen diese Thiere nicht beschreiben, sondern nur die Art, wie sie gejagt werden, erzählen.

Die Jagdroute, und die Partheyen, welche auf die verschiedenen Züge ausgehen müßen, werden in ihren allgemeinen Versammlungen, die im Sommer gehalten werden, so wie alle übrigen Wintergeschäfte, festgesetzt. Der Hauptkrieger, deßen Amt es mit sich bringt, dazu die nöthigen Einrichtungen zu machen, läßt alle, die bereit sind, ihm zu folgen, feierlich einladen; denn die Indier erkennen, wie wir schon vorhin bemerkt haben, keine Oberherrschaft, und können sich vom Zwange gar keinen Begriff machen. Ein jeder, der die Einladung annimmt, bereitet sich dazu dadurch vor, daß er etliche Tage fastet. Das Fasten der Indier besteht aber nicht, wie

bey andern Völkerschaften, darinnen, daß man nur die schmackhaftesten und kostbarsten Speisen ißt, sondern sie enthalten sich würklich alles möglichen Eßens und Trinkens, und ihre Gedult und Standhaftigkeit geht so weit, daß der heftigste Durst sie nicht bewegen würde, auch nur einen Tropfen Waßer zu kosten. Bey aller dieser strengen Enthaltsamkeit behalten sie dennoch einen Anschein von Zufriedenheit und Heiterkeit. Sie fasten, wie sie behaupten, vorzüglich um desto freyer träumen zu können, und in diesen Träumen zu erfahren, wo das meiste Wild anzutreffen sey, und zugleich den Zorn der bösen Geister abzuwenden, und sich ihre Gunst zu erwerben. Außerdem mahlen sie alle unbedeckte Theile ihres Körpers schwarz.

Wenn die Fastenzeit vergangen, und der Ort der Jagd bekannt gemacht worden ist, so giebt der Anführer, der die Aufsicht dabey hat, den verschiedenen Partheyen ein großes Gastmahl, woran aber keiner Theil nehmen darf, bis er sich gebadet hat. An diesem Gastmahl eßen sie ungeachtet ihres langen Fastens sehr mäßig, und der Anführer erzählt ihnen dabey die Thaten derer, die bey dem Geschäft, daß sie jetzt vorhaben, am meisten geleistet hatten. Bald darauf treten sie ihren Zug, überall schwarz bestrichen, unter dem

Zujauchzen des ganzen Volkes, nach dem bestimmten Orte an. Ihre Behendigkeit und ihre Gedult bey der Verfolgung des Wildes sind unbeschreiblich. Keine Gebüsche, Gräben, Flüße oder Moräste können sie aufhalten. Sie gehen immer in der geradesten Linie weiter, und es giebt wenig Thiere in den Gehölzen, die sie nicht einholen könnten. Wenn sie auf die Bärenjagd ausgehn, so bemühen sie sich ihr Lager zu entdecken; denn den Winter über verbergen sich diese Thiere in hohle Stämme oder Bäume, oder machen sich Löcher in die Erde, wo sie ohne Nahrung zubringen, so lange, als die strenge Witterung dauret. Wenn die Indier glauben, daß sie an eine Stelle gekommen sind, welche diese Thiere gewöhnlich besuchen, so machen sie in Verhältniß ihrer Zahl einen Kreis, und suchen, indem sie sich den Mittelpunkt nähern, ihren eigentlichen Aufenthalt ausfindig zu machen. Auf diese Art sind sie gewiß, alle die sich in der Kreisfläche aufhalten, aufzujagen, und mit Flinten oder Bogen zu fällen. Der Bär flieht, sobald er nur einen Menschen oder Hund ansichtig wird, und wehrt sich nicht anders, als wenn er verwundet oder sehr hungrig ist. Zur Büffeljagd machen die Indier einen Kreis oder ein Viereck, fast auf die nämliche Art, als wenn sie Bären aufsuchen. Sobald jeder seinen Posten eingenommen hat, so

stecken sie das Gras, das um diese Zeit gewöhnlich welk und trocken ist, in Brand, und treiben darauf die Büffel, die sich sehr vor dem Feuer fürchten, in einen engen Raum zusammen, wo ihnen nicht leicht einer entwischt. Elendsthiere, Rehe und Rennthiere jagen sie auf verschiedene Art. Zuweilen suchen sie sie in den Wäldern auf, in welche sie während der rauhen Witterung ihre Zuflucht nehmen, und wo sie leicht hinter den Bäumen geschoßen werden können. In den nördlichen Gegenden machen sie sich der Witterung auf eine besondere Art zu Nutze, um Elendsthiere zu fangen. Wenn die Sonne eben stark genug wird, um den Schnee zu schmelzen, auf dem sich aber durch den Nachtfrost eine Art Rinde setzt, so bricht dies schwere Thier mit seinem gespaltenen Hufe leicht durch, und kan sich nicht ohne viele Mühe wieder losmachen, und daher wird es von den Indiern leicht eingeholt und erlegt. Einige Völkerschaften jagen diese Thiere auf eine viel leichtere und weniger gefährliche Art. Die jagende Parthey theilt sich in zwey Truppen, und wählt sich eine Stelle nahe beym Ufer irgend eines Flußes; ein Trupp setzt sich in Kanoe, indem der andere einen halben Kreis auf dem Lande macht, deßen Aerme sich bis ans Wasser erstrecken. Hierauf laßen sie ihre Hunde los, die alles Wild, das sich innerhalb des Kreißes befin-

befindet, aufjagen, und in den Fluß treiben, wo der gröste Theil davon leicht, von denen in den Kanoen befindlichen Indiern geschoßen wird. Sowohl Elendsthiere als Büffel sind ungemein wüthend, so bald sie verwundet werden, und wenden sich kühn gegen ihre Verfolger, und treten sie unter die Füße, wenn der Jäger sie vorher nicht tödten oder sich auf einen Baum in Sicherheit setzen kan. Auf diese Art können sie ihnen leicht ausweichen, und sie so verwunden, daß sie von selbst aufhören, sie zu verfolgen. Die einträglichste unter allen Jagden, vorzüglich in den nördlichen Gegenden, ist unstreitig die Biberjagd, auf welche sie sich auch besonders legen. Die Jahrszeit dazu währt den ganzen Winter, vom November bis zum April, weil eben alsdenn ihr Fell seine gröste Vollkommenheit erreicht. Die Beschreibung von diesen außerordentlichen Thieren, die Bauart ihrer Hütten, und die ganze Verfaßung ihrer Gesellschaft haben wir bereits im vorigen Theil geliefert. Die Jäger bedienen sich verschiedener Mittel, sie zu fangen, doch gewöhnlich fangen sie sie in Schlingen, hauen das Eis auf, oder graben ihre Dämme auf. Da die Biber ein ungemein scharfes Gesicht und ein sehr feines Gehör haben, so muß man sich ihrem Aufenthalte mit großer Vorsicht nähern. Sie gehn selten weit vom Waßer weg, und bauen ihre Häu-

ser immer dicht an einen groſsen Fluſs oder See, und können daher leicht sich ins tiefste Waſser begeben, wo sie gleich bis auf den Grund untertauchen. Sie schlagen dabey mit ihrem Schwanze stark auf das Waſser, und geben dadurch ihrer ganzen Gemeinde ein Warnungszeichen. Mit Fallen werden sie auf folgende Art gefangen. Es ist zwar bekannt, daſs die Biber gewöhnlich einen hinreichenden Vorrath für den Winter zusammen tragen, aber demungeachtet streifen sie von Zeit zu Zeit in die benachbarten Länder, um frische Lebensmittel zu holen. Wenn nun die Jäger ihren Aufenthalt entdecket haben, so stellen sie ihnen eine Falle in den Weg, unter welche sie kleine Stücke Rinde oder junge Sprösslinge legen, und sobald der Biber sie berührt, so fällt ein schwerer Kloſs auf ihn herunter und zerbricht ihm den Rücken, wodurch er seinen Verfolgern leicht zur Beute wird. Sonst hatten sie auch, wenn das Eis auf Flüſsen und Seen sehr dick ist, eine Oefnung darein, daſs sich die Biber, wenn man sie in ihren Häusern stört, gern nähern, um frische Luft zu schöpfen. Ihr Athem macht eine ziemliche Bewegung im Waſser, und die Jäger können ihre Annäherung daher leicht bemerken, und sich fertig machen, sie auf den Kopf zu schlagen, sobald sie sich nur über dem Waſser sehn lassen. Wenn die Biber ihre Häuſser an Bächen

haben, so sind sie noch leichter zu fangen. Die Jäger hauen nämlich einen Bach ins Eis, ziehen ein Netz darunter her, und zerstören die Häußer der Biber, die immer das tiefste Waßer suchen, und sich daher häufig in diese Netze verwickeln. Allein man muß sie nicht lange darin ruhig laßen, weil sie sich sonst leicht mit ihren scharfen und starken Zähnen daraus würden losmachen können. Die Indier verhindern ihre Hunde sorgfältig, die Knochen von Bibern zu benagen, weil sie theils so hart sind, daß die Hunde leicht ihre Zähne daran verderben könnten, und weil sie befürchten, die Geister der Liebe durch diese Nachsicht so aufzubringen, daß sie ihnen die künftige Jagdzeit völlig verderben würden. Für die Felle dieser Thiere tauschen die Jäger von den Europäern ihre nothwendigen Waaren ein, weil sie von diesen höher geschätzt werden, als alles übrige Rauchwerk, und daher wird der Biberfang auch von den Indiern mit dem gröften Eifer betrieben.

Wenn die Indier Büffel, Elendsthiere, Rehe u. dergl. m. fangen, so wird das Fleisch davon gröstentheils unter den Stamm, wozu sie gehören, ausgetheilt; aber zum Bieberfange vereinigen sich gewöhnlich nur etliche Familien, und theilen die Beute unter sich. Ueberhaupt sehen sie

stecken sie das Gras, das um diese Zeit gewöhnlich welk und trocken ist, in Brand, und treiben darauf die Büffel, die sich sehr vor dem Feuer fürchten, in einen engen Raum zusammen, wo ihnen nicht leicht einer entwischt. Elendsthiere, Rehe und Rennthiere jagen sie auf verschiedene Art. Zuweilen suchen sie sie in den Wäldern auf, in welche sie während der rauhen Witterung ihre Zuflucht nehmen, und wo sie leicht hinter den Bäumen geschoßen werden können. In den nördlichen Gegenden machen sie sich der Witterung auf eine besondere Art zu Nutze, um Elendsthiere zu fangen. Wenn die Sonne eben stark genug wird, um den Schnee zu schmelzen, auf dem sich aber durch den Nachtfrost eine Art Rinde setzt, so bricht dies schwere Thier mit seinem gespaltenen Hufe leicht durch, und kan sich nicht ohne viele Mühe wieder losmachen, und daher wird es von den Indiern leicht eingeholt und erlegt. Einige Völkerschaften jagen diese Thiere auf eine viel leichtere und weniger gefährliche Art. Die jagende Parthey theilt sich in zwey Truppen, und wählt sich eine Stelle nahe beym Ufer irgend eines Flußes; ein Trupp setzt sich in Kanoe, indem der andere einen halben Kreis auf dem Lande macht, deßen Aerme sich bis ans Wasser erstrecken. Hierauf laßen sie ihre Hunde los, die alles Wild, das sich innerhalb des Kreißes befin-

befindet, aufjagen, und in den Fluß treiben, wo der gröste Theil davon leicht, von denen in den Kanoen befindlichen Indiern geschoßen wird. Sowohl Elendsthiere als Büffel sind ungemein wüthend, so bald sie verwundet werden, und wenden sich kühn gegen ihre Verfolger, und treten sie unter die Füße, wenn der Jäger sie vorher nicht tödten oder sich auf einen Baum in Sicherheit setzen kan. Auf diese Art können sie ihnen leicht ausweichen, und sie so verwunden, daß sie von selbst aufhören, sie zu verfolgen. Die einträglichste unter allen Jagden, vorzüglich in den nördlichen Gegenden, ist unstreitig die Biberjagd, auf welche sie sich auch besonders legen. Die Jahrszeit dazu währt den ganzen Winter, vom November bis zum April, weil eben alsdenn ihr Fell seine gröste Vollkommenheit erreicht. Die Beschreibung von diesen außerordentlichen Thieren, die Bauart ihrer Hütten, und die ganze Verfaßung ihrer Gesellschaft haben wir bereits im vorigen Theil geliefert. Die Jäger bedienen sich verschiedener Mittel, sie zu fangen, doch gewöhnlich fangen sie sie in Schlingen, hauen das Eis auf, oder graben ihre Dämme auf. Da die Biber ein ungemein scharfes Gesicht und ein sehr feines Gehör haben, so muß man sich ihrem Aufenthalte mit großer Vorsicht nähern. Sie gehn selten weit vom Waßer weg, und bauen ihre Häu-

ser immer dicht an einen großen Fluß oder See, und können daher leicht sich ins tiefste Waßer begeben, wo sie gleich bis auf den Grund untertauchen. Sie schlagen dabey mit ihrem Schwanze stark auf das Waßer, und geben dadurch ihrer ganzen Gemeinde ein Warnungszeichen. Mit Fallen werden sie auf folgende Art gefangen. Es ist zwar bekannt, daß die Biber gewöhnlich einen hinreichenden Vorrath für den Winter zusammen tragen, aber demungeachtet streifen sie von Zeit zu Zeit in die benachbarten Länder, um frische Lebensmittel zu holen. Wenn nun die Jäger ihren Aufenthalt entdecket haben, so stellen sie ihnen eine Falle in den Weg, unter welche sie kleine Stücke Rinde oder junge Sprößlinge legen, und sobald der Biber sie berührt, so fällt ein schwerer Klotz auf ihn herunter und zerbricht ihm den Rücken, wodurch er seinen Verfolgern leicht zur Beute wird. Sonst hatten sie auch, wenn das Eis auf Flüßen und Seen sehr dick ist, eine Oefnung darein, daß sich die Biber, wenn man sie in ihren Häusern stört, gern nähern, um frische Luft zu schöpfen. Ihr Athem macht eine ziemliche Bewegung im Waßer, und die Jäger können ihre Annäherung daher leicht bemerken, und sich fertig machen, sie auf den Kopf zu schlagen, sobald sie sich nur über dem Waßer sehn laßen. Wenn die Biber ihre Häußer an Bächen

haben, so sind sie noch leichter zu fangen. Die Jäger hauen nämlich einen Bach ins Eis, ziehen ein Netz darunter her, und zerstören die Häußer der Biber, die immer das tiefste Waßer suchen, und sich daher häufig in diese Netze verwickeln. Allein man muß sie nicht lange darin ruhig laßen, weil sie sich sonst leicht mit ihren scharfen und starken Zähnen daraus würden losmachen können. Die Indier verhindern ihre Hunde sorgfältig, die Knochen von Bibern zu benagen, weil sie theils so hart sind, daß die Hunde leicht ihre Zähne daran verderben könnten, und weil sie befürchten, die Geister der Liebe durch diese Nachsicht so aufzubringen, daß sie ihnen die künftige Jagdzeit völlig verderben würden. Für die Felle dieser Thiere tauschen die Jäger von den Europäern ihre nothwendigen Waaren ein, weil sie von diesen höher geschätzt werden, als alles übrige Rauchwerk, und daher wird der Biberfang auch von den Indiern mit dem gröften Eifer betrieben.

Wenn die Indier Büffel, Elendsthiere, Rehe u. dergl. m. fangen, so wird das Fleisch davon gröstentheils unter den Stamm, wozu sie gehören, ausgetheilt; aber zum Bieberfange vereinigen sich gewöhnlich nur etliche Familien, und theilen die Beute unter sich. Ueberhaupt sehen sie

sie im ersten Falle bey der Theilung auch immer etwas auf ihre Familie; doch hört man nie, daß irgend Neid oder Zänkereyen darüber entstünden. Bey den Nadowessiern ist es ein Gewohnheitsgesetz, daß wenn jemand ein Stück Wild anschießt, welches aber noch eine Strecke fortlaufen kan, ehe es hinfällt, er es einem andern, selbst von einem andern Stamme, überlaßen muß, wenn dieser nahe genug ist, ein Messer darein zu stoßen, ehe jener herbey kommt. So widerrechtlich und gewaltsam auch dies Gesetz zu seyn scheint, so laßen sie es doch sich willig gefallen. Die Indier, welche an den hintern Kolonien wohnen, haben dagegen die Gewohnheit, daß der, welcher ein Stück Wild zuerst anschießt, auch den besten Theil davon erhält.

Nach den ernstlichen Beschäftigungen kommen wir nun auf die Ergötzlichkeiten der Indianer, und zwar zuvörderst auf ihre Gastmahle. Viele indische Nationen machen keinen Gebrauch von Brod, Salz oder andern Gewürzen, und einigen sind sie völlig unbekannt. Die Nadowessier insbesondere haben kein Brod, und überhaupt nichts, das seine Stelle vertreten könnte. Sie eßen wilden Reis, der häufig in verschiedenen Gegenden ihres Gebietes wächst, aber er wird gekocht und allein gegeßen. Sie eßen das Fleisch von allen

len Thieren, die sie auf der Jagd fangen, aber ohne irgend eine mehligte Substanz dazu zu nehmen, um die gröbern Theile des Fleisches verdauen zu helfen. Und selbst Zucker, den sie aus dem Ahornbaum ziehen, brauchen sie nicht, um irgend eine andere Speise schmackhafter zu machen, sondern eßen ihn gewöhnlich allein. Den Gebrauch der Milch kennen sie ebenfalls gar nicht, ungeachtet sie von Büffeln und Elendsthieren genug haben könnten. Sie glauben, daß sie zu nichts dienen könne, als junge Thiere in ihrem zartesten Zustande zu ernähren. Dennoch scheint es eben nicht, daß der gänzliche Mangel von Dingen, die bey andern Völkern für sehr nothwendig und nahrhaft gehalten werden, ihnen nachtheilig wäre, denn sie sind, überhaupt betrachtet, gesunde, starke Leute. Bey den Ottogamiern, den Sakiern und den östlichen Völkerschaften giebt es ein Gericht, das fast die Stelle des Brodes vertreten könnte. Es wächst bey ihnen viel indisches Korn, das nicht allein von den Indiern sondern auch von Europäern, die in diese Gegenden kommen, sehr geschätzt wird. Das eben erwähnte Gericht besteht aus unreifen Korn und unreifen Bohnen, die mit Bärenfleisch gekocht werden, wovon das Fett dem Korn und den Bohnen ihre Trockenheit benimmt, und sie ungemein wohlschmeckend macht. Sie nennen dies

Gericht

Gericht Succatosch. Die Indier eßen nichts weniger als rohes Fleisch, ungeachtet sie oft dafür verschrien werden. Alle ihre Speisen werden sehr stark gekocht oder gebraten. Ihr Getränke ist gewöhnlich die Brühe, worinnen sie gekocht wurden. Ihre Gerichte bestehn in Bären- Elends- Reh- Biber und Coatisleisch, das sie auf eben die Art zubereiten; Sie eßen gewöhnlich Rehfleisch, das von Natur trocken ist, und Bärenfleisch, welches fett und saftig ist, zusammen. So fett auch das letztere ist, so ißt man es sich doch nicht leicht zum Eckel. Im Frühjahre eßen die Nadoweßier die innere Rinde von einem Strauche, der irgendwo in ihren Lande wächst; allein man konnte so wenig den Namen davon ausfindig machen, als erfahren, wo sie sie herbekommen. Sie ist sehr spröde, und läst sich leicht kauen. Sie schmeckt ungemein angenehm, fast wie Rüben, und die Indier behaupten, daß sie sehr nahrhaft wäre.

Die geringern Indier sind sehr unreinlich bey der Zubereitung von ihren Speisen, aber einige von den vornehmen halten sehr viel auf Nettigkeit und Reinlichkeit in ihrer Kleidung, ihren Zelten und Speisen. Sie eßen gewöhnlich in großen Haufen miteinander, so daß ihre Mahlzeit eigentlich als Gastereyen könnten angesehen werden.

werden. Sie eßen, ohne sich an gewiße Stunden zu binden, grade wie es ihr Hunger und ihre Bequemlichkeit erfordert. Sie tanzen gewöhnlich vor oder nach der Mahlzeit, und bringen durch ihre Fröhlichkeit wahrscheinlich dem großen Geiste, dem sie für alles Gute verpflichtet zu seyn glauben, ein angenehmeres Opfer, als sie es durch eine förmliches Dankgebet würden thun können. Männer und Weiber eßen bey öffentlichen Gelegenheiten nicht zusammen, und jedes Geschlecht hat seine besondere Gastmahle. Zu Hause hingegen, wenn keine Fremde da sind, eßen Mannspersonen und Frauensleute zusammen. Wenn die Oberhäupter sich irgend bey einer öffentlichen Angelegenheit versammlen, so wird sie immer mit einem Gastmahle beschloßen, bey welchem ihre Schmauserey und Fröhlichkeit keine Grenzen kennt.

Der Tanz ist eine von den liebsten Leibesübungen der Indier. Sie kommen bey keiner öffentlichen Gelegenheit zusammen, ohne ihn zu einer von ihren Belustigungen zu machen, und wenn sie nicht mit Kriegen oder mit der Jagd zu thun haben, so vergnügen sich die jungen Leute von beiden Geschlechtern alle Abend damit. In den Tänzen, bey ihren Gastmahlen, und sonst in allen übrigen Tänzen, steht jede Mannsperson

nach der Reihe auf, und tanzt mit großer Leichtigkeit und Kühnheit, und besingt dabey die Thaten seiner Vorfahren. Während der Zeit giebt die Gesellschaft, die auf dem Boden in einem Kreise um den Tänzer herum sitzt, mit dem Tänzer den Takt durch einen Ton an, den sie alle zugleich ausstoßen, und der fast klingt wie heh, heh, heh. Diese Töne, wenn man sie so nennen kan, werden sehr rauh, und mit der grösten Anstrengung der Lunge herausgestoßen, daß man fast glauben sollte, ihre Stärke müste dadurch bald erschöpft werden; aber dies geschieht so wenig, daß sie es die ganze Zeit über, die sie tanzen, mit der nämlichen Heftigkeit wiederholen. Die Frauensleute, hauptsächlich bey den westlichen Völkerschaften, tanzen mit sehr viel Anmuth. Sie tragen sich sehr grade, und laßen ihre Aerme dicht am Leibe herunter hängen. Sie fangen ihren Tanz damit an, daß sie erst etliche Schritte zur rechten und dann wieder zur linken zurückgehen. Diese Bewegung machen sie ohne ordentliche Schritte, auf europäische Art zu thun, sondern halten ihre Füße dicht aneinander, und bewegen die Zehen und die Hacken eins um das andere. Auf diese Art klitschen sie mit großer Leichtigkeit bis an eine gewiße Stelle, und wieder zurück, und wenn auch noch so viele mit einander tanzen, so halten sie doch so genau Takt, daß der

Tanz nie unterbrochen wird. Während des Tanzes vermischen sie ihre helle Stimme mit den heisern Stimmen der Männer, die um sie herum sitzen, denn Manns- und Frauenspersonen tanzen nie zusammen, und dies macht mit ihren Trommeln und Tschitschickues keine üble Harmonie. Außerdem hat jede Völkerschaft ihre besondere Art zu tanzen. Die Tschipiwäer nehmen mehr verschiedene Stellungen an, als die übrigen Indier. Bald halten sie den Kopf in die Höhe, bald bücken sie sich fast bis auf die Erde, bald neigen sie sich ganz auf die eine Seite, bald aber wieder auf die andere. Die Nadowessier tragen sich grader, treten fester, und machen ihre Bewegung mit mehr Anstand. Aber alle machen bey ihrem Tanze das unangenehme Geräusch, welches ich eben beschrieben habe.

Der Pfeifentanz ist der vornehmste, und der angenehmste für den Zuschauer, weil er nicht so ausschweifend ist, wie die übrigen, und die schönsten Figuren hat. Man tanzt ihn blos bey gewißen Gelegenheiten, als wenn feindliche Gesandte kommen, um Friedensunterhandlungen zu pflegen, oder wenn vornehme Fremde durch ihr Gebiet reisen. Der Kriegstanz, den sie immer tanzen, wenn sie auf den Krieg ausgehen oder aus dem Kriege zurückkommen, setzt Fremde

in

in Schrecken. Er wird, wie die übrigen, in einem Kreise von Kriegern getanzt. Ein Anführer fängt ihn gewöhnlich damit an, daß er von der rechten zur linken geht, und zugleich seine eignen Thaten und die Thaten seiner Vorfahren besingt. Wenn er mit der Erzählung irgend einer merkwürdigen That fertig ist, so schlägt er heftig mit seiner Kriegskeule dazu in die Erde. Ein jeder tanzt, so wie die Reihe an ihn kommt, und besingt ebenfalls die wundervollen Thaten seiner Familie, bis sie endlich alle zusammen tanzen. Jetzt fängt der Tanz würklich an für jeden Fremden fürchterlich zu werden, da sie fast eine jede fürchterliche und scheusliche Stellung annehmen, die sich nur denken läst, und dabey im voraus zeigen, was sie gegen ihre Feinde im Kriege thun wollen. Während dieses Tanzes halten sie ihre scharfen Messer in der Hand, und drohen damit, wenn sie sich herumwerfen, einander zu durchstoßen; und dies würde auch sicher geschehen, wenn sie nicht mit außerordentlicher Fertigkeit dem Stoße auswichen. Durch diese Bewegungen suchen sie die Art auszudrücken, wie sie ihre Feinde tödten, ihnen die Haut vom Kopf ziehen oder sie gefangen nehmen; um den ganzen Auftritt noch auffallender zu machen, so erheben sie ein eben so fürchterliches Geheul und Kriegsgeschrey, als sie in ihren Schlachten thun; so daß

man

man sie in diesen Augenblicken für einen Haufen von Teufeln ansehn sollte. Carver tanzte diesen Tag oft mit ihnen, aber er fand eben nicht lange Vergnügen daran, da er seine Furcht, eine gefährliche Wunde zu bekommen, nicht ablegen konnte. Er fand, daß bey den Nationen auf der Westseite des Missisipi, und an der obern See, der Pawa oder der schwarze Tanz noch üblich ist. Die Einwohner in den Kolonien erzählen tausend lächerliche Geschichte von Erscheinungen des Teufels, der diesen Tanz zuwege gebracht hätte. Allein sie geben zu, daß dies nur vor Zeiten geschehen sey, aber jetzt sich bey denen Indiern, die nah an den europäischen Niederlaßungen wohnen, nur selten zutrage. Man sah zwar bey diesem Tanze in den inländischen Gegenden keine würkliche Erscheinung des Teufels, aber doch solche Dinge, die nur Leute thun konnten, die mit ihm im Bunde stehen, oder sonst äußerst geschickte Gauckler waren. Wie sich Carver bey den Nadoweßiern aufhielt, so ward eben ein solcher Tanz aufgeführt. Ehe der Tanz anfieng, ward einer von den Indiern in eine Gesellschaft aufgenommen, welche sie Weckon Kitschewah, oder die freundliche Gesellschaft des Geistes nannten. Diese Gesellschaft besteht aus Personen von beiden Geschlechtern, allein es werden keine aufgenommen, die einen tadelhaften Karakter haben,

und nicht von der ganzen Gesellschaft gebilligt werden. Auf diese Aufnahme folgte der Pawatam, worinnen man aber nichts sah, daß zu den Erzählungen, die man davon gehört hatte, Anlaß geben konnte, und die ganze Feyerlichkeit ward, wie gewöhnlich, mit einem großen Gastmahle beschloßen. Da die Einweihung mit sehr sonderbaren Umständen verknüpft war, die, wie wir schon vorhin gesagt haben, entweder eine Würkung von Zauberey, oder von außerordentlicher Geschicklichkeit seyn muste, so wollen wir das ganze Verfahren dabey umständlich beschreiben.

Die Ceremonie gieng zur Zeit des Neumondes auf einem Platze vor sich, der in der Mitte des Lagers eigentlich darzu gewidmet war, und ungefähr 200 Personen faßen konnte. Der Engländer ward als ein Fremder, dem sie ohnehin bey jeder andern Gelegenheit, schon so viele Höflichkeiten erwiesen hatten, zu dieser Feyerlichkeit eingeladen und erhielt seine Stelle dicht an den Schranken eines Verschlags: Gegen zwölf Uhr fiengen die Indier an, sich zu versammlen. Die Sonne schien sehr hell, welches sie für ein gutes Zeichen ansahen; denn überhaupt halten sie ihre öffentlichen Zusammenkünfte nicht gern, wann der Himmel nicht heiter ist. Zuerst erschien eine groſe Anzahl von Oberhäuptern,

tern, die ihre beste Kleidungsstücke anhatten. Nach ihnen band der Hauptkrieger, der einen bis auf die Erde herabhängenden Rock, von reichen Fellen anhatte, und mit ihm ein Gefolge von funfzehn bis zwanzig Personen, die sehr schön bemahlt und angekleidet waren, auf sie folgten die Frauen von denen, die schon in die Gesellschaft aufgenommen waren, und hintennach kam ein vermischter Haufe von geringen Leuten, die alle nach ihrem Vermögen dazu beytrugen, die Versammlung prächtig und glänzend zu machen. Als die Gesellschaft sich gesetzt hatte, und Stillschweigen geboten war, so stand einer von den vornehmsten Anführern auf, und machte der Gesellschaft in einer kurzen aber meisterhaften Rede die Ursache ihrer Zusammenkunft kund; nämlich, daß einer von ihren jungen Männern wünschte, in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden. Er nahm diesen jungen Mann darauf bey der Hand und fragte die Gesellschaft, ob sie sie etwas dagegen einzuwenden hätte, daß er ein Mitglied ihres Ordens würde? Da niemand etwas darwider hatte, so ward der junge Kandidat in die Mitte gestellt, und vier Oberhäupter stellten sich dicht neben ihm hin, und ermahnten ihn nach der Reihe, nicht unter der Ceremonie, der er sich jetzt unterwerfen müste, zu erliegen, sondern sich als ein Indier und als ein Mann zu

in Schrecken. Er wird, wie die übrigen, in einem Kreise von Kriegern getanzt. Ein Anführer fängt ihn gewöhnlich damit an, daß er von der rechten zur linken geht, und zugleich seine eignen Thaten und die Thaten seiner Vorfahren besingt. Wenn er mit der Erzählung irgend einer merkwürdigen That fertig ist, so schlägt er heftig mit seiner Kriegskeule dazu in die Erde. Ein jeder tanzt, so wie die Reihe an ihn kommt, und besingt ebenfalls die wundervollen Thaten seiner Familie, bis sie endlich alle zusammen tanzen. Jetzt fängt der Tanz würklich an für jeden Fremden fürchterlich zu werden, da sie fast eine jede fürchterliche und scheusliche Stellung annehmen, die sich nur denken läst, und dabey im voraus zeigen, was sie gegen ihre Feinde im Kriege thun wollen. Während dieses Tanzes halten sie ihre scharfen Messer in der Hand, und drohen damit, wenn sie sich herumwerfen, einander zu durchstoßen; und dies würde auch sicher geschehen, wenn sie nicht mit außerordentlicher Fertigkeit dem Stoße ausweichen. Durch diese Bewegungen suchen sie die Art auszudrücken, wie sie ihre Feinde tödten, ihnen die Haut vom Kopf ziehen oder sie gefangen nehmen; um den ganzen Auftritt noch auffallender zu machen, so erheben sie ein eben so fürchterliches Geheul und Kriegsgeschrey, als sie in ihren Schlachten thun; so daß

man

man sie in diesen Augenblicken für einen Haufen von Teufeln ansehn sollte. Carver tanzte diesen Tag oft mit ihnen, aber er fand eben nicht lange Vergnügen daran, da er seine Furcht, eine gefährliche Wunde zu bekommen, nicht ablegen konnte. Er fand, daß bey den Nationen auf der Westseite des Missisipi, und an der obern See, der Pawa oder der schwarze Tanz noch üblich ist. Die Einwohner in den Kolonien erzählen tausend lächerliche Geschichte von Erscheinungen des Teufels, der diesen Tanz zuwege gebracht hätte. Allein sie geben zu, daß dies nur vor Zeiten geschehen sey, aber jetzt sich bey denen Indiern, die nah an den europäischen Niederlaßungen wohnen, nur selten zutrage. Man sah zwar bey diesem Tanze in den inländischen Gegenden keine würkliche Erscheinung des Teufels, aber doch solche Dinge, die nur Leute thun konnten, die mit ihm im Bunde stehen, oder sonst äußerst geschickte Gauckler waren. Wie sich Carver bey den Nadoweßiern aufhielt, so ward eben ein solcher Tanz aufgeführt. Ehe der Tanz anfieng, ward einer von den Indiern in eine Gesellschaft aufgenommen, welche sie Weckon Kitschewah, oder die freundliche Gesellschaft des Geistes nannten. Diese Gesellschaft besteht aus Personen von beiden Geschlechtern, allein es werden keine aufgenommen, die einen tadelhaften Karakter haben,

und nicht von der ganzen Gesellschaft gebilligt werden. Auf diese Aufnahme folgte der Pawatanz, worinnen man aber nichts sah, daß zu den Erzählungen, die man davon gehört hatte, Anlaß geben konnte, und die ganze Feyerlichkeit ward, wie gewöhnlich, mit einem großen Gastmahle beschloßen. Da die Einweihung mit sehr sonderbaren Umständen verknüpft war, die, wie wir schon vorhin gesagt haben, entweder eine Würkung von Zauberey, oder von außerordentlicher Geschicklichkeit seyn muste, so wollen wir das ganze Verfahren dabey umständlich beschreiben.

Die Ceremonie gieng zur Zeit des Neumondes auf einem Platze vor sich, der in der Mitte des Lagers eigentlich darzu gewidmet war, und ungefähr 200 Personen faßen konnte. Der Engländer ward als ein Fremder, dem sie ohnehin bey jeder andern Gelegenheit, schon so viele Höflichkeiten erwiesen hatten, zu dieser Feyerlichkeit eingeladen und erhielt seine Stelle dicht an den Schranken eines Verschlags: Gegen zwölf Uhr fiengen die Indier an, sich zu versammlen. Die Sonne schien sehr hell, welches sie für ein gutes Zeichen ansahen; denn überhaupt halten sie ihre öffentlichen Zusammenkünfte nicht gern, wann der Himmel nicht heiter ist. Zuerst erschien eine große Anzahl von Oberhäuptern,

tern, die ihre beste Kleidungsstücke anhatten. Nach ihnen band der Hauptkrieger, der einen bis auf die Erde herabhängenden Rock, von reichen Fellen anhatte, und mit ihm ein Gefolge von funfzehn bis zwanzig Personen, die sehr schön bemahlt und angekleidet waren, auf sie folgten die Frauen von denen, die schon in die Gesellschaft aufgenommen waren, und hintennach kam ein vermischter Haufe von geringen Leuten, die alle nach ihrem Vermögen dazu beytrugen, die Versammlung prächtig und glänzend zu machen. Als die Gesellschaft sich gesetzt hatte, und Stillschweigen geboten war, so stand einer von den vornehmsten Anführern auf, und machte der Gesellschaft in einer kurzen aber meisterhaften Rede die Ursache ihrer Zusammenkunft kund; nämlich, daß einer von ihren jungen Männern wünschte, in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden. Er nahm diesen jungen Mann darauf bey der Hand und fragte die Gesellschaft, ob sie sie etwas dagegen einzuwenden hätte, daß er ein Mitglied ihres Ordens würde? Da niemand etwas darwider hatte, so ward der junge Kandidat in die Mitte gestellt, und vier Oberhäupter stellten sich dicht neben ihm hin, und ermahnten ihn nach der Reihe, nicht unter der Ceremonie, der er sich jetzt unterwerfen müste, zu erliegen, sondern sich als ein Indier und als ein Mann zu

betragen. Zwey von ihnen faßten ihn darauf bey den Aermen, und ließen ihn niederknien, der dritte stellte sich hinter ihm, um ihn aufzufangen, wenn er fiele, und der vierte gieng ungefähr zwölf Fuß gerade vor ihm zurück. Wie nun alles in gehöriger Ordnung war, so redete der Anführer, der vor dem knienden Kandidaten stand, ihn mit einer vernämlichen Stimme an. Er sagte ihm, daß er schon von dem nämlichen Geiste besessen wäre, der auch in wenigen Augenblicken über ihn kommen würde, der Geist würde ihn zwar todtschlagen, aber er würde ihm auch gleich das Leben wieder geben. So schrecklich diese Gemeinschaft des Geistes auch wäre, so nothwendig wäre sie doch, ihn zu den Vorzügen vorzubereiten, welche die Gesellschaft genösse, in die er jetzt aufgenommen werden sollte. Wie er dies sagte, schien er selbst sehr heftige Bewegungen zu fühlen, die endlich so stark wurden, daß sich seine Gesichtszüge verzerrten, und sein ganzer Körper in Zuckungen fiel; und jetzt warf er etwas, das an Farbe und Gestalt einer kleinen Bohne ähnlich sah, dem jungen Manne dem Anscheine nach in den Mund; der junge Mann fiel auf der Stelle ohne alle Bewegung nieder, als wenn er von einer Kugel getroffen wäre. Der Anführer, der hinter ihm stand, fieng ihn in seinen Armen auf, und legte ihn mit Hülfe der beiden andern für

todt

todt auf die Erde nieder. So bald dies geschehen war, fiengen sie an, seine Glieder zu reiben, und ihn so auf den Rücken zu schlagen, daß Lebendige eher davon hätten eingeschläfert, als Todte erwecket werden können. Unterdeßen sagte der Redner seine Rede immer fort, und bat die Zuschauer, sich nicht zu wundern, oder an der Wiederherstellung des jungen Mannes zu zweifeln, da sein jetziger lebloser Zustand blos von der gewaltsamen Würkung des Geistes auf seine Organe herrührte, die bisher solcher Begeisterungen noch nicht gewohnt wären. Der Kandidat lag verschiedene Minuten ohne Gefühl oder Bewegung; doch machten endlich die vielen heftigen Schläge, daß er wieder einige Spuren von Leben zeigte, die aber mit heftigen Zuckungen und einer Art von Ersticken verbunden waren. Allein diese hörten bald auf, und wie er die Bohne, oder was es sonst auch war, das der Indier auf ihn zuwarf, wieder von sich gegeben hatte, so schien er in kurzer Zeit ziemlich wieder hergestellt zu seyn. Als dieser Theil der Ceremonie wieder vorbey war, so nahmen ihm die vier Oberhäupter seine gewöhnliche Kleidung ab, und zogen ihn dafür wieder eine ganz neue an. Hierauf nahm ihn der Redner wieder bey der Hand, und stellte ihn der Gesellschaft als ein ordentliches und völlig eingeweihtes Mitglied vor, und ermahnte sie,

ihm allen Beystand zu leisten, deßen er als ein junges Mitglied bedürftig seyn könnte. Dem jungen Bruder gebot er, den Rath seiner ältern Brüdern mit Bescheidenheit anzuhören, und pünktlich zu befolgen. Jetzt machten alle, die in den Schranken waren, einen Kreis um ihren neuen Bruder. Die Musik fieng an, und der große Krieger sang ein Lied, worinnen, wie gewöhnlich, die kriegerischen Thaten ihrer Nation erhoben wurden.

Ihre ganze Musik besteht in einer Trommel, von einem künstlich gearbeiteten Stücke eines hohlen Baumes, über welches am Ende eine Haut gespannt ist, auf welche man mit einem einzeln Stocke schlägt. Der Ton dieses Instruments ist sehr überlautend, und man braucht es blos um das Zeitmaaß mit anzugeben. Zuweilen brauchen sie auch das Tschitschicku, und in ihren Kriegstänzen eine Art Pfeifen von Rohr, die einen durchdringenden und widrigen Ton haben. Nach dieser eben beschriebenen Feyerlichkeit fieng der Tanz an, so wie die Gesellschaft sich zusammengestellt hatte; verschiedene Sänger verstärkten die Musik mit ihren Stimmen, und die Frauensleute fielen zuweilen in den Chor mit ein, wodurch eine wilde aber dennoch nicht unangenehme Harmonie entstand. Dies war überhaupt eines

von den angenehmsten Festen, den unser Engländer beywohnte, als er sich unter den Indiern aufhielt. Ein lächerliches Stück bey diesem Tanze, das einer Art von Zauberey ähnlich sah, war vorzüglich auffallend; die meisten Tänzer hatten ein aufgeblasenes Marder oder Otterfell in der Hand, das, wenn man darauf drückte, ein pfeifendes Geräusch durch eine hölzerne Röhre machte. So wie dies Instrument jemand vor das Gesicht gehalten ward, und seinen Laut von sich gab, so fiel er auf der Stelle, allen Anschein nach todt nieder. Zuweilen lagen drey oder mehrere Mannspersonen und Frauensleute zugleich auf der Erde, allein sie erholten sich gleich wieder, und traten von neuen in den Tanz ein. Dies schien selbst den Vornehmen viel Vergnügen zu machen. Carver hörte allhier, daß diese Schläuche ihre Dii penates, oder Hausgötter wären.

Als man einige Stunden auf diese Art zugebracht hatte, so fieng das Gastmahl an. Man sah, daß alle die Gerichte aus Hundefleisch bestanden, und erfuhr, daß sie bey allen ihren öffentlichen Gastereyen kein ander Fleisch brauchten, und der junge Kandidat sucht daher, zu dem ebenerwähnten Feste es, wenn es auch noch so viel kosten sollte, herbeyzuschaffen. Eben diese Gewohnheit, Hundefleisch bey gewißen Gelegenhei-

ten zu eßen, ist bey verschiedenen Völkerschaften, in den Ländern eingeführt, die an den nordöstlichen Grenzen von Asien liegen. Der Verfaßer der Beschreibung von Kamtschatka, die auf Befehl der rußischen Kaiserinn herausgegeben ward, erzählt, daß die Einwohner von Korka, einem Lande gegen Norden von Kamtschatka, die, wie die Tartarn herdenweise herumziehn, ein Rennthier oder einen Hund schlachten, wenn sie den böser Geistern opfern, und daß sie davon das Fleisch eßen, den Kopf aber mit der Zunge auf einen Pfahl stecken, so daß die Stirn nach Osten gekehrt ist. Auch wenn sie ansteckende Krankheiten befürchten, so schlachten sie einen Hund, winden seine Gedärme um zwey Pfähle und gehen dazwischen durch. Diese Gebräuche, worinnen ihnen die Indier fast völlig gleich kommen, scheinen die Meinung, daß Amerika von diesen Gegenden aus sey bevölkert worden, noch mehr zu bekräftigen.

Carver erzählt noch von einem Tanz, weiß aber nicht zu was für einer Art von Tänzen er ihn rechnen soll, welchen die Indier aufführten, die auf sein Zelt zukamen, als er nahe beym See Prohin, an den Ufern des Missisippi, ans Land gestiegen war. Als er aus seinem Zelte herauskam, so sahe er ungefähr zwanzig nackte Indier, wovon die meisten so schön gewachsen waren, als er sie je gesehen

sehen hatte, nach der Musik ihrer Trommeln auf ihn zu tanzen. Alle zehn oder zwölf Schritte blieben sie stehn, und machten ein fürchterliches Geheul. Als sie sein Zelt erreicht hatten, so bat er sie herein zu kommen, welches sie auch thaten, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Er bemerkte, daß sie sich roth und schwarz bemahlt hatten, welches sie gewöhnlich thun, wenn sie gegen einen Feind ausziehn, und daß der feindselige Anführer, der seinen Gruß nicht erwiederte, sie abgeschickt hätte. Er entschloß sich daher, sein Leben so theuer zu verkaufen, als möglich, und setzte sich mit seiner Flinte und seinen Pistolen an der Seite auf seinen Koffer nieder, und befahl seinen Leuten, gut auf ihrer Hut zu seyn. Im Zelte setzten die Indier ihren Tanz abwechselnd fort, und besangen dabey ihre Heldenthaten, und die Vorzüge ihres Stammes vor allen andern. Um ihren Ausdrücken, die ohnehin schon so stark und kräftig waren, daß der beherzteste Mensch sich dadurch würde in Furcht haben setzen laßen, noch mehr Gewicht zu geben, schlugen sie beym Ende eines jeden Absatzes gegen die Pfähle seines Zeltes mit einer solchen Heftigkeit, daß er jeden Augenblick vermuthete, es würde über ihnen zusammenfallen. Sie hielten, so wie ein jeder in der Runde bey ihnen vorbey tanzte, ihre rechte Hand über ihre Augen, und sahen ihn starr ins Gesicht, wel-

ches er eben für kein Freundschaftszeichen halten konnte. Seine Leute hielten sich für verlohren, und er gesteht selbsten, daß er nie eine lebhaftere Furcht gefühlt habe. Als ihr Tanz fast zu Ende war, so bot er ihnen die Friedenspfeife an, allein sie wollten sie nicht annehmen. Er nahm daher seine letzte Zuflucht zu Geschenken, und suchte aus seiner Kiste etliche Bänder und andere Kleinigkeiten hervor, und bot sie ihnen an. Diese schienen sie in ihrem Entschluße wankend zu machen, und ihren Zorn etwas zu besänftigen; denn sie setzten sich nach einer kurzen Berathschlagung auf die Erde nieder, welches er für ein gutes Zeichen ansah. Und dies war es auch in der That, denn bald nachher nahmen sie die Friedenspfeife, zündeten sie an, und gaben sie ihn zuerst, und rauchten nachher selbst daraus. Sie nahmen darauf die Geschenke auf, die sie bis dahin kaum angesehen hatten, aber ihnen jetzt sehr willkommen zu seyn schienen, und verließen ihn als gute Freunde. Carver gesteht, daß er nie froher war, als jetzt, da er diese fürchterliche Gäste von Halse hatte. So sehr er es auch wünschte, so konnte er doch nie die eigentliche Absicht ihres Besuchs erfahren. Es war immer äußerst wahrscheinlich, daß sie feindliche Absichten hatten, und daß ihr Besuch bey später Nacht blos durch den großen Krieger war veranlaßt worden. Doch konnt es vielleicht,

wie er nachher erfuhr, auch geschehn seyn, um ihn eine große Ehre zu erzeigen, die gewöhnlich allen Anführern fremder Völkerschaften wiederfährt, wenn sie zu ihnen kommen; und daß die Punkte ihres Betragens, die ihnen verdächtig vorkamen, blos Würkungen ihrer Eitelkeit waren, und darauf abzielen sollten, den Fremden eine hohe Meinung von ihrer Größe und Tapferkeit einzuflößen. Den Morgen darauf, ehe er seine Reise fortsetzte, brachten ihm einige Frauensperſonen ein Geschenk von Zucker, welches er mit einigen neuen Bändern erwiederte.

Der Opfertanz hatte seinen Namen von keinem würklichen Opfer, das irgend einen guten oder bösen Geiste dargebracht wird, sondern es ist ein Tanz, den die Nadoweßier so nennen, weil er blos bey öffentlichen Freudensfesten aufgeführt wird. Als sich Carver bey ihnen aufhielt, so verlief sich ein schönes Reh in ihr Lager, wo es bald gefangen und geschlachtet ward. Da dies sich grade beym Neumonde zutrug, so sahen sie es als eine gute Vorbedeutung an. Es ward ganz gebraten, ein jeder im Lager erhielt sein Theil davon, und das ganze Fest ward mit einem solchen Opfertanze beschloßen.

Zu den Lustbarkeiten der Indianer gehört auch das Spiel, dem sie äußerst ergeben sind, und worin-

worinnen sie ihre schätzbarsten Reichthümer mit der grösten Gelaßenheit verlieren. Sie haben außer denen S. 422 angeführten Spielen noch folgende. Eines der vornehmsten ist das Ballspiel. Ihre Bälle sind etwas größer, als unsre Federbälle, und werden aus Rehfellen gemacht. Man nimmt ein Stück davon, feuchtet es mit Waßer an, um es weicher zu machen, und stopft es stark mit Rehhaaren aus, und näht es mit Sehnen zu. Die Ballhölzer sind ohngefähr drey Fuß lang, und haben am Ende eine Art von Rakete, die wie eine flache Hand aussieht, und aus Riemen besteht, welche aus einer Rehhaut geschnirten worden ist. Mit dieser Rakete fangen sie den Ball auf, und schlagen ihn weit weg, wenn sie nicht von der Gegenparthie, die ihn aufzufangen sucht, gehindert werden. Dies Spiel wird gewöhnlich von einem großen Haufen gespielt, der oft über dreyhundert stark ist, und gemeiniglich spielen verschiedene Partheyen gegeneinander. Zuerst werden zwey Pfähle, ungefähr achtzehenhundert Fuß von einander in die Erde geschlagen, und eine jede Parthie hat ihr eigenes Quartier dahinter. Der Ball wird gerade zwischen diesen Quartieren stark in die Höhe geworfen, und jede Parthie sucht ihn zuerst in das ihrige zu schlagen. Sie sind hierinnen so geschickt, daß der Ball fast in verschiedenen Richtungen im Flug bleibt, ohne

während des ganzes Spiels die Erde zu berühren. Sie dürfen ihn blos mit Raketen, und nicht mit den Händen auffangen. Sie laufen einander mit unglaublicher Geschwindigkeit nach, und wenn einer eben im Begriff ist, den Ball weit wegzuschlagen, so kommt ihm plötzlich ein Gegner zuvor, und schlägt ihn nieder. Sie spielen mit so vielen Eifer, daß sie sich oft verwunden, oder gar Arm und Beine zerbrechen; aber nichts desto weniger sieht man nie, daß solches aus Bosheit geschehe, und man hört nie von Zänkereyen zwischen den Parthien.

Auch von dem Hauswesen der Indianer müssen wir zu S. 319 einige Zusätze liefern. Die Vielweiberey ist bey ihnen erlaubt, und bey allen Ständen eingeführt. Die Oberhäupter haben ihrer gewöhnlich sechs bis vierzehen, die geringen Leute aber nehmen ihrer so viel, als sie mit ihren künftigen Kindern ernähren können. Es ist gar nichts ungewöhnliches, daß ein Indier zwey Schwestern heyrathet, zuweilen nimmt er die ganze Familie, und alle leben miteinander in der grösten Eintracht. Die jüngern Frauen begegnen den ältern mit Ehrerbietung, und alle diejenigen, welche keine Kinder haben, verrichten alle geringe Dienste für die fruchtbaren, so daß ihr Zustand wenig von der Dienstbarkeit unterschieden ist.

Allein sie verrichten demohngeachtet jeden Auftrag mit der grösten Bereitwilligkeit, weil sie hoffen, sich dadurch die Gunst ihres Mannes zu erwerben, und ebenfalls das Glück zu haben, Mutter zu werden. Man findet oft, daß ein Indianer sich seiner Frauen viele Jahre lang enthält. Einige Weiber, die nicht so glücklich sind, durch ihren Gehorsam und durch kluges Betragen, die Gunst ihres Mannes zu erwerben, bleiben sogar ihr ganzes Leben hindurch Jungfern, wenn er sie nicht irgend einem angesehenen Fremden anbietet, der sich nur eine kurze Zeit bey der Nation aufhält, daß er sich in keine dauerhafte Verbindung einlaßen kan. Sie gehorchen in solchem Fall ihrem Manne ohne Widerspruch, und laßen sich diese kurze Verbindung gerne gefallen; aber wenn sie sich ohne seinen Befehl diese Freyheit herausgenommen hätte, so würde sie eben so hart gestraft, als wenn sie die Ehe gebrochen hätte. Diese Art der Gastfreyheit ist bey den Völkerschaften, die tief im Lande wohnen, gebräuchlicher, als auf den Gränzen der Colonien, die schon ihre Sitten mehr nach den europäischen gebildet haben.

Die Heyraths-Ceremonien sind zwar bey den meisten nordamericanischen Völkern einerley; doch haben die Nadoweßier hierinnen etwas besonders. Wenn bey diesen ein junger Mensch sich

in

in ein Mädchen verliebt, so macht er ihren Eltern seine Neigung kund; und diese laden ihn ein, bey ihnen in ihrem Zelte zu wohnen. Er nimmt dies Anerbieten an, und macht sich anheischig, als einer von ihren geringern Bedienten bey ihnen zu bleiben. Während dieser Zeit geht er auf die Jagd, und bringt alles Wild, das er erlegt, der Familie, woraus der Vater erkennen kan, ob er im Stande sey, seine Tochter und ihre künftigen Kinder zu ernähren. Doch thun nur dieses junge Leute, wenn sie ihre erste Frau nehmen. Wenn diese Zeit verfloßen ist, so wird die Heyrath nach Landesart folgendermaßen vollzogen. Etliche von den ältesten männlichen Anverwandten des Bräutigams und der Braut begleiten das junge Paar aus ihren Zelten auf einen offenen Platz in der Mitte des Lagers, wo die Oberhäupter und Krieger zu ihrem Empfang beysammen sind. Von den letzten stellt sich ein Haufe in zwey Reihen auf beiden Seiten des Bräutigams und der Braut, so bald sie ankommen. Der vornehmste von den Oberhäuptern macht darauf der Versammlung die Ursachen ihrer Zusammenkunft bekannt, und erklärt, das Paar vor ihnen, welches er bey Namen nennt, sey gekommen, um öffentlich ihre Absicht kund zu thun, als Mann und Frau mit einander zu leben. Er fragt darauf beide junge Leute, ob sie Verlangen tragen, ihre Vereinigung

gung zu Stande gebracht zu sehen. Diese geben mit vernämlicher Stimme ihre Einwillung, worauf die Krieger ihre Pfeile über die Köpfe der Eheleute schießen, und der Anführer sie für Mann und Frau erklärt. Hierauf dreht sich der Bräutigam herum, bückt sich nieder, und nimmt seine Frau auf den Rücken, und trägt sie unter dem Zurufe aller Zuschauer nach seinem Zelte. Nun folgt ein Gastmahl, so prächtig, als es der junge Mann geben kan, und Gesänge und Tänze beschließen gewöhnlich das Fest.

Der Ehebruch wird bey ihnen für ein großes Verbrechen gehalten, und mit der größten Strenge bestraft. Der Mann beißt bey einem solchen Vorfall seiner Frau die Nase ab, und scheidet sich gleich von ihr. Die Kinder werden bey solchen Gelegenheiten zwischen den Eheleuten getheilt, und da man die Kinder für eine Last hält, so fallen bey ungleicher Zahl der Frau die meisten zu.

Die Indianer legen ihren Kindern die Namen mit vieler Feyerlichkeit bey, und sehen es überhaupt für eine wichtige Sache an. Es ist schwer zu bestimmen, wodurch sich die Indianer eigentlich unterscheiden. Außer den Namen des Thieres, wornach jede Nation und jeder Stamm benennt wird, giebt es noch persönliche Namen, welche die Kinder von ihrer Mutter erhalten.

Die

Die Oberhäupter unterscheiden sich auch durch einen Namen, der eine Beziehung auf ihre Fähigkeiten, oder die Hieroglyphe ihrer Familie hat; und diese bekommen sie, wenn sie das männliche Alter erreichen. Diejenigen, welche sich im Krieg, oder auf der Jagd hervorthun, oder sonst eine vorzügliche Eigenschaft besitzen, erhalten auch einen Ehrennamen, um ihre Thaten dadurch zu verewigen. So hieß z. E. der große Krieger der Nadowessier Ottatongumlischka, der große Vater der Schlange; Otta bedeutet Vater, tongum, groß, Lischka, Schlange. Ein anderer Anführer ward Honapadschatin, d. i. ein schneller Laufer über die Gebürge genennt; und Carver, als er von eben diesen Nadowessiern zu ihren Anführer erwählt wurde, bekam den Namen Schibaego, d. i. Schreiber, weil sie ihn oft hatten schreiben gesehen.

Zu dem, was wir im vorigen Theil S. 440 von dem Tode und Begräbnis der Indianer gesagt haben, fügen wir noch dieses hinzu. Ein Indianer erwartet seinen Tod in seiner Hütte mit eben der Gleichgültigkeit, mit welcher er ihm oft im Felde entgegen gieng. So bald der Arzt ihm sein Schicksal kund thut, so redet er die Umstehenden mit einer Faßung an, die bey einem so wichtigen Fall, die fast jedem andern Menschen so viel Furcht verursacht, die gröste Bewunderung verdient. Ist er einer von den Oberhäuptern, und hat er Familie; so hält er eine Art von Sterberede, worinnen er seinen Kindern allerhand nöthige Regeln giebt. Hierauf nimmt er Abschied von seinen Freunden, und befiehlt ein Gastmahl für diejenigen anzurichten, welche ihm eine Leichenrede halten wollen.

So bald er den Geist aufgegeben hat; so wird der Cörper eben so gekleidet, als er es gewöhnlich bey Lebzeiten war, das Gesicht wird bemahlt, und man setzt ihn auf einer Matte, oder auf einem Felle mitten in der Hütte in eine aufrechte Stellung und legt seine Waffen neben ihn. Hierauf setzen sich seine Anverwandte um ihn herum, und ein jeder hält nach der Reihe eine Rede an den Verstorbenen. War er ein berühmter Krieger, so erzählt er seine Heldenthaten ungefähr auf folgende Art, die in der Sprache der Indier sehr dichterisch und gefällig ist. „Du sitzest noch unter uns, Bruder, dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt, und ist dem unsrigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnehmung, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor etlichen Stunden Rauch zum großen Geist empor blies? Warum schweigen jetzt die Lippen, von denen wir erst kürzlich so nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren, als die Rehe auf den Gebürgen? Warum hängen diese Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume hinauf klettern, und den härtesten Bogen spannen konnten? Ach jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewundern und Erstaunen ansehen, ist jetzt wieder eben so unbeseelt, als es vor dreyhundert Wintern war. Wir wollen jedoch dich nicht betrauren, als wenn du für uns auf immer verlohren wärst, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden sollte; deine Seele lebt noch in dem großen Lande der Geister, bey den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahin gegangen sind. Wir sind zwar zurückgeblieben,

um

um deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen. Beseelt von der Achtung, die wir bey deinem Lebzeiten für dich hatten, kommen wir nun, dir den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe, und den Thieren auf dem Felde, oder den Vögeln in der Luft, zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen, und bereit seyn werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen."

In ähnlichen kurzen Reden erhebt jeder Anführer das Lob seines abgeschiedenen Freundes. Wenn dies vorbey ist, und sie befinden sich gerade in einer großen Entfernung von dem Begräbnisplatze ihres Stammes, oder wenn sich der Todesfall im Winter ereignet, so wickeln sie den Körper in Häute, und legen ihm auf ein hohes dazu errichtetes Gerüste, oder auf die Zweige eines grosen Baumes, und laßen ihn bis zum Frühling liegen. Alsdenn tragen sie ihn nebst allen übrigen Leichen ihres Stammes, auf den allgemeinen Begräbnisplatz, wo er unter gewißen Feyerlichkeiten begraben wird. Nach der Beerdigung setzen die Landsleute des Verstorbenen Hieroglyphen an die Stelle, damit man in künftigen Zeiten noch seine Verdienste und Vorzüge wiße. Wenn Indianer im Sommer so weit von dem Begräbnisplatz der Nation sterben, daß die Leiche in Fäulnis übergeht, ehe sie dahin gebracht werden kan, so wird das Fleisch von den Knochen getrennt, welche aufbewahrt, und nachher auf die gewöhnliche Art begraben werden. Da die

Wilden glauben, daß die Seelen der Verstorbenen sich in dem Lande der Geister noch auf die gewöhnliche Art beschäfftigen, daß sie sich ihren Unterhalt auf der Jagd erwerben müßen, und daß sie auch mit Feinden zu kämpfen haben; so begraben sie sie mit ihren Bögen, Pfeilen, und allen übrigen Waffen, die zur Jagd, oder zum Kriege dienen. Außerdem geben sie ihnen auch noch Häute und Zeuge zu Kleidungen, und allerhand Hausrath, und sogar Farbe, um sich zu bemahlen, mit in das Grab. Die nächsten Anverwandten des Verstorbenen betrauren seinen Verlust mit vielen anscheinenden Kummer und Schmerzen. Sie schreyen und heulen, und verdrehen ihre Glieder, wenn sie in der Hütte oder dem Zelte um die Leiche herum sitzen, sobald als die Pausen zwischen den Lobreden der Oberhäupter es erlauben.

Was die Trauer-Ceremonien anbelangt, so sind sie bey den verschiedenen Nationen verschieden. Bey den Nadowessiern zerstechen sich die Männer zum Beweiß ihres Schmerzens das Fleisch an den Aermen über den Ellbogen mit Pfeilen, wovon man sowohl bey Vornehmen als Geringen Narben findet; die Frauensperſonen im Gegentheil zerfetzen sich die Beine mit einem scharfen Kieselsteine, bis das Blut häufig herausquillt. Eine besondere Trauer-Ceremonie sah Carver bey den Nadowessiern. Die Bewohner eines benachbarten Zeltes verlohren ihren vierjährigen Sohn. Sie wurden über diesen Verlust so gerührt, daß der Vater durch seinen Kummer und den Verlust von Blut sich den Tod zuzog. So bald die Frau, die vorhin schon untröstlich war, ihren Mann sterben sah, so hörte sie auf

ein-

einmal auf zu weinen, und ward völlig heiter und gelaßen. Da man sie über diese schnelle Veränderung befragte; so sagte sie: daß der Gedanke, daß ihr Kind seiner großen Jugend wegen im Lande der Geister sich seinen Unterhalt nicht würde verschaffen können, sie und ihren Mann sehr beunruhigt hätte; aber da ihr Mann selbst dahin gegangen wäre, der sein Kind zärtlich liebte, und die Jagd sehr gut verstünde; so hätte sie aufgehört zu trauern, denn jetzo wäre sie überzeugt, daß ihr Kind glücklich wäre, und wünschte nichts mehr, als bald bey ihm zu seyn. Sie gieng nachher alle Abend an dem Baum, wo ihr Mann und ihr Sohn lagen, und schnitt eine Locke von ihrem Haare ab, welches sie auf die Erde streuete, und bedauerte in einem schwermüthigen Liede ihr Schicksal. Ihre Lieblings-Materie waren die Thaten herzurechnen, die ihr Sohn verrichtet haben würde, wenn er länger gelebt hätte, und sie redete oft auf folgenden Inhalt: „Wärest du bey uns geblieben mein Sohn, wie schön würde der Bogen deine Hand geziert haben, und wie tödtlich würden deine Pfeile den Feinden unsres Stammes geworden seyn. Du würdest oft ihr Blut getrunken, und ihr Fleisch gegeßen haben, und zahlreiche Sclaven wären die Belohnung deiner Arbeit gewesen. Mit starken Arme würdest du den verwundeten Büffel niedergeworfen, oder den wütheten Bären bekämpft haben. Du hättest das fliegende Elendsthier eingeholt, und auf dem Gipfel der Gebürge den schnellesten Rehe Troß geboten. Was für Thaten würdest du nicht verrichtet haben, wenn du das Alter der Kraft erreicht hättest, und von deinen Vater in allen Vollkommenheiten wärest unterrichtet worden."

In ähnlichen Ausdrücken beklagen die Indianer den Verlust ihrer Todten. Ueberhaupt beobachten sie die Trauer über ihre Todten sehr streng. Bey einigen Völkern schneiden sie sich das Haar ab, bemahlen sich das Gesicht schwarz, und sitzen in einer aufrechten Stellung mit dicht zugebundenen Kopf und entsagen allen Vergnügungen. Diese Strenge beobachten sie etliche Monate lang, und einen geringern Schein von Trauer wenigstens etliche Jahr. Zuweilen währt dieser Beweiß ihrer Achtung etliche Stunden, und wenn es ihren Nachbarn gerade einfällt, so stimmen sie gemeinlich mit in den Klaggesang ein.

Nun zum Beschluß noch etwas weniges von der Zeitrechnung und Sprache der Indianer. Sie theilen ihre Zeit, ungeachtet ihrer gänzlichen Unwissenheit in der Sternkunde auf eine sehr vernünftige Art ein. In den innern Gegenden von Nordamerica, von deren Bewohnern wir hier vorzüglich reden, rechnen sie ihre Jahre nach Wintern oder wie sie sich auch ausdrücken, nach Schneen. Einige Völkerschaften rechnen ihre Jahre nach Monden, u. geben jedem Jahre 12 synodische oder Mondenmonate, und zählen nach dem Verlaufe von dreyßig Monaten, worauf sie ihre Rechnung wie zuvor wieder anfangen. Sie achten sehr genau auf jeden Neumond, und äußern ihre Freude darüber durch besondere Töne und dadurch, daß sie ihre Hände gegen ihn empor heben. Ein jeder Monat hat bey ihnen einen besondern Namen, der die Jahrszeit ausdrückt, in welche er fällt. So nennen sie z. B. den März, mit dem sich ihr Jahr bey den ersten Neumonde nach der Frühlingsnachtgleiche anfängt, den Wurmmonat, weil

weil um diese Zeit die Würmer ihre Schlupfwinkel in der Rinde von Bäumen, im Holze u. s. w. worinnen sie sich den Winter über aufhielten, verlaßen. Der April heist der Pflanzenmonat, der May der Blumenmonat, der Julius der Bockmonat ꝛc. Die Ursache dieser Benennungen ist deutlich genug. Der Augustmonat heist der Störmonat, weil sie in diesem Monate eine grose Menge von dieser Fischart fangen. Der September heist der Kornmonat, weil sie in diesem Monat ihr indisches Korn einsammlen. Der October heist der Reisemonat, weil sie um diese Zeit ihre Dörfer verlaßen, und in die Gegenden reisen, wo sie den Winter über zu jagen denken. Der November wird von ihnen der Bibermonat genennt, weil die Biber in diesem Monat anfangen, sich in ihren Häusern zu halten, da sie hinreichenden Vorrath auf den Winter eingesammelt haben. Der December heist der Jagdmonat, weil sie diesen Monat mit der Jagd zubringen. Der Jenner der kalte Monat, da es in diesem Monat gewöhnlich stärker friert, als im ganzen Jahr u. übrigen Winter. Den Febr. nennen sie den Schneemonat, weil darin gemeiniglich der meiste Schnee fällt. Wenn der Mond nicht scheint, so sagen sie der Mond ist todt, und einige nennen die drey letzten Tage desselben, die nakten Tage. Die erste Erscheinung des Mondes nennen sie sein Wiederaufleben. Sie haben keine Eintheilung von Wochen, aber Tage zählen sie nach Schlafen. Halbe Tage bestimmen sie, indem sie des Mittags auf die Sonne zeigen, und viertel Tage durch den Aufgang und Untergang der Sonne; und um dies auszudrücken, bedienen sie sich in ihrer Ueberlieferung sehr auffallender Hieroglyphen.

Die Indier sind eben so unwißend in der Erdbeschreibung, als in andern Wißenschaften, und demohngeachtet zeichnen sie auf Birkenrinde sehr genaue Karten von den Gegenden, die sie kennen. Blos die Breite und Länge fehlt, um sie vollkommen zu machen. Ihre ganze Kenntniß in der Astronomie besteht darin, daß sie den Polarstern bestimmen können, nach welcher sie sich auch richten, wenn sie bey Nacht reisen. Sie rechnen die Entfernung der Oerter nicht nach Meilen, sondern nach Tagereisen, die nach der richtigsten Rechnung, die man machen konnte, ungefähr zwanzig englische Meilen betragen mögen. Sie theilen sie in halbe und viertel Tagereisen ein, und geben sie auf ihren Karten mit großer Genauigkeit durch die eben angeführten Hieroglyphen an, und können sie in ihren Rathsversammlungen, wenn sie Partheyen zum Kriege auf die Jagd ausschicken, sehr richtig bestimmen. Von der Rechenkunst haben sie gar keinen Begriff; sie zählen zwar sehr weit, aber sie kennen die Zahlzeichen eben so wenig als die Buchstaben. Bey den Nadoweßiern bemerkten einige von ihren Anführern eine Zeichnung von einer Mondsfinsterniß in einem astronomischen Buche, welches ein Engländer in der Hand hielt, und baten ihn, daß er sie ihnen zeigen möchte. Er gab ihnen das Buch von ungefähr zusammengemacht hin; allein sie zählten die Blätter, bis sie an die Stelle kamen, wo das Kupfer war. Nachdem sie es angesehen, und viele Fragen darüber gemacht hatten, so sagte er ihnen, daß sie nicht nöthig gehabt hätten, das Blatt, worauf die Zeichnung war, mit so vieler Mühe aufzusuchen, denn er könnte ihnen, ohne die Blätter zu zählen, gleich sagen, wo es sich befände, und wie

viele

viele Blätter vorher giengen. Dies kam ihnen äußerst wunderbar vor, und sie baten ihn, ihnen die Möglichkeit davon zu zeigen. Er bat daher einen von ihnen, der das Buch in der Hand hatte, es aufzuschlagen, wo er wollte, und den Rand sorgfältig zuzuhalten, damit er nicht im Stande wäre, die Blätter zu zählen. Er that es mit grosser Behutsamkeit, und demungeachtet konnte er ihm leicht die Anzahl der Blätter sagen, indem er oben auf die Pagina sah. Er zehlte sie ordentlich über, und fand, daß seine Angabe richtig war. Wie die Indier sahen, daß er dies zu verschiedenenmalen that, und immer ohne zu irren, so sahen sie eben so erstaunt aus, als wenn er Todte auferweckt hätte. Sie konnten sein Verfahren blos dadurch erklären, daß das Buch ein Geist wäre, der ihm alles zuraunte, was er von ihm zu wißen verlangte.

Was endlich die Sprachen der Nordamericaner anbelangt, so können sie in vier Hauptsprachen abgetheilt werden. Die erste wird von den Irokesischen Völkerschaften in den östlichen Gegenden, die zweyte von den Tschipiwäern oder Algonkiern in den nordwestlichen, die dritte von den Nadoweßiern in den westlichen, und die vierte von den Tschewokisen und Tschikasaern in den südlichen geredet. Eine oder die andere davon ist die Sprache aller Indianer, welche die Gegenden zwischen der Küste von Labrador bis an Florida, und von den atlantischen Meere bis an die Südsee bewohnen, so weit sich nämlich die Entdeckungen der Europäer erstrecken. Doch scheint von allen diesen die tschipiwäische Sprache am ausgebreitesten zu seyn, und wird überhaupt so sehr geschätzt, daß die Oberhäupter von mehr als dreyßig Stämmen

men

men, die bey den großen Seen, oder westwärts davon an den Ufern des Missisipi, oder südwärts bis an den Ohio hinunter, und nordwärts bis an die Hudsonsbay wohnen, sie fast allein in ihren Rathversammlungen reden, ungeachtet jedes Volk seine eigene Sprache hat. Es ist wahrscheinlich, daß diese Sprache noch mehr ausgebreitet werden wird, da es niemand wagt, weite Reisen zu unternehmen, und zu Unterhandlungen mit einem entfernten Volk für tüchtig gehalten wird, der die tschipiwäische Sprache nicht versteht. Jetzo wird die Sprache schon von den Ottowaern, Sakiern, Ottogamiern, den Kollistinern und Nipegonern gesprochen. Ihre Mundart ist nur wenig verschieden. Diese Sprache hat keine weitschweifige unnütze Ausdrücke, die Aussprache ist reich, und sie ist überhaupt wortreicher, als eine jede andere Sprache. Da sie nichts von Complimenten wißen, so haben sie blos Ausdrücke für ihre Bedürfniße und etliche Bequemlichkeiten des Lebens, wovon sie aber nur wenige kennen. Die nadoweßische Sprache wird mit einen scharfen Accent gesprochen, sie hat keine Kehltöne, und ist daher leicht zu lernen, auszusprechen und zu schreiben. Sie ist fast so reich als die Tschipiwäische, und zugleich die herrschende auf der Westseite des Missisippi. Da aber die Indianer keine Buchstaben kennen, so ist es schwer den Ton ihrer Worte genau auszudrücken. Ungeachtet dieses Mangels aber können sich die Indianer dennoch gewißermasen durch Hieroglyphen ihre Begriffe verständlich machen, die ungefähr dazu dienen, das Andenken vorzüglicher Handlungen oder Begebenheiten zu erhalten. Wenn sie z. B. auf ihren Streifereyen ein wichtiges Unternehmen ausgeführt ha-

ben, oder auszuführen willens sind; so schälen sie die Rinde von den Bäumen, die sie auf dem Wege antreffen, und bezeichnen dadurch den zurückgebliebenen Partheyen den Weg, den sie nehmen möchten, um sie einzuholen. Als Carver mit seinen Reisegefährten den Mississippi verlies und nach dem Obern See den Fluß Tschipiwá hinaufgieng, so bezeichnete das Oberhaupt der Tschipiwäer dieses auf folgende Art: er schälte die Rinde von einem großen Baum, beym Ausfluß der Tschipiwá und machte mit Holzkohlenstaub, der mit Bärenfett vermischt war, und ihnen anstatt der Dinte diente, ein rohes aber deutliches Zeichen der Ortschaft der Ottagamier. Auf der linken Seite davon zeichnete er einen Mann in Rehfellen, wodurch die Radowesier angedeutet werden, und aus seinem Mund gieng ein Strich in den Mund eines Rehes, dem Sinnbild der Tschipiwäer. Hierauf zeichnete er noch weiter zur Linken einen Kanoe, der den Fluß hinauf gieng, worinnen ein Mann mit einem Hute saß. Hiezu fügte er noch verschiedene Sinnbilder, unter andern die Friedenspfeife am Vordertheil des Canoes. Die Bedeutung dieser Zeichnung war, daß ein Anführer der Tschipiwäer in der Ortschaft der Ottagamier von etlichen Oberhäuptern der Radowesier wäre gebeten worden, den Engländern, die sich eine Zeitlang bey ihnen aufgehalten, den Fluß Tschipiwá hinauf zu führen, und daß sie ihn daher sicher seine Fahrt vollenden laßen möchten. Zum Beschluß wollen wir ein Lied der Radowesier hiehersetzen, welches sie zu Anfang der Jagd singen:

Meo acuua eschta pata negoschtaga schedischa mena. Tongo Uakon meo voschta pata acuua. Hopinigahie ouie accugie meo, voschta pata oto

tahi-

tahinoſcha meo tiebie. d.i. Ich will aufſtehen vor der Sonne, und jenen Hügel beſteigen, zu ſehen, wie das neue Licht die Dünſte wegjagt, und die Wolken vertreibt. Und wenn die Sonne weg iſt, leihe mir, o Mond, hinreichendes Licht, mich ſicher nach meinem Zelte, mit Wild beladen, zurück zuführen.

Und hiemit ſchließen wir die Sammlung der Nachrichten von den Sitten und Meinungen der americaniſchen Wilden. Wir haben ſie ſo geliefert, wie wir ſie empfangen haben. Man ſieht daraus, daß die Wilden bey weiten noch nicht ſo verächtlich ſind, als man ſie ſich gemeiniglich vorſtellt. Ob ſie gleich die Hülfe der Wißenſchaften nicht genießen; ſo ſind doch viele von ihren Einrichtungen und Anſtalten merkwürdig, und der Philoſoph findet hier Stoff genug, aus den Beobachtungen zu raiſonniren. Hier und dar haben wir zwar Anmerkungen beygebracht; hätten wir es aber überall thun wollen, wo ſich uns Gelegenheit dazu gezeigt hatte, ſo würde dies Werk über die Maaſen gewachſen ſeyn. Wir legen uns deswegen keinen andern Namen, als den Namen eines Sammlers bey. Mit eigenen Augen haben wir nicht geſehen, und überlaßen die Gewährleiſtung denjenigen, von welchen wir die Nachrichten genommen haben.

Ende des vierten und letzten Bandes.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Gs.

Burmann

4